„das gueth von alten Lern"

Jugend-Festschrift
für Karl Steinert
zum 60. Geburtstag

„das gueth von alten Lern"
Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag

036141
62hh

BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK
Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Eötvös-Loránd-Universität, Band 40
Verantwortlicher Herausgeber: Karl Manherz
ISSN 0138-905X

MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

ISBN 963-463-555-5
© beim Herausgeber und bei den Autoren
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
das der Übersetzung und des öffentlichen Vortrags,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf ohne
schriftliche Genehmigung des Herausgebers/der Autoren
reproduziert, elektronisch verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.
Druck: EFO Verlag und Druckerei, Budapest
Budapest 2002
Printed in Hungary

M. TUD. AKADÉMIA KÖNYVTÁRA
Könyvtelár 3860/02

ELTE Germanistisches Institut
H–1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19–21.
Tel.: (+36 1) 251 0155 – Fax: (+36 1) 343 2311
e-mail: germanistik@mailbox.hu
http://germanistik.elte.hu

235350

„das gueth von alten Lern“

Jugend-Festschrift
für Karl Manherz
zum 60. Geburtstag

Herausgegeben von
Ulrich Langanke

MTAK
0 00013 46810 1

Budapest, 2002

INHALT

GRUSSWORT 7

VORWORT DES HERAUSGEBERS 9

I. SPRACHWISSENSCHAFT 13

Rita Brdar-Szabó:
Quo vadis, Kontrastive Linguistik? Aufgaben einer Disziplin im Spannungsfeld von Deskription, Sprachtypologie und Theoriebildung 15

Koloman Brenner:
Affrikaten konfrontativ – ein Vergleich ungarndeutsch vs. ungarisch 31

Ágnes Dávid:
Englische Elemente in der gesprochenen deutschen Gegenwartssprache.
Soziolinguistische Ergebnisse einer korpusbasierten Analyse 43

Zsuzsa Gerner:
Zur Entwicklung der mhd. einfachen Vokale und Diphthonge in den deutschen Mundarten zweier Gemeinden in Südungarn 61

Mihály Harsányi:
Strukturelle Entwicklung mehrgliedriger Nebensatzprädikate im Ödenburger Deutsch 84

Ulrich Langanke:
Das linguistisch-semantische Phänomen „außersprachliche Wirklichkeit" und die Biologie der Realität 97

Éva Márkus:
Besonderheiten im Deklinationssystem des Bairischen (Nomina, Determinative, Adjektive) – am Beispiel der donaubairischen Mundart der Ungarndeutschen 119

Marton Méhes:
Im Spannungsfeld von Leere und Fülle.
Versuch einer Integration klassischer Namentheorien
in eine komplexe theoretische Auffassung vom Nomen Proprium . 139

Balázs Sára:
Zur historischen Entwicklung des deutschen Verbalsystems:
Temporalität – Aspektualität – Modalität – Distanz 153

István Solti:
Standardisierung und sprachliche Norm ab dem 17. Jahrhundert:
Die Rolle von Schottelius 175

József Tóth:
Die Kontinuität der Wortfeldforschung 187

II. LITERATURWISSENSCHAFT..... 201

Anita Soós:
Narration – (Ver)führung – (Be)deutung: Ein vergleichender Deutungsversuch von Sören Kierkegaards „Das Tagebuch des Verführers", „Die Wiederholung"
und „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" 203

Dezső Szabó:
Literarische Darstellung und die Medien – Eine einführende Untersuchung auf Basis von Werner Faulstichs „Vermittlung und Rezeption" 215

Károly Szabó:
Friedrich Dürrenmatt „Frank der Fünfte" –
Groteske Vermischung der Gattungen 225

III. SPRACHPOLITIK UND GESCHICHTE 237

Péter Baksy:
Sprachplanung als Mittel zur Gestaltung der Nationalsprache 239

Vince Paál:
Nationale Identität und Minderheitenpolitik: Gustav Gratz 259

GRUSSWORT

Am 1. Mai 2002 feiert Professor Dr. Karl Manherz seinen 60. Geburtstag. Mit der vorliegenden Festschrift wird einer der führenden Germanisten und Experten des Ungarndeutschtums in Ungarn geehrt.

Der Beginn seines Werdeganges ist ihm gewissermaßen schon in die Wiege gelegt worden: Er wurde in der ungarndeutschen Gemeinde Pilisvörösvár/Werischwar in eine ungarndeutsche Familie geboren. Die Manherz gehören noch heute zu den bekanntesten Familien dieses Ortes, wie man sich bei einem Besuch leicht überzeugen kann. Aber während seines Studiums waren die Zeiten alles andere als günstig, um sich mit der deutschen Sprache oder dem Ungarndeutschtum wissenschaftlich zu beschäftigen, da bekanntlich nach dem Zweiten Weltkrieg eine kaum förderliche Stimmung gegenüber allem Deutschen herrschte. Prof. Manherz – und das macht die Besonderheit seines Werdeganges aus – ließ sich davon nicht abbringen und verfolgte seinen Weg beharrlich.

Nach dem Studium der Germanistik und Hungarologie an der Budapester Eötvös-Loránd-Universität promovierte er 1968 im Fachbereich Germanistische Sprachwissenschaft. 1971 erlangte er an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften den wissenschaftlichen Grad „Kandidat der Sprachwissenschaften", die Habilitation erfolgte 1994. Seit 1970 war Professor Manherz Lehrbeauftragter im Deutschen Seminar und später in der Fachgruppe für Allgemeine Germanistik an der Philosophischen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität tätig. 1977/78 hielt er sich als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung in Marburg und München auf.

1981 erhielt er einen Ruf an die Eötvös-Loránd-Universität als Leiter des Lehrstuhls für Germanistik und Romanistik. Den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bildete die Soziolinguistik mit dem Bereich Sprachgeographie. Unter seiner Leitung wurde die Forschungsgruppe am Ungarndeutschen Sprachatlas und Wörterbuch gegründet. Darüber hinaus hat sich Professor Manherz an der Eötvös-Loránd-Universität in verschiedenen Ämtern engagiert. Zunächst von 1984–87 als Prodekan der Philosophischen Fakultät und von 1987–89 als Prorektor. Von 1993

bis 2000 und seit 2001 erneut steht Professor Manherz der Philosophischen Fakultät als Dekan vor.
Professor Manherz bekleidete nach dem Systemwechsel auch bildungspolitische Ämter. 1989/90 war er als Stellvertretender Minister im Ministerium für Kultur und Bildung tätig. Nach den Wahlen 1990 war er bis Februar 1991 Staatssekretär im Ministerium für Kultur und Bildung, ehe er dann als Staatssekretär für Fragen der ungarländischen ethnischen Minderheiten in das Amt des Ministerpräsidenten berufen wurde.
Durch die Gründung des Germanistischen Instituts an der Eötvös-Loránd-Universität am 1. März 1992 hat sich Professor Manherz einen Ruf als Wissenschaftsmanager erworben. Seither wurden eigene Lehrstühle für die Fachbereiche der Germanistik, für Skandinavistik und für Nederlandistik aufgebaut. Staatliche und private finanzielle Mittel wurden angeworben. Zu diesem marktnahen, offenen und modernen Führungsstil gehörte aber auch, dass er wissenschaftliche Projekte, die nicht unmittelbar in seinem Interessensgebiet lagen, im Sinne eines breit gefächerten Lehrstuhlcharakters unterstützte.
Professor Manherz hat dem Nachwuchs stets besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er verstand es, junge Leute aus Ungarn, aber auch aus Deutschland für die Beschäftigung mit der deutschen Sprache zu gewinnen und talentierte Studierende zu besonderen Leistungen anzuspornen. Als Kuratoriumsmitglied des Europa-Instituts, das jungen europäischen Nachwuchswissenschaftlern Stipendien in Ungarn zur Verfügung stellt, ist es ihm gelungen, junge Leute nach Ungarn zu holen und sie in die ungarische Wissenschaftslandschaft zu integrieren.
Darüber hinaus war Professor Manherz in vielen Ehrenämtern in Ungarn, Deutschland und Österreich tätig und erhielt für seine Verdienste um die deutsche Sprache und das Ungarndeutschtum Auszeichnungen des Landes Baden-Württemberg, der Republik Österreich und das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.
Alle an der Festschrift Beteiligten gratulieren dem Jubilar herzlich und wünschen ihm viele weitere Jahre voller Schaffenskraft und Gesundheit.

Budapest, im Mai 2002

Der Botschafter der
Bundesrepublik Deutschland
in Ungarn
Wilfried Gruber

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Diese Jugend-Festschrift, die zur Ehrung der Verdienste von Prof. Dr. Karl Manherz zu seinem 60. Geburtstag erscheint, darf es sich erlauben, von den üblichen Funktionen und Standards für Festschriften zu derartigen Anlässen ein wenig abzuweichen, werden diese doch bereits von einer anderen Festschrift übernommen.
Es war während der ganzen Entstehungszeit dieser Arbeit zu spüren, dass die Gelegenheit zu einer eigenständigen Form des Dankes zahlreichen jüngeren und jung gebliebenen Wissenschaftlern, die im Wirkkreis von Karl Manherz tätig sind, ein persönliches Anliegen war. Daher sollen nun auch der fachlich konstruktive und menschlich wertvolle Umgang von Jung und Alt miteinander – Kriterien, die den Jubilar für uns zu einem Vorbild werden lassen – im Mittelpunkt dieser Ehrung für Professor Manherz stehen.

"das gueth von alten Lern"[1] – die würdevolle Gestaltung des Verhältnisses Förderer–Geförderter

Die Geschichte ist voll von Beziehungen zwischen Mäzenen und ihren Zöglingen, Ziehvätern und Ziehsöhnen, Lehrern und Schülern, die sich – für beide Seiten und die Nachwelt – nicht immer zum Vorteil entwickelt haben. Ein korrekter und angemessener menschlicher Umgang ist die beste Grundlage für eine konstruktive Zusammenarbeit. Der Förderer öffnet Türen, nicht nur eine, zeigt Wege und Ziele auf, nicht nur die seinen, er weist auf Hindernisse hin, er begleitet und teilt seine Erfahrungen mit, aber er respektiert den jungen Menschen als unabhängige Persönlichkeit, der kein Werkzeug für die Stabilisierung der eigenen Lebensleistung ist. Der junge Mensch, der dieses Förderklima genießen darf, hat im Gegenzug die Verpflichtung, sich in diesem Geiste zu einer aufrichtigen, ernsthaften und gleichermaßen hilfsbereiten Persönlichkeit zu

[1] Aus dem Sankt-Johanner Kodex.

entwickeln. Dieses Fördern ist eine Tugend, die umso höher einzuschätzen ist, als eigene Interessen des Förderers vornehm in den Hintergrund treten, um dieses subtile Verhältnis nicht vorzubelasten.
Wir möchten Professor Manherz für diese Souveränität im Umgang mit seinen Studenten danken; ein Blick auf das Themenspektrum der hier veröffentlichten Beiträge weist im Übrigen auf die Offenheit und Vielfältigkeit des wissenschaftlichen Profils unter Karl Manherz hin.
Selbst durchaus jung geblieben, ist sein ehrliches Interesse an der beruflichen, fachlichen und persönlichen Entwicklung der jungen Menschen stets eine Ermutigung. Professor Manherz erwartet dabei nicht mehr als das, was er selbst beständig vorlebt. Seine Tugenden wie Fleiß, Zuverlässigkeit, Beständigkeit und Ehrlichkeit sollten uns auf unserem eigenen Weg stets dazu mahnen, auf würdige Weise das Ansehen unseres Lehrers mit der eigenen Leistung so gut wie möglich zu bewahren und zu mehren.

"das gueth von alten Lern" – Toleranz und Verständigung

Als Mensch, Wissenschaftler und Wissenschaftsmanager: Professor Manherz verbindet, baut Brücken. Karl Manherz wirkt und überzeugt durch eine versöhnliche, tolerante, kulturübergreifende, konstruktive und integrative Sichtweise und ist damit für uns, die wir einer Generation junger europäischer Nachwuchswissenschaftler angehören, ein Vorbild. Sein wissenschaftlicher Forschungsschwerpunkt in den Bereichen Mundartforschung und Soziolinguistik dient ebenso der interkulturellen Verständigung und Toleranz wie sein Engagement auf institutioneller Ebene im In- und Ausland. Wenn der persönliche Umgang, der Kreis der Vertrauten und die menschlichen Bindungen Aufschluss zu geben vermögen über diesen Geist: Die Autoren in dieser Dankschrift stehen dafür und fühlen sich auch weiter dem Vorbild von Karl Manherz verpflichtet. Als Stipendiaten oder Mitarbeiter am Europa-Institut Budapest wirkten und wirken einige aktiv an einer europäischen Verständigung mit, zwei Gratulanten tragen durch ihre Arbeit an ungarischen Kultureinrichtungen in Stuttgart und Berlin zum gegenseitigen Verständnis zwischen dem deutschsprachigen und dem ungarischsprachigen Kulturraum bei.
Die Auswahl der Förderer dieser Festschrift, der Verfasser des Grußwortes und auch die Person des Herausgebers selbst – sie stehen symbolisch für den Dank des deutschsprachigen Auslands gegenüber dieser eminent europäischen, weil verbindenden Tätigkeit von Karl Manherz. Sein Wirken steht im Dienste gegenseitiger Verständigung und Beziehungsintensivierung zwischen den deutschsprachigen Ländern und seiner Heimat.

Mit Ihrem Vertrauen uns jungen Menschen gegenüber haben Sie sich, lieber Herr Professor, zu Ihrem 60. Geburtstag wahrlich eine „Jugend"-Festschrift verdient.

Zu Dank verpflichtet bin ich Katarina Kezerić für die muttersprachliche Erstlektorierung sowie László Jónácsik für wertvolle philologische Anregungen und Hilfe bei den Korrekturlesungen.

Für die großzügige Unterstützung, ohne die die Erstellung dieser Festschrift nicht möglich gewesen wäre, bleibt folgenden Einrichtungen zu danken:

Alexander von Humboldt-Stiftung

Alexander von Humboldt
Stiftung/Foundation

Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Ungarn

Goethe-Institut Inter Nationes Budapest

GOETHE INSTITUT
INTER NATIONES

Österreichisches Kulturforum Budapest

osztrák kulturális fórum

Budapest, im Mai 2002

Ulrich Langanke

I.

SPRACHWISSENSCHAFT

Rita Brdar-Szabó (Budapest)

Quo vadis, Kontrastive Linguistik? Aufgaben einer Disziplin im Spannungsfeld von Deskription, Sprachtypologie und Theoriebildung

> Arguably most future progress in our understanding of a well-studied language like German will come from research in comparative grammar that puts the well-known facts in a new perspective, suggesting correlations between several of the language's properties that were not recognized before and ruling out hypotheses that were constructed on the basis of just one language. (Haspelmath 1998: 183)

1. Einleitung

Laut Dudenband „Zitate und Aussprüche" wird der Titel des weltberühmten Romans von Henryk Sienkiewicz in der deutschen Sprachgemeinschaft heute „[...] häufig mit einer Anrede wie in 'Quo vadis, Hollywood?' oder 'Quo vadis, Europarat?' verbunden [...]" zitiert, „[...] wenn man äußerst skeptisch fragen will: 'Wohin wird das führen?' oder 'Wer weiß, wie das noch enden wird?'" Neuerdings bringt Gerhard Helbig (2000: 3) seine Sorgen um das Schicksal der deutschen Grammatik mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Quo vadis, Grammatik?" Anlass seiner Besorgtheit sind neueste Entwicklungen der linguistischen Theoriebildung, wobei er befürchtet, dass die empirischen Fakten der einzelsprachlichen Grammatik durch die Überbetonung allgemeiner kognitiver Prozesse und Mechanismen an den äußersten Rand der Sprachwissenschaft gedrängt werden könnten. Dieser Befürchtung möchte ich entgegenhalten, dass die Kontrastive Linguistik (KL), eine Disziplin, die sich im Spannungsfeld von Deskription, Sprachtypologie und Theoriebildung befindet, die Entfremdung von einzelsprachlicher Grammatik und Sprachtheorie, die „Entsprachlichung" der Sprachwissenschaft zu verhindern helfen könnte und sollte. Diese These soll im Folgenden erläutert werden, wobei die für die KL konstitutiven Funktionen des Sprachvergleichs diskutiert und anhand einer kontrastiven Fallstudie veranschaulicht werden sollen.

Obwohl ich mich zur o.a. These bekenne, bin ich mir zugleich auch dessen bewusst, dass es sicherlich nicht wenig potentielle Rezipienten gibt, die den Titel dieses Beitrages dahingehend interpretieren würden, dass die KL mit großer Skepsis zu betrachten und höchstens wohlwollend-schulter-

klopfend zu beschmunzeln sei. Diese Auslegung des Titels ist nicht nur durch die Duden-bezeugte Konventionalisierung des sprachlichen Ausdrucks zu erklären, sondern auch durch Unsicherheiten hinsichtlich der Gegenstandsbestimmung der KL, d.h. durch eine zu enge oder zu weite Fassung ihres Untersuchungsgegenstandes. Folgende idealisierte Typen lassen sich dabei beobachten:

A. KL wird als Auflistung von interlingualen Unterschieden mit praktischen Zielsetzungen verstanden.
B. KL wird als Auflistung von interlingualen Ähnlichkeiten und Unterschieden mit praktischen Zielsetzungen aufgefasst.
C. KL wird mit angewandter Übersetzungswissenschaft identifiziert.
D. KL wird mit Sprachvergleich gleichgesetzt.
E. KL wird mit Sprachvergleich und Sprachkontakt identifiziert.

Typ A, B und C repräsentieren die enge Auffassung, D und E dagegen zwei grundlegende Stufen einer großzügigen Gegenstandsbestimmung. Es versteht sich von selbst, dass die o.a. grob gefassten Typen eine feinmaschige Binnendifferenzierung zulassen, etwa nach der genauen Art der praktischen Zielsetzungen bzw. nach Art des Sprachkontaktes. Mir kommt es hier jedoch nicht auf eine präzise Taxonomie an, vielmehr möchte ich die grundlegenden Typen herausstellen, welche sich wiederum sowohl auf aktive KL-Forscher als auch auf Kritiker und Rezipienten der KL beziehen können.

Die drei grundlegenden Typen der engen Gegenstandskonstitution der KL etablierten sich in den späten 60er bzw. in den frühen 70er Jahren als Teilgebiet der angewandten Sprachwissenschaft mit einem eng beschränkten sprachpädagogischen und übersetzungsdidaktischen Aufgabenbereich. Es stellten sich bald Enttäuschung und Verbitterung ein, sowohl unter Sprachwissenschaftlern als auch unter Fremdsprachendidaktikern und -lehrern sowie unter Übersetzungstheoretikern wie -praktikern. Erstere waren deswegen enttäuscht, weil echtes Erkenntnisinteresse kurzsichtigen, auf schnellen Erfolg bedachten Anwendungsinteressen weichen musste, letztere waren dagegen deswegen unzufrieden, weil ihre Fachgebiete ja höchst komplexe Tätigkeitsfelder sind, die sich nicht ohne weiteres unter angewandte Sprachwissenschaft subsumieren lassen, sondern einen interdisziplinären Zugang erfordern. Es lässt sich wissenschaftshistorisch eindeutig belegen, dass Skepsis, Geringschätzung, ja sogar eine ausdrücklich ablehnende Haltung gegenüber der KL in den 80er Jahren beinahe die Regel wurde. Dass sich dieses negative Image der KL teilweise bis in die unmittelbare Gegenwart hinein halten konnte, geht jedoch nicht ausschließlich aufs Konto der Verfechter der engen Gegenstandsfestlegung. Vertreter der allzu großzügigen Gegenstandskonstituierung haben nämlich auch dazu beigetragen, dass die Disziplin in linguistischen Kreisen vielfach immer noch negativ bewertet wird. Wird Sprachvergleich im Allgemeinen als Gegenstand der KL angesetzt (wie bei

Typ D), ohne sich über seine Funktionen Rechenschaft abzulegen, so reduziert sich der ganze Vorgang des Vergleichens im Grunde genommen darauf, dass bestimmte Erscheinungen oder gar ganze Subsysteme zweier Sprachen einfach parallel nebeneinander gesetzt werden. Der Erkenntnisgewinn ist bei einer derart unreflektierten kontrastiven Analyse als äußerst gering zu veranschlagen. Eine Gegenstandsabgrenzung vom Typ E ist dagegen deswegen problematisch, weil ‚Sprachvergleich' und ‚Sprachkontakt' dabei methodisch nicht säuberlich gegeneinander abgehoben werden.
Aus der oben geschilderten Situation heraus erwächst die Forderung nach einer Präzisierung der Gegenstandsbestimmung der KL. Im nächsten Abschnitt sollen zu diesem Zweck die für die KL konstitutiven Funktionen des Sprachvergleichs herausgearbeitet werden.

2. Die für die KL konstitutiven Funktionen des Sprachvergleichs

Sprachvergleich ist nicht einfach mit KL gleichzusetzen, KL lässt sich also nicht ausschließlich unter Zuhilfenahme des Prozesses des Sprachvergleichs definieren. Eine Definition wie „KL ist eine sprachwissenschaftliche Disziplin, die das Ziel verfolgt, zwei oder mehr Sprachen miteinander zu vergleichen", würde auf der einen Seite weitere wichtige Aspekte der KL ausblenden, und auf der anderen Seite den übergreifenden Charakter des Sprachvergleichs nicht transparent werden lassen. Sprachvergleich ist demnach nicht auf eine bestimmte linguistische Disziplin beschränkt, sondern ein übergreifender Prozess, der als Untersuchungsmethode konstitutiver Teil verschiedener linguistischer Disziplinen ist.
Sprachvergleich als Methode kann zumindest folgende Funktionen haben:

(I) Bildung und Überprüfung von Hypothesen über Ursprung, Natur und Evolution der menschlichen Sprache.
(II) Bestimmung des soziologischen Status von verschiedenen Sprachen sowie Abgrenzung und Identifikation von eigenständigen Sprachen.
(III) Rekonstruktion von Ursprung, Entwicklungsgeschichte und Verwandtschaftsbeziehungen von Einzelsprachen.
(IV) Bildung, Überprüfung und Systematisierung von Hypothesen über die genetische Verwandtschaft verschiedener Sprachen.
(V) Bildung, Überprüfung und Systematisierung von Hypothesen über sprachliche Universalien.
(VI) Feststellung, Systematisierung und Erklärung von interlingualen Gemeinsamkeiten und Unterschieden.
(VII) Überprüfung der Annahmen von sprachtheoretischen Modellen.
(VIII) Überprüfung und Präzisierung der der Deskription von Einzelsprachen zugrunde gelegten Kategorien.

Den einzelnen o.a. Funktionen des Sprachvergleichs lassen sich mit einer gewissen Idealisierung jeweils entsprechende linguistische Disziplinen zur Seite stellen. Die unter (I) angeführte Funktion des Sprachvergleichs ist für die anthropologische Sprachwissenschaft und die evolutionäre Anthropologie konstitutiv, welche wiederum in enger Zusammenarbeit mit zahlreichen anderen Wissenschaften um interdisziplinäre Forschungsansätze bemüht sind. Funktion (II) ist kennzeichnend für die Schnittstelle von Dialektologie, Soziolinguistik, Soziologie sowie Sprach- und Kulturpolitik. Funktion (III) dominiert in der Historisch-Vergleichenden Sprachwissenschaft, auch als Komparatistik bekannt, die eine im 19. Jahrhundert als eigenständige Disziplin etablierte Forschungsrichtung darstellt, deren Rolle als Wegbereiterin der KL nicht zu unterschätzen ist. Die vierte Funktion des Sprachvergleichs ist für die klassische oder genetische Typologie maßgebend, wogegen Funktion (V), d.h. Bildung, Überprüfung und Systematisierung von Hypothesen über sprachliche Universalien, vor allem in der modernen Sprachtypologie und in der Universalienforschung dominiert, die als Nachbardisziplinen der KL anzusehen sind. Funktion (V) kommt vor allem in kontrastiv-typologischen Forschungsansätzen in enger Verbindung mit den für die KL konstitutiven Funktionen zum Tragen. Zentral für KL sind die Funktionen (VI), (VII) und (VIII), d.h. Feststellung, Systematisierung und Erklärung von interlingualen Gemeinsamkeiten und Unterschieden, Überprüfung und eventuelle Revidierung der Annahmen von sprachtheoretischen Modellen sowie Überprüfung und Präzisierung der der Deskription von Einzelsprachen zugrunde gelegten Kategorien. Diese drei Funktionen sind eng miteinander verflochten und interagieren außerdem vor allem im Rahmen kontrastiv-typologischer Ansätze auch mit Funktion (V), d.h. Bildung, Überprüfung und Systematisierung von Hypothesen über sprachliche Universalien. KL als Komplement zur Sprachtypologie rückt im Anschluss an einige maßgebende Arbeiten von Birnbaum, Comrie, Hawkins und König seit der Mitte der 80er Jahre immer mehr in den Vordergrund. Die theorie- und theoremüberprüfende Funktion des Sprachvergleichs wird sowohl in der Generativen Grammatik als auch in der Kognitiven Linguistik ohne Vorbehalte anerkannt. Es besteht jedoch gegenwärtig kein Konsens darüber, ob die KL nur ein Schattendasein führen sollte als ausschließliche Endverbraucherin auf dem linguistischen Markt der bereits zur Verfügung stehenden Theorien und Deskriptionen von Einzelsprachen, oder ob sie nicht vielleicht doch ihren eigenen Beitrag dazu leisten könnte und sollte. Der kroatische Linguist Dubravko Kučanda bringt dieses Dilemma in der Überschrift eines seiner Aufsätze zugespitzt formuliert folgendermaßen zum Ausdruck:

> Da li kontrastivna analiza treba biti samo potrošač postojećih opisa kontrastiranih jezika? [Muss die kontrastive Analyse bloß Verbraucherin der bereits bestehenden Beschreibungen der verglichenen Sprachen sein?] (Kučanda 1989: 622)

Im Anschluss an diese provokative Frage im Titel wird am Beispiel des sogenannten possessiven Dativs im Englischen, Deutschen, Kroatischen und Serbischen gezeigt, dass die kontrastive Analyse sich nicht darauf beschränken darf, die bis zum Zeitpunkt der Kontrastierung erarbeiteten einzelsprachlichen Deskriptionen der zu vergleichenden Konstruktion einander gegenüberzustellen.

Bei dem von Kučanda angesprochenen Problem handelt es sich letztendlich um Status und Selbtbestimmung der KL. Gibt sie sich nämlich mit ihrer Rolle als Stopfgans der Sprachwissenschaft zufrieden, die, ihrer Freiheit beraubt, linguistisches Mischfutter aller Art wahllos zu verschlingen hat, so verspielt sie die Chance, sich zu emanzipieren und gleichrangig mit anderen Disziplinen die ihr gebührende Position im Gesamtgefüge der Sprachwissenschaft einzunehmen. Sie steht jetzt meines Erachtens am Scheideweg und muss wohl endgültig zwischen den Alternativen wählen, sich entweder zum eng beschränkten Aufgabenbereich der bloßen Auflistung und Inventarisierung von interlingualen Identitäten und Kontrasten zu bekennen und sich damit als untergeordnete Hilfswissenschaft anderer linguistischer Disziplinen zu deklarieren, oder aber sich voll dazu zu bekennen, dass sie über ihren Beitrag zur Sprachtypologie und zur linguistischen Theoriebildung hinausgehend auch an der Präzisierung der Beschreibung von Einzelsprachen einen wichtigen Anteil hat bzw. zumindest zukünftig haben sollte.

In letzter Zeit mehren sich die Stimmen, die sich explizit dafür aussprechen, dass die KL auch wichtige deskriptive Aufgaben übernehmen und sich auch um die Präzisierung der deskriptiven Adäquatheit im Bereich der jeweils untersuchten Phänomene bemühen sollte. In diesem Zusammenhang spricht die serbische Sprachwissenschaftlerin Radmila Đorđević bereits 1989 von der deskriptiven Funktion der kontrastiven Analyse:

> [...] dopuna, upotpunjavanje ili poboljšanje opisa pojedinačnih jezika koji se kontrastiraju, što se može nazvati deskriptivnom funkcijom kontrastivne analize. [[...] Ergänzung, Vervollständigung oder Verbesserung der Beschreibung der einzelnen verglichenen Sprachen, was als die deskriptive Funktion der kontrastiven Analyse bezeichnet werden kann.] (Đorđević 1989: 573)

In einem Aufsatz zu den Kasus im Deutschen und Russischen schreibt die Germanistin Christa Dürscheid 1998 Folgendes über die Funktionen der kontrastiven Analyse:

> Es [d.h. das kontrastive Vorgehen] hat zum einen den Vorteil, daß die Rezipienten (hier der Leser, dort der Zuhörer) die spezifischen Eigenarten des zu beschreibenden Phänomens besser verstehen, zum andern ermöglicht es eine Reflexion über die Regularitäten der eigenen Sprache, also sozusagen – um ein Bild von Ernst Bloch aufzugreifen – 'einen Blick von außen ins eigene Zimmer'. (Dürscheid 1998: 100)

Kennzeichend ist, dass die o.a. Worte von einer Inlandsgermanistin stammen. Dies soll als Zeichen für ein zunehmendes Interesse an der deskriptiven Funktion des Sprachvergleichs gedeutet werden.

3. Eine kontrastive Etüde

Ich werde im Folgenden anhand der kontrastiven Analyse von ‚*Tough*-movement-Konstruktionen' (TM) im Deutschen und Englischen die o.a. für die KL konstitutiven Funktionen des Sprachvergleichs in ihren Zusammenhängen vorführen und zeigen, dass ein Teilaspekt der Abgrenzung von Adjektiven und Adverbien, welche bekanntlich ein notorisches Problem der deutschen Grammatikographie darstellt, aus kontrastiver Perspektive betrachtet angemessener behandelt werden kann. Der Vergleich mit dem Englischen bietet sich geradezu von selbst an: Erstens, weil die neuesten linguistischen Theorien meistens an englischem Sprachmaterial exemplifiziert werden, und zweitens, weil Englisch sowohl in grammatikographischer als auch in lexikographischer Hinsicht als die am besten beschriebene Sprache gilt.
Der ursprünglich innerhalb der Generativen Grammatik geprägte Terminus ‚*Tough*-movement' bezeichnet Sätze wie (1a–c), in denen das Subjekt des Hauptsatzes eine direkte semantische Beziehung zum Infinitiv hat, und sich so interpretieren lässt, als ob es sich dabei um das Objekt des Infinitivs handeln würde. Folgende Beispiele veranschaulichen das Phänomen:

(1) a. *John is easy to teach.*
b. *The problem is difficult to solve.*
c. *Cars are tough to park in Chicago.*

Der Ausdruck ‚*Tough*-movement' ist auch in der deutschsprachigen Fachliteratur geläufig für analoge Sätze, vgl. dazu u.a. Demske-Neumann (1994) und Eisenberg (1999), der das Phänomen an folgenden Beispielsätzen vorführt:

(2) a. *Diese Entscheidung ist schwer zu akzeptieren.*
b. *Karl ist leicht zu betrügen.*

Es gibt mittlerweile eine reichhaltige und vielschichtige Forschungsliteratur zu TM-Konstruktionen, die an dieser Stelle aus Raumgründen nicht diskutiert werden kann. Kennzeichnend für die Forschungslage ist, dass sich die überwiegende Mehrheit der einschlägigen Studien auf englisches Sprachmaterial beschränkt. Eine Ausweitung der Perspektive lässt sich vor allem seit Anfang der 90er Jahre beobachten und durch sprachvergleichende Untersuchungen wie Comrie und Matthews (1990), Brdar und Brdar-Szabó (1992), Demske-Neumann (1994) und Comrie (1996) dokumentieren.
Diese Entwicklung spiegelt sich im bescheidenen Maße auch in den anspruchsvollsten deutschen Grammatiken wider. Eisenberg (1999: 130) spricht bei analogen Beispielen von einem „interessanten Grenzfall zum modalen Passiv", wobei er in einem kurzen Absatz zwei Lösungsansätze erwähnt: die Analyse der Konstruktion als modales Passiv mit einem Adjektiv in adverbialer Funktion und die unter Berufung auf englisches Material vorgenommene TM-Analyse. Es bleibt aber bei Eisenberg letztendlich offen, welcher der beiden Ansätze zu bevorzugen wäre. In der IdS-Grammatik (Zifonun et al. 1997) werden entsprechende Beispiele flüchtig berührt: Während auf Seite 1279 von einem Verbgruppenadverbiale wie *leicht*, *schwer* usw. die Rede ist, das die Zugänglichkeit der modalen Relation bezeichnet und „auf der Verbgruppe *ist zu X-en* operiert" (vgl. Zifonun et al. 1997: 1280), ist in einem anderen Kapitel desselben Werkes auf Seite 1898 Folgendes zu lesen:

> Ausdrücke wie *leicht*, *schwer*, *angenehm*, *beschwerlich*, *kaum* usw. legen *sein zu* ebenfalls auf 'Möglichkeit' fest; in der Regel wird in dieser Verwendung eine Disposition ausgedrückt: [...].

Weitere Einzelheiten über das hier interessierende Phänomen erfährt man allerdings bei einer gründlichen Durchsicht der dreibändigen IdS-Grammatik auch nicht. Eine Ausnahme bilden lediglich die gegen eine Hebungsanalyse vorgebrachten Argumente und folgender Hinweis (Vgl. Zifonun et al. 1997: 1280): „Zum anderen lassen die meisten Kopulakonstruktionen mit bewertenden Adjektiven eine entsprechende 'Hebung' nicht zu." Illustriert wird diese These durch die Gegenüberstellung folgender Beispielsätze: *Es ist befriedigend, ihn zu überzeugen.* versus **Er ist befriedigend zu überzeugen.* Die Überprüfung der beiden anspruchsvollsten deutschen Grammatiken führt also zur Einsicht, dass die Deskription der prädikativ verwendbaren Sequenz „*sein* + flexionsloses Adjektiv oder Adverb + *zu* + Infinitiv" im Deutschen einerseits äußerst bruchstückhaft ist, zumal überhaupt keine Angaben zur Produktivität der Konstruktion und zur Distribution möglicher modifizierender Ausdrücke wie *leicht*, *schwer* usw. gebracht werden. Da das sprachliche Phänomen nicht in seiner ganzen

Bandbreite präsentiert wird, bleibt seine kategoriale Einordnung auch dementsprechend unbefriedigend. Aus dieser Situation heraus erwächst die dringende Forderung, das ganze Spektrum der fürs Deutsche relevanten sprachlichen Fakten zu erfassen und in die grammatische Analyse mit einzubeziehen.
Ich werde im Folgenden in Anlehnung an Brdar und Brdar-Szabó (1992) Daten diskutieren, die die zwischen Deutsch und Englisch zu beobachtenden Unterschiede in der Grammatikalisiertheit und Produktivität von TM-Konstruktionen belegen sollen und die in Comrie und Matthews (1990) geleistete Analyse z.T. modifizieren, z.T. präzisieren lassen. Ich gehe von den unter (3a–c) angeführten Beispielsätzen aus.

(3) a. *Die Frage ist leicht zu beantworten.*
b. *Das Buch ist interessant zu lesen.*
c. **Linguistik ist langweilig zu studieren.*

Comrie und Matthews (1990) rezipieren kritiklos die Auffassung, wonach *leicht* und *interessant* in (3a) und (3b) adverbialen Status haben. Diese Annahme ist das Fundament ihrer Ausgangshypothese, wonach englische TM-Konstruktionen und ihre deutschen Entsprechungen zwei völlig verschiedene Phänomene seien. Das einzige von Comrie und Matthews vorgebrachte Argument, das für die Adverb-Lösung sprechen soll, betrifft die nominalisierte Form dieser Konstruktion in attributiver Position. Die Tatsache, dass die entsprechenden Flexionsendungen an Partizipien erscheinen, soll beweisen, dass *leicht* und *interessant* Adverbien sind.

(4) a. **Das ist eine leichte Frage zu beantworten.*
b. *Das ist eine leicht zu beantwortende Frage.*

Auf Grund der unter (4a–b) präsentierten Beispiele ist aber auf keinen Fall darauf zu schließen, dass *leicht* und die anderen deutschen TM-kompatiblen Einheiten Adverbien wären. Dasselbe Verhalten lässt sich nämlich auch sonst bei attributiv verwendeten Formen von Kopulakonstruktionen beobachten:

(5) a. *Das Problem wird immer größer.*
b. *das immer größer werdende Problem*
(6) a. *Seine Botschaft wird auch in der Zukunft wichtig bleiben.*
b. *seine auch in der Zukunft wichtig bleibende Botschaft*

Attributiv verwendete Kausativkonstruktionen sind auch in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Vgl. dazu folgende Beispiele:

(7) a. *eine Heide landwirtschaftlich nutzbar machen*
b. *eine landwirtschaftlich nutzbar zu machende Heide*
(8) a. *den Teig auf einem leicht bemehlten Geschirrtuch dünn ausrollen*
b. *der auf einem leicht bemehlten Geschirrtuch dünn auszurollende Teig*

Es ist dabei außerdem auch in Betracht zu ziehen, dass postponierte Adjektive ebenfalls keine Flexionsendungen zugewiesen bekommen: *frisches, heißes Brot* versus *Brot, frisch* und *heiß*. Lexeme wie *groß, wichtig, nutzbar* und *dünn* in (5–8) werden traditionell eher als Adjektive angesehen und nicht als Adverbien, obwohl diese dasselbe Verhalten zeigen wie *leicht* in (4b). Es ist also kaum gerechtfertigt, *leicht* in (4b) als Adverb zu analysieren, es sei denn, man würde alle prädikativen Formen nach Kopula- und Kausativverben als Adverbien ansehen. Man könnte natürlich auch den von einigen Grammatikern vorgeschlagenen Weg beschreiten und eine besondere Wortklasse von „Adverboadjektiven" ansetzen, zumal prädikative Adjektive und die korrespondierenden Adverbien immer eine identische Form haben. Daraus folgt also, dass der Analysevorschlag von Comrie und Matthews, wonach *leicht* in (3a) kein Adjektiv, sondern ein Adverb sei, nicht überzeugend genug ist.
Während sich Comrie und Matthews große Mühe geben, die Unterschiede zwischen englischen TM-Konstruktionen und ihren deutschen Entsprechungen aufzuzeigen, blenden sie ihre Ähnlichkeiten weitgehend aus. Um diese These zu belegen, werde ich die relevanten Daten unter Einbeziehung neuer Fakten aus dem Deutschen einer Kontrastierung unterziehen. Ich beginne mit der Diskussion verschiedener Typen englischer TM-Konstruktionen und ihrer Extensionen, um im Anschluss daran zum Deutschen zurückzukehren. Im Folgenden soll also die Distribution von TM-Konstruktionen im Englischen genauer unter die Lupe genommen werden.
Es gibt eine große Gruppe von adjektivischen und nominalen Prädikaten wie z.B. *easy, hard, difficult, tough* oder *impossible*, die eher die subjektive Bewertung der Proposition zum Ausdruck bringen und nicht so sehr Kenntnisse darüber oder ihren Wahrheitswert. Sie beziehen sich auf die Leichtigkeit oder Schwierigkeit in Bezug auf die Aktivität, die durch das Verb im infiniten Komplement bezeichnet wird. Sie können außerdem auch in unpersönlichen Konstruktionen vorkommen.

(9) a. *Bill is difficult for John to hit.*
b. *It is difficult for John to hit Bill.*

Prädikate des *pretty-*, *fragrant-* oder *beautiful*-Typs lassen aber andererseits die letztere Konstruktion nicht zu:

(10) a. *Mary is pretty to look at.*
b. **It is pretty to look at Mary.*

Das trifft auch auf adjektivische Prädikate zu, die durch *too* oder *enough* modifiziert werden:

(11) a. *The ball is too soft to kick.*
b. **It is too soft to kick the ball.*

Sie unterscheiden sich beträchtlich hinsichtlich der Kompatibilität des Subjekts mit dem Prädikat in einfachen askriptiven Sätzen. Prädikate wie *easy*, *hard* oder *tough* können im Unterschied zu *beautiful*, *pretty* oder *too soft* nicht immer ohne weiteres als etwas über Matrixsubjekt-NPs Prädiziertes interpretiert werden:

(12) a. *Money is not easy to get hold of.*
b. *?*Money is not easy.*
(13) a. *These fish are very small and hard to find.*
b. **These fish are very small and hard.*
(14) a. *She was beautiful to watch.*
b. *She was beautiful.*
(15) a. *Unlike most blowfish in Japan, this Diodon is non-poisonous to touch or eat.*
b. *Unlike most blowfish in Japan, this Diodon is non-poisonous.*
(16) a. *The mattress is too thin to sleep on.*
b. *The mattress is too thin.*

Während *easy* in (12b) in entsprechenden Kontexten metaphorisch verwendet werden könnte, um auf dieselbe Situation zu referieren wie in (12a), ist dies kaum möglich mit *hard* in (13b), weil es mit *small* koordiniert ist, welches seine primäre physische Interpretation im Sinne von „fest, nicht weich" verstärkt, so dass (13a) und (13b) zwei verschiedene Sachverhalte bezeichnen. Die Selektionsbeschränkungen sind andererseits in (14–16 a) allem Anschein nach für die Relation zwischen Matrixsubjekt-NPs und prädikativen Adjektiven gültig. Diese Aufteilung ist allerdings bei weitem nicht durch scharfe Grenzen gekennzeichnet. Das Bild wird dadurch komplizierter, dass Adjektive wie *hard*, *easy* oder *cumbersome* unter bestimmten Bedingungen in entsprechenden einfachen askriptiven Sätzen erscheinen können, wobei belebte Subjekte ganz ausgeschlossen sind.

(17) a. *The book is hard to understand.*
b. *The book is hard.*

(18) a. *The president was hard to convince.*
b. **The president was hard.*

Bolinger (1961: 373) weist darauf hin, dass man bei vielen TM-Konstruktionen nicht leicht entscheiden kann, ob sie eher der *hard-* oder der *pretty*-Klasse zugeordnet werden sollten. Das wird an folgenden Beispielen exemplifiizert:

(19) *Mary is nice to talk to.*
(20) *Bill is desirable to employ.*

Diese Prädikate referieren weder ausschließlich auf die Subjekt-NP noch allein auf die durch die eingebetteten Infinitive bezeichnete Aktivität, sondern gleichzeitig auf beide. Obwohl die obigen Sätze allem Anschein nach dasselbe Phänomenon exemplifizieren, und zwar Dislozierung und Topikalisierung des eingebetteten Objekts, ist in der Geschichte der Forschung – vor allem aus theorieinternen Gründen – eine ganze Reihe von Analysen vorgeschlagen worden, um diese gesondert behandeln zu können, wobei Beispiele wie (10a) und (11a) als Pseudo-TM-Strukturen bezeichnet werden. Es zeichnet sich dabei ein Kontinuum zwischen persönlichen und unpersönlichen, d.h. aktivitätsbezogenen und topikbezogenen Konstruktionen ab.
Nach dieser kurzen Diskussion englischer Beispiele komme ich jetzt wieder aufs Deutsche zu sprechen. Als Ausgangspunkt der Analyse sollen folgende deutsche Konstruktionen genauer betrachtet werden:

(21) *Das war zu bedauern.*
(22) *Der Weg war nicht zu beschreiben.*
(23) *Das ist kaum zu glauben.*
(24) *Das ist anders zu reparieren.*
(25) *Die Rippen unter seinem Fell waren einzeln zu zählen.*
(26) *Auf der zarten Marienglastafel [...] war sehr klar und deutlich ein Mann zu sehen, [...].*
(27) *Was in diesem Moment mit ihm geschah, ist mit keinen Worten zu beschreiben.*
(28) *Anbau- und Zubehörteile gibt es einzeln oder als Bausatz, sie sind laut Hersteller schnell und problemlos zu montieren.*
(29) *Diese Taste ist leicht zu drücken.*
(30) *Heute ist die Antarktis leichter in den Griff zu bekommen.*
(31) *Die Girls sind in Rio zwar freizügiger als anderswo – aber das heißt nicht, daß sie auch leichter zu haben sind.*
(32) *Wie schwierig der Yuppie allerdings als solcher zu definieren ist, [...].*
(33) *Der Kerl ist unmöglich auszustehen.*

(34) *Dein Weihnachtsbrief war rührend zu lesen.*
(35) *Das Buch ist interessant zu lesen.*
(36) *Der Film war traurig anzuschauen.*
(37) *Der Koffer war handlich zu tragen.*
(38) *Braune Mädels sind hübsch anzuschauen, [...].*

Es ist offensichtlich, dass die obigen Konstruktionen eine äußerst heterogene Gruppierung darstellen, es lassen sich dabei aber manche Ähnlichkeiten zwischen Deutsch und Englisch aufzeigen. Bis auf das Beispiel in (21) sind alle aufgezählten Infinitvinfinitivkonstruktionen auf eine mehr oder weniger komplexe Art und Weise modifiziert. Die Konstruktionen unter (22) und (23) sind durch Negationselemente modifiziert. Die unter (24) bis (28) angeführten Beispiele sind durch verschiedene Adverbien modifiziert. Es ist zu beachten, dass *anders* in Beleg (24) von seinem adjektivischen Gegenstück *andere/r/s* eindeutig abzugrenzen ist. Es ist außerdem zu betonen, dass diese Sätze keine unpersönlichen Entsprechungen haben:

(22) a. **Es war nicht, den Weg zu beschreiben.*
(24) a. **Es ist anders, das zu reparieren.*
(25) a. **Es war einzeln, die Rippen unter seinem Fell zu zählen.*
(28) a. **Es ist schnell und problemlos, die Anbau- und Zubehörteile anzumontieren.*

In den Beispielen (22–28) lässt sich *sein* durch spezifische Modalverben ersetzen, welche die Art der jeweils inhärenten Modalität explizit anzeigen:

(22) b. *Den Weg konnte man nicht beschreiben.*
(23) b. *Das kann man kaum glauben.*
(24) b. *Das soll/muss man anders reparieren.*
(25) b. *Die Rippen unter seinem Fell konnte man einzeln zählen.*
(28) b. *Die Anbau- und Zubehörteile kann man schnell und problemlos anmontieren.*

Die unter (29) bis (32) aufgezählten Beispiele erlauben sowohl unpersönliche Konstruktionen als auch die Substitution von *sein* durch Modalverben:

(29) a. *Es ist leicht diese Taste zu drücken.*
b. *Diese Taste kann man leicht drücken.*
(32) a. *Wie schwierig es allerdings ist, den Yuppie zu definieren [...].*
b. *Wie schwierig man allerdings den Yuppie definieren kann. [...].*

Modifikationen wie *schwer*, *leicht*, *schwierig* und *einfach* können sich auf die ganze Situation beziehen, wie das an unpersönlichen Konstruktionen bereits gezeigt wurde. Der Skopus der nicht-negierenden Modifikationen in (24–28) erstreckt sich nur auf die Aktivität selbst. *Leicht* in (29) nimmt eine Sonderstellung ein, zumal es sich entweder auf die ganze Situation beziehen kann, d.h. dass es das subjektive Urteil ausdrücken kann, dass das Drücken der Taste leicht ist, oder aber sich auf die Art und Weise bezieht, wie die Aktivität ausgeführt werden sollte, d.h. dass die Taste nicht mit großem Kraftaufwand gedrückt werden sollte.
Modifizierungen wie *unmöglich*, *rührend* oder *interessant* beziehen sich vorrangig auf die ganze Situation und wohl kaum auf die Art und Weise, wie die durch den Infinitiv bezeichnete Aktivität ausgeführt werden sollte.

(33) a. *Es war unmöglich, den Kerl auszustehen.*
b. ?*Den Kerl kann man unmöglich ausstehen.*
(34) a. *Es war rührend, deinen Brief zu lesen.*
b. **Deinen Brief muss/soll man rührend lesen.*

In (36–38) beziehen sich schließlich die Modifikationen allein auf die Matrixsubjekte, unpersönliche Konstruktionen sind in der Regel nicht möglich. Einfache askriptive Sätze wie die folgenden:

(36) a. *Der Film war traurig.*
(37) a. *Der Koffer war handlich.*
(38) a. *Die braunen Mädels sind hübsch [...].*

sind jedoch auch in der *interessant*-Klasse möglich und in einigen Fällen auch mit *leicht/schwer*-Modifikationen.

(35) a. *Das Buch ist interessant.*
(30) a. **Heute ist die Antarktis leichter.*
(39) a. *Diese Frage ist leicht zu beantworten.*
(39) b. *Diese Frage ist leicht.*

Die allgemeine Schlussfolgerung, die auf der Grundlage der Analyse der obigen Beispiele zu ziehen ist, lautet wie folgt: Modifizierungen von eingebetteten Infinitiven sind nicht alle über den adverbialen Kamm zu scheren, d.h. dass sie sich nicht einheitlich als Adverbien behandeln lassen. Man hat es hier vielmehr mit einem Kontinuum zu tun, dessen Endpunkte klare Fälle von Adverbien auf der einen Seite und adjektivische Elemente auf der anderen Seite sind, mit etlichen Übergangskategorien dazwischen. Die Folgen für die Abgrenzung von Adjektiven und Adverbien im Deutschen

sind naheliegend: Im oben untersuchten Segment der deutschen Grammatik ist zwischen den Kategorien Adjektiv und Adverb keine scharfe Grenze zu ziehen. Es ist festzuhalten, dass die Kategorienzuordnung ausschließlich unter Berücksichtigung der zwischen Subjekt-NP, Infinitivgruppe und modifizierendem Element bestehenden semantischen und pragmatischen Relationen vorgenommen werden kann.

Die Argumentation von Comrie und Matthews, wonach modale Infinitive als Quelle für die TM-Analogien im Deutschen zu gelten haben, ist im Grunde genommen zutreffend, in bestimmten Details jedoch revisionsbedürftig. Die Behauptung, wonach all diese Infinitivkonstruktionen durch Adverbien modifiziert sind, ist angesichts der oben angedeuteten Komplexität der Situation kaum aufrechtzuerhalten. Die wenigen von Comrie und Matthews vorgebrachten Argumente gehen entweder am Kern der Sache vorbei, oder aber sie sind nicht zutreffend, zumal sich einige der fraglichen Einheiten ja adjektivartig verhalten.

Was die infinitivischen TM-Analogien im Deutschen anbetrifft, so handelt es sich dabei allem Anschein nach um eine partielle Umstrukturierung des betreffenden Systems durch relativ innovative, dynamische Prozesse. Versucht man die beobachteten Fakten durch ihre Einordnung im weiteren typologischen Kontext zu motivieren – wie sich das Comrie und Matthews ursprünglich vorgenommen haben – so wäre es am besten zuzugeben, dass man es hier mit einem Fall von Diachronie in der Synchronie zu tun hat. Montalbetti, Saito und Travis (1982) kommen im Rahmen der Rektions- und Bindungstheorie argumentierend anhand der Analyse von TM-Konstruktionen im Spanischen, Japanischen und Tagalog – Letztere ist eine austronesische Sprache der Philippinen mit ca. 13 Millionen Sprechern – zu einer ähnlichen Schlussfolgerung: Verschiedene Sprachen können durch verschiedene Mittel und Mechanismen, die in der Grammatik der betreffenden Sprache bereits verfügbar und auf unabhängiger Basis motiviert sind, letztendlich eine mehr oder weniger ähnliche Konfiguration ansteuern. Montalbetti, Saito und Travis betonen, dass es folglich keine kohärente TM-Regel geben kann, weder in universaler noch in sprachspezifischer Hinsicht. Die vielversprechendste Methode zur Erfassung der Generalisierungen über verschiedene Wege der Herausbildung von TM-Konstruktionen ist die Entscheidung für einen kognitiv-funktionalen Ansatz, in dessen Rahmen die dynamischen Aspekte des Phänomens angemessen behandelt werden könnten und die funktionalen Effekte und die prototypischen bzw. kanonischen Formen der TM-Konstruktionen auf eine zufriedenstellende Art und Weise gegeneinander abgehoben werden könnten, um sie schließlich aufeinander beziehen zu können. Dies wäre die Voraussetzung für eine umfassende Typologie von TM-Konstruktionen. In diesem Zusammenhang ist vor allem Langacker (1995) zu erwähnen, der in einer

maßgebenden Arbeit TM-Konstruktionen zusammen mit anderen Anhebungskonstruktionen unter Zuhilfenahme der konzeptuellen Metonymie einheitlich motiviert.

4. Noch einmal: Quo vadis, Kontrastive Linguistik?

Die Herausstellung der für die KL konstitutiven Funktionen des Sprachvergleichs und die obige kontrastive Fallstudie dürften wohl eindeutig die Strecken des Weges abstecken, die die KL bereits zurückgelegt hat. Es lassen sich dabei verschiedene, weitgehend getrennte Spuren identifizieren, die Kennzeichen der jeweils maßgebenden Funktion des Sprachvergleichs erkennen lassen. Es genügt aber nicht zu wissen, an welchem Punkt ihres Weges die KL angelangt ist. Es genügt aber auch nicht zu wissen, dass die bequeme Weiterverfolgung der bisher gemeisterten Strecken wiederum getrennte Wege ohne Annäherung ergeben würde. Ein sorgenschwer-resigniertes „Quo vadis?" bringt uns nicht weiter. Die „Quo vadis?"-Frage ist vielmehr in einem anderen Sinne zu stellen und vor allem mit einem grundsätzlich anderen Habitus, etwa mit dem des Apostels Petrus, der sein „Quo vadis?" aussprechend zugleich bereit ist, umzukehren und seinen als richtig erkannten Weg zu Ende zu gehen. Aus der Sicht der KL bedeutet das soviel, dass die einzelnen, weitgehend getrennten Forschungsstränge letztendlich miteinander verbunden werden sollten. Deskription, Sprachtypologie und Theoriebildung sollten also miteinander in Einklang gebracht werden. Übergreifendes Ziel dieses bescheidenen Beitrags war es, auf Integrationsmöglichkeiten zwischen den einzelnen Strömungen hinzuweisen und zu zeigen, dass die einzelnen Entwicklungstendenzen die KL als Disziplin nicht zu sprengen drohen, dafür aber ihren Gegenstandsbereich, ihre Methodologie und den Kreis der für sie relevanten Problemstellungen in bedeutendem Maße ausdehnen lassen. Das bedeutet zugleich neue Aufgaben für die Forschung, eine Herausforderung, der man nicht aus dem Weg gehen sollte.

Literaturhinweise

Bolinger, D. (1961): *Syntactic blends and other matters*. In: Language 37/3: 366–381.

Brdar, M. & Brdar-Szabó, R. (1992): *How tough is tough-movement to typologize?* In: Mair, Ch. & Markus, M. (Hrsg.) (1992): New Departures in Contrastive Linguistics. – Neue Ansätze in der Kontrastiven Linguistik. Innsbruck. Bd. 1.: 105–114.

Comrie, B. (1996): *Sprache und Sprachen: Universalien und Typologie*. In: Lang, E. & Zifonun, G. (Hrsg.) (1996): Deutsch – typologisch. Berlin/New York: 16–30.

Comrie, B. & Matthews, S. (1990): *Prolegomena to a typology of Tough Movement*. In: Croft, W. & Denning, K. & Kemmer, S. (Hrsg.) (1990): Studies in Typology and Diachrony. Papers Presented to Joseph H. Greenberg on His 75th Birthday. Amsterdam/Philadelphia: 43–58.

Demske-Neumann, U. (1994): *Modales Passiv und* Tough *Movement. Zur strukturellen Kausalität eines syntaktischen Wandels im Deutschen und Englischen*. Tübingen.

Đorđević, R. (1989): *Deskriptivna funkcija kontrastivne analize – neki primeri*. In: Štrukelj, I. (Hrsg.) (1989): 573–579.

Dürscheid, Ch. (1998): *Die Kasus im Deutschen und Russischen*. In: Meincke, J.P. & Inshakov, O.V. (Hrsg.) (1998): Festschrift. – 5 Jahre wissenschaftliche Zusammenarbeit der Universitäten Köln und Wolgograd (1993–1998). Nümbrecht: 100–111.

Eisenberg, P. (1999): *Grundriß der deutschen Grammatik*. Band 2: *Der Satz*. Stuttgart/Weimar.

Haspelmath, M. (1998): *Review of: Lang, Ewald, Gisela Zifonun, Hrsgg. (1996). Deutsch – typologisch*. In: Journal of Comparative Germanic Linguistics 2: 183–189.

Helbig, G. (2000): *Quo vadis, Grammatik? Anmerkungen zum Status der einzelsprachlichen Grammatik*. In: Bayer, J. & Römer, Ch. (Hrsg.) (2000): Von der Philologie zur Grammatiktheorie. Peter Suchsland zum 65. Geburtstag. Tübingen: 3–13.

Kučanda, D. (1989): *Da li kontrastivna analiza treba biti samo potrošač postojećih opisa kontrastiranih jezika?* In: Štrukelj, I. (Hrsg.) (1989): 622–627.

Langacker, R.W. (1995): *Raising and transparency*. In: Language 71/1: 1–61.

Montalbetti, M. & Saito, M. & Travis, L. (1982): *Three ways to get tough*. In: CLS 18: 348–366.

Štrukelj, I. (Hrsg.) (1989): *Uporabno jezikoslovje*. Ljubljana.

Zifonun, G. [et al.] (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin/New York.

Koloman Brenner (Budapest)

Affrikaten konfrontativ – ein Vergleich ungarndeutsch vs. ungarisch[1]

1. Einleitung

Akustische Analysen gehören zu den wichtigsten Verwendungsbereichen von instrumentalphonetischen Messmethoden. In Bezug auf deutsche Dialekte können dieselben interessante Ergebnisse liefern, die meistens durch Fragebogen oder Sprecherbefragungen ermittelten Angaben können dadurch mit exakt belegbaren Daten ergänzt werden. So ist es möglich, die vom Forscher meistens durch eigene Wahrnehmung festgehaltenen Ausdrücke der Dialekte nicht nur „ohrenphonetisch" zu untersuchen. Die Tonband- und Kassettenaufnahmen dienten ja in erster Linie dazu, die ermittelten Angaben später immer wieder durch auditive Überprüfung auszuwerten. Die mit Hilfe von leistungsstarken Instrumenten erzielten Ergebnisse erlauben es aber u.a., die phonetisch kritischen Problembereiche unter einem anderen Gesichtspunkt zu untersuchen.

Im folgenden Beitrag biete ich zuerst eine kurze Einführung in die Problematik des Lauttyps ‚Affrikate', mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Auffassungen in der deutschen bzw. ungarischen Fachliteratur, um den Ausgangspunkt in Bezug auf die Zielsetzung der Forschung zu untermauern. Die akustisch erforschten Daten werden im nächsten Schritt ausgewertet und parallel zu den Werten von Affrikatentypen einer Variante der deutschen Standardaussprache aufgearbeitet. Danach erfolgt der konfrontative Vergleich der spezifischen akustischen Parameter bezüglich der deutschen Dialektform aus dem Gebiet von West-Ungarn mit denen der entsprechenden Affrikaten des Ungarischen. Bei den verschiedenen akustischen Parametern werden diejenigen berücksichtigt, die bei der perzeptiven Verarbeitung von Klangstrukturen von besonderer Wichtigkeit sind.

---

[1] Der Beitrag entstand auf der Basis eines Vortrags, gehalten in ungarischer Sprache im Herbst 2000 auf der Konferenz „Beszédkutatás 2000" des Instituts für Sprachwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

2. Affrikaten im Deutschen und im Ungarischen

Der Lauttyp Affrikate (lat. ad + fricare) wird in der Fachliteratur unterschiedlich bewertet, anhand von ein paar Beispielen möchte ich dis kurz darstellen. Der sog. „Affrikatenstreit" in der ungarischen Fachliteratur brachte eine Ablehnung der Thesen von Hegedüs, der aufgrund seiner instrumentalphonetischen Untersuchungen den zusammengesetzten Charakter derselben hervorgehoben hat und die ungarischen Affrikaten [dz] und [dʒ] nicht monophonematisch eingestuft hatte (vgl. Kázmér 1961). Im Wesentlichen hält also die ungarische Fachliteratur am Vorsatz fest, dass die Affrikaten physiologisch gesehen Einzellaute sind.
Im „Duden-Aussprachewörterbuch" werden die Affrikaten in der zusammenfassenden Tabelle der Konsonanten nicht angeführt, sie stehen als Sonderkategorie da, mit dem Hinweis, dass sie nach anderen Auffassungen keine Einzelphoneme, sondern Phonemfolgen von je zwei Phonemen seien (vgl. Duden 1984: 39). Im „Großen Wörterbuch der deutschen Aussprache" (1982) werden sie als Lautverbindungen bezeichnet und beim jeweiligen Engelauttyp aufgezählt, der die Affrikate prägt. Neppert und Pétursson (1986: 267) führen über sie Folgendes aus: „Die Affrikate ist dadurch charakterisiert, daß die Dauer ihrer beiden Phasen zusammen – Verschluß- und Frikativphase – nicht die Dauer eines Einzellautes der betreffenden Sprache übersteigt." Des Weiteren steht der Hinweis, dass das Dauerverhältnis dieser Phasen für die akustische Wahrnehmung ausschlaggebend sei, da der Perzipient auch dann einen einfachen Frikativlaut wahrnimmt, wenn nach einer Verschlusslösung die Dauer der Frikativphase verlängert wird. Eben daraus folgt, dass wir mit Neppert und Pétursson die Affrikaten als selbstständigen Artikulationsmodus und Konsonantentypen auffassen.
Die Affrikaten [pf], [ts] und [tʃ] sind sowohl in der ungarndeutschen ostdonaubairischen Dialektform, als auch in der deutschen Standardsprache wichtige Lauttypen des Konsonantensystems. In der ungarischen Sprache existieren lediglich die Affrikaten [ts]und [tʃ] in einer vergleichbaren Form, da die meisten Autoren die vorhandene Verbindung von [p] und [f] nicht als selbstständigen Affrikatentyp auffassen. Das Ungarische besitzt allerdings weitere Affrikaten, die im Deutschen nicht vorhanden sind, wie [dz] und [dʒ]. In der Studie wird sich der Vergleich, was das Ungarische anbelangt, dementsprechend auf die Affrikaten [ts] und [tʃ] beschränken.

3. Zielsetzung der Forschung

Im Beitrag möchte ich die Affrikaten des ungarndeutschen ostdonaubairischen Dialekts in Brennberg (bei Ödenburg/Sopron) akustisch

untersuchen, um sie einerseits mit den entsprechenden Affrikaten der einen Variante der deutschen Standardlautung, andererseits der ungarischen Sprache zu vergleichen. Die Analyse beschränkt sich auf die akustische Form der Lauttypen, die wesentlichsten Faktoren der Segmente (Phone) werden berücksichtigt. Diese Abgrenzung der Zielsetzung wird von der These unterstützt, dass es im Prozess der perzeptiven Verarbeitung der Klanggestalt der Rede eine erste auditive Wahrnehmungsebene gibt. Auf dieser Ebene vollzieht sich eine primär akustische Analyse, die Valaczkai (1989: 389) so charakterisiert: „Das Klangprodukt wird in seine akustischen Bestandteile wie temporale Verhältnisse, Merkmale der Frequenz und Intensität zerlegt [...]."
Aufgrund dieser Abgrenzung der Zielsetzung werden die akustischen Konstituenten von Segmenten des klanglichen Geflechts analysiert, die von kompetenten Sprechern als Typen produziert werden. In der lautsprachlichen Kommunikation sind diese Segmente natürlich lediglich einerseits im Rahmen der perzeptiven Verarbeitung reell existent, andererseits erscheinen sie als Ergebnis der phonetischen Analyse. Der Sprachschall selber, den die Sprecher mit ihren Sprechwerkzeugen produzieren, setzt sich aus komplexen, sich überlagernden Schwingungen zusammen und ist immens fein strukturiert, was die inneren und temporalen Verhältnisse desselben betrifft. So ist er fähig, als materieller Träger von sprachlichen Inhalten zu funktionieren (vgl. Valaczkai 1989: 387).
Wie bei instrumentalphonetischen Untersuchungen fast immer, wird das IPA-System für Transkriptionszeichen verwendet, auch was die ungarndeutsche ostdonaubairische Dialektform anbelangt. Das von Hutterer erarbeitete Transkriptionssystem, das für die ungarndeutschen Dialekte des Öfteren verwendet wurde und wird, bleibt unberücksichtigt, da die Ergebnisse der exakten instrumentalphonetischen Messmethoden die genaue Wiedergabe der akustischen Gegebenheiten sichert. Hier soll der Hinweis darauf stehen, dass die meisten Transkriptionssysteme ohnehin eher die artikulatorischen Auffälligkeiten berücksichtigen und in der Regel weniger die akustische Seite. Die wichtigste Frage ist demnach, welches Segment des Sprachschalls mit welchem Symbol versehen wird.
Im zweiten Schritt erfolgt der Vergleich mit den akustischen Werten erselben Affrikaten der einen Variante der deutschen Standardaussprache, damit ein erster Überblick entsteht über die wichtigsten Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede. Die ostdonaubairische ungarndeutsche Dialektform von Brennberg kann als typische Variante der ungarndeutschen Dialekte von West-Ungarn angesehen werden, mit der Ergänzung, dass wegen der jahrzehntelangen Abschottung des Dorfes (es lag in der sog. Grenzzone) die bilinguale Situation etwas anders ist als in anderen Ortschaften mit ungarndeutschen Bevölkerungsteilen: Die Verlagerung des Sprachgebrauchs auf das Ungarische vollzog sich nicht in allgemein hohem Maß. Für die

Kompetenzstruktur der Angehörigen der deutschen Minderheit in der Ortschaft ist also momentan etwa folgendes Bild charakteristisch: Erst seit den 1990er Jahren kommt es dazu, dass die deutsche Dialektform bei den jüngeren Generationen an Boden verliert, bis zu diesem Zeitpunkt sprachen auch sie dieselbe kompetent. Die anderen Generationen sprechen bis heute fast ohne Ausnahme die ortsübliche deutsche dialektale Variante.
Forschungsmaterial war demnach einerseits die Aussprache von kompetenten Sprechern der Brennbergschen deutschen Dialektform, andererseits die Aussprache von kompetenten Sprechern aus dem geschlossenen deutschen Sprachraum, für die die Rundfunkaussprache als Leitbild gilt. Der Vergleich mit den ungarischen Affrikaten basiert auf einer Untersuchung von Olaszy (1989), wobei der Autor die Methode „Analyse durch Synthese" verwendete, so dass die Segmente einer Aussprache bei durchschnittlichem Sprechtempo, mit deutlicher Artikulation entsprechen. Dieser Vorsatz wurde auch bei den Versuchspersonen der deutschen Varietäten berücksichtigt, sie sprachen während der Aufnahmen mit ruhiger Stimme und durchschnittlichem Tempo. Die von Siebs (1898) kodifizierte „Bühnenaussprache" erreichte nie die breiten Massen der deutschen Sprachgemeinschaft und wird heute eher als unrealistisch, pathetisch, übersteigert und unnatürlich empfunden. Das Leitbild „Rundfunkaussprache" hingegen, das das erste Mal vom Autorenkollektiv des „Wörterbuchs der deutschen Aussprache" (1964) festgehalten worden ist, wird in allen Ländern, in denen die deutsche Sprache als Erstsprache gesprochen wird, als die nachzuahmende Norm anerkannt. Sogar die Mitglieder der deutschen Sprachgemeinschaft akzeptieren diese Norm, die sie selber wegen des dialektalen oder umgangs-sprachlichen Einflusses nicht produzieren können. Es muss an dieser Stelle allerdings erwähnt werden, dass es auch keine vollkommen einheitliche Rundfunkaussprache gibt, da die regional-dialektale Färbung z.B. in Bayern, der Schweiz und in Österreich, aber auch in Sachsen usf. hierbei bemerkbar ist. Beim Vergleich der akustischen Werte der standardsprachlichen Affrikaten werden dementsprechend die Ergebnisse von Valaczkais „Atlas deutscher Sprachlaute" (1998) benutzt. Die akustischen Werte der entsprechenden Lauttypen von Brennberg wurden vom Autor (Brenner 1994) festgehalten, so dienen – neben Olaszys (1989) Werk – diese Arbeiten als Grundlagen für diesen Beitrag.

4. Material und Analysemethode

Die Untersuchungen bezüglich der deutschen Varietäten beschränkten sich auf Segmente, die aus isolierten Redeteilen ermittelt wurden, da die Erforschung der spontanen Rede erst in den letzten Jahren in Ungarn einen

Aufschwung erlebt (vgl. Gósy 1998). Die Analyse von Olaszy beruht auf einer zusammengesetzten Lautreihe, wobei der jeweilige Affrikatentyp in Verbindung mit allen wichtigen Vokaltypen des Ungarischen erschien. Bei den deutschen Varietäten wurden folgende minimalisierten Korpora von den Versuchspersonen auf Tonband bzw. Kassette gesprochen, um die Affrikaten der entsprechenden Sprachform darzustellen:

Brennberg:

[ts] in [tsɑunt] „Zahn"; [kɑots] „Katze"
[pf] in [ɑopfy:] „Apfel"; [dikɑopf] „Dickkopf"
[tʃ] in [tʃɑ:ko:] „Tschako"; [klotʃ] „Klatsch"

Deutsche Standardvarietät:

[ts] in [tsa:n]; „Zahn"; [katsə]„Katze"
[pf] in [apfl] „Apfel"; [pfa:t] „Pfad"
[tʃ] in [tʃako] „Tschako"; [klatʃ] „Klatsch"

In beiden Fallen wurden die Affrikaten in anderen phonetischen Positionen und Realisierungsvarianten festgehalten, zur akustischen Bearbeitung wurden allerdings die angeführten Redeteile ausgewählt, mit dem Hinweis, dass auch ein zusammenhängender Text zum Korpus beider Untersuchungen gehörte, um kritische Segmente mittels Abhörverfahrens aufzuarbeiten.
Als Methode wurde in beiden Fällen die dynamische Spektrographie verwendet, die Geräte wurden von der Phonetischen Abteilung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellt. Der Spektrograph „Voice Idendification Incorporation (Series 700)" und das Intensitätsmessgerät „IM-36 (F-J Electronics)" waren im Stande, die auf Tonband festgehaltenen Redeteile zu analysieren und zu dokumentieren.
Die Versuchspersonen entsprachen in beiden Fällen dem wissenschaftlichen Ziel der Typisierung, die Vp aus Brennberg stammt aus der mittleren Generation und hat in ihrer ungarischen Aussprache hörbare Zeichen des sog. Akzents, die Vp von Valaczkai stammt aus Thüringen und ihre Aussprache wird vom Gräfenthaler Ortsdialekt zwar beeinflusst, aber als Leitbild dient die Rundfunkaussprache. Als Grundlage der Untersuchungen von Olaszy (1989) dienten Messungen mit denselben Geräten, so dass der Vergleich aus methodischer Sicht zugelassen ist.
Beim Segmentieren ist das entscheidende Problem nach Pétursson und Neppert (1986: 85),

> daß im Sonagramm entsprechend der Artikulations- und Schallwirklichkeit kontinuierliche Schallbilder erscheinen, die prinzipiell keine exakten Grenzen haben und damit keine einzelnen diskreten Segmente darstellen können. Damit soll nicht geleugnet werden, daß es für den Sprachhörer im Sprachschall gewisse Strukturen und Markierungen als Grundlage für sein sprachauditives Segmentieren gibt.

In unserem Fall wurden die Segmente auf Grund der Intensitätskurve festgelegt, nach der Methode von Olaszy (1988: 68):

> Zur Festlegung der Zeitstruktur [...] ist es eine einfache und bewährte Methode, dass die Frequenzstruktur und Intensitätsstruktur des Sprachsignals beschreibenden Zeitfunktionen in sog. quasi-lineare Abschnitte zerlegt werden.[2]

Durch entsprechendes Zusammenstellen der Lauttafeln wurde vom zeitlichen Ablauf her eine parallele Handhabung der Intensitätskurve und des Sonagramms ermöglicht. Solche praktikablen Methoden sind bei instrumentalphonetischen Untersuchungen zugelassen, trotz der prinzipiellen Unmöglichkeit einer genauen Abgrenzung im kontinuierlichen Sprachschall.
Der Vergleich der Affrikatentypen erstreckt sich auf folgende akustische Parameter, die bei der perzeptiven Verarbeitung von Klangstrukturen von besonderer Wichtigkeit sind:

1. Zeitstruktur: Hierbei werden die inneren Zeitverhältnisse des Segments beschrieben, mit besonderer Rücksicht auf die Phasen der Lauttypen. Zur Reibephase wird auch die Dauer der Verschlusslösung hinzugerechnet.
2. Frequenzstruktur: Die relevanten Geräuschkomponenten im Sonagramm des Segments werden ausgewertet.
3. Intensität der Komponenten: Die bei den relativ intensivsten Frequenzbereichen gemessenen Werte der Intensität werden in dB angegeben.[3]

5. Ergebnisse der Analyse

Der detaillierte Vergleich wird mit den [pf]-Affrikaten begonnen, da dieser Lauttyp in einer entsprechenden Form lediglich in den deutschen Varietäten vorhanden ist. Die Artikulationsphasen zeichnen sich durch eine ähnliche Dauer aus, die Intensität der Geräuschkomponenten ist aber in der

[2] Ins Deutsche übersetzt vom Autor.
[3] Bei den ungarischen Affrikaten wurde die innere Intensitätsstruktur des Segments nicht ermittelt, was bei den deutschen Varietäten mit Hilfe einer sog. Hüllkurve erfolgte.

deutschen Dialektform wesentlich geringer. Dies ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass in derselben nach der traditionellen Auffassung stimmlose Halblenes und stimmlose Halbfortes produziert werden (vgl. Hutterer 1959: 341) und diese Tatsache auch die Elemente der Affrikate prägt. Die spezifische Bildungsdauer der Affrikatentypen zeigt keine wesentliche Abweichung (221 ms vs. 260 ms).
Beim [ts] sind folgende Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der akustischen Struktur zu bemerken: Die relative Bildungsdauer zeigt, dass bei der standardsprachlichen Variante die

	Brennberg [pf]	**Standarddeutsch** [pf]
1. Zeitstruktur	Spezifische Bildungsdauer: 221 ms – die Bildungsphasen sind nicht eindeutig zu ermitteln	Spezifische Bildungsdauer: 260 ms – Verschlussphase: etwa ein Viertel davon – Reibephase: etwa drei Viertel davon
2. Frequenzstruktur	– ab 1000 Hz Komponenten – oberhalb von 4800 Hz nimmt ihre Intensität ab	– zwischen 1880 und 2600 Hz Komponenten – zwischen 3000 und 3650 Hz Komponenten
3. Intensität	– bei 1230 Hz -9 dB – bei 2930 Hz -8 dB – bei 3540 Hz -11 dB	– bei 1680 Hz 11 dB – bei 2000 Hz -1 dB – bei 2800 Hz -1 dB

Tabelle 1: Akustische Parameter der [pf]-Affrikaten (ungarndeutsch vs. standarddeutsch).

Affrikate prägende Engephase wesentlich länger ist (66 ms vs. 154 ms). Die ungarische Affrikate zeigt eine ähnliche Dauer bezüglich der Reibephase (70–80 ms), die also ebenfalls bedeutend kürzer ist als die der deutschen Standardvariante. Eine wesentliche Abweichung bei den intensiven Frequenzbereichen ist, dass die Brennbergsche Variante erst über 3440 Hz intensive Bündel zeigt, wobei die standardsprachliche Variante schon ab 1000 Hz Reibeeffekte aufweist. Ähnlich ist die höhere Intensität der Komponenten in höheren Frequenzbereichen über 6000 bzw. 7000 Hz. Die ungarische Variante zeigt im Schwingungsbild lediglich ab 5000 Hz intensivere Komponenten.
Die Zeitstruktur der [tʃ]-Typen zeigt bei den deutschen Varietäten eine ähnliche Abweichung wie dies bei den [ts]-Typen der Fall war: die Variante von Brennberg weist eine wesentlich kürzere Engephase auf (83 ms vs. 120 ms). Auch bei den intensiven Frequenzbereichen ist eine ähnliche Tendenz

	Brennberg [ts]	**Standarddeutsch** [ts]
1. Zeitstruktur	Spezifische Bildungsdauer: – – im Anlaut keine Verschlussphase zu ermitteln – Reibephase: 66 ms	– Spezifische Bildungsdauer: 220 ms – Verschlussphase: 66 ms – Reibephase: 154 ms
2. Frequenzstruktur	– ab 3440 Hz Komponenten – oberhalb von 7000 Hz wird ihre Intensität geringer	– zwischen 1000 und 4000 Hz Komponenten – ab 6500 Hz Komponenten
3. Intensität	– bei 3760 Hz 6 dB – bei 5000 Hz 15 dB – bei 6000 Hz 16 dB	– bei 7000 Hz -2 dB – bei 7700 Hz 21 dB

Tabelle 2: Akustische Parameter der [ts]-Affrikaten (ungarndeutsch vs. standarddeutsch).

	Brennberg [ts]	**Ungarisch** [ts]
1. Zeitstruktur	Spezifische Bildungsdauer: – – im Anlaut keine Verschlussphase zu ermitteln – Reibephase: 66 ms	– SpezifischeBildungsdauer: 150–160 ms – Verschlussphase: 80 ms – Reibephase: 70–80 ms
2. Frequenzstruktur	– ab 3440 Hz Komponenten – oberhalb von 7000 Hz wird ihre Intensität geringer	– zwischen 5000 und 8000 Hz relativ gleichmäßig verteilte Komponenten

Tabelle 3: Akustische Parameter der [ts]-Affrikaten (ungarndeutsch vs. ungarisch).

zu bemerken: Die Komponenten der Brennbergschen Variante werden erst über 1800 Hz intensiver, wobei bei der standardsprachlichen Variante dies schon ab 670 Hz der Fall ist. Allerdings erreicht die Intensität etwa bei demselben Wert (2670 Hz vs. 2700 Hz) ihren Höhepunkt, die Brennbergsche Variante bleibt aber auch noch in höheren Frequenzbereichen intensiv (bei 5000 Hz 13 dB). Beim Vergleich mit der ungarischen Affrikate fällt auf, dass die Reibephase der Brennbergschen Variante fast auf die Millisekunde gleich lang ist (83 ms vs.

	Brennberg [tʃ]	**Standarddeutsch** [tʃ]
1. Zeitstruktur	Spezifische Bildungsdauer: – – die Verschlussphase war im Anlaut nicht zu ermitteln – Reibephase: 83 ms	– Spezifische Bildungsdauer: 200 ms – Verschlussphase: 80 ms – Reibephase: 120 ms
2. Frequenzstruktur	– ab 1800 Hz Komponenten – oberhalb von 6200 Hz lässt ihre Intensität nach	– zwischen 670 und 4000 Hz Komponenten – zwischen 4100 und 8000 Hz Komponenten von geringerer Intensität
3. Intensität	– bei 2670 Hz 20 dB – bei 3870 Hz 10 dB – bei 5000 Hz 13 dB	– bei 2700 Hz 35 dB – bei 3200 Hz -1 dB – bei 4600 Hz -14 dB

Tabelle 4: Akustische Parameter der [tʃ]-Affrikaten (ungarndeutsch vs. standarddeutsch).

	Brennberg [tʃ]	**Ungarisch** [tʃ]
1. Zeitstruktur	Spezifische Bildungsdauer: – – die Verschlussphase war im Anlaut nicht zu ermitteln – Reibephase: 83 ms	– Spezifische Bildungsdauer: 140–160 ms – Verschlussphase: 60–80 ms – Reibephase: 80 ms
2. Frequenzstruktur	– ab 1800 Hz Komponenten – oberhalb von 6200 Hz lässt ihre Intensität nach	– ab 1800 bis 7000 Hz Komponenten – zwischen 1800 und 3000 Hz besonders intensive Komponenten

Tabelle 5: Akustische Parameter der [tʃ]-Affrikaten (ungarndeutsch vs. ungarisch).

80 ms) und diese grundlegende, genaue Entsprechung spiegelt sich auch beim Schwingungsbild wider. In beiden Fällen beginnen etwa ab 1800 Hz Geräusche im Spektrum, wobei die [tʃ]-Affrikate der deutschen Standardvarietät schon ab 670 Hz intensive Bereiche zeigt. Diese mit akustischen Daten untermauerte Interferenzerscheinung kann wahrscheinlich darauf zurückgeführt werden, dass die Affrikate im Deutschen kein frequenter Lauttyp ist und vor allem in Entlehnungen vorkommt. Im Ungarischen aber wird das [tʃ] häufig verwendet, so dass sich in diesem Fall höchstwahrscheinlich die ungarischsprachige Umgebung bei den Sprechern der deutschen Dialektform bemerkbar macht.

6. Zusammenfassung

Zusammenfassend ist anzuführen, dass die untersuchten Affrikatentypen der ungarndeutschen ostdonaubairischen Dialektform von West-Ungarn erhebliche Abweichungen im Vergleich zu den standardsprachlichen Varianten aufweisen. Die bei der perzeptiven Verarbeitung von Klanggestalten wichtigen Faktoren wie Zeitstruktur, Frequenzstruktur und Intensität der Komponenten zeigen fast immer beträchtliche Unterschiede, die die Eigentümlichkeiten der Dialektform auch instrumentalphonetisch beschreibbar machen. Bezüglich der Affrikaten zeigen sich bei kompetenten Sprechern der ungarndeutschen Dialektform keine bemerkbaren Tendenzen zu Interferenzerscheinungen im Vergleich zu dieser standardsprachlichen Form. Bei der Weiterführung der Forschung durch ähnliche Untersuchungen mit Informanten aus einer jüngeren Generation ist also diese Tatsache zu berücksichtigen.
Bei den [ts]-Affrikatentypen der ungarndeutschen Dialektform sind auch im Vergleich mit den ungarischen Werten keine Entsprechungstendenzen auf Grund unserer Messungen festzuhalten, d.h. diese Affrikate kann durch diese akustischen Parameter spezifiziert werden. Der konfrontative Vergleich der [tʃ]-Affrikaten hat allerdings sowohl bezüglich der Dauer der Bildungsphasen, als auch der Frequenzstruktur eine ausgesprochen genaue Entsprechung gezeigt. Hierbei ist ebenfalls bei der Weiterführung der Forschung zu erwarten, dass ein genaueres Bild über die phonetischen Prozesse in Bezug auf den Sprachenwechsel bzw. auf die bilinguale Situation bei Angehörigen der deutschen Minderheit in der Ortschaft entsteht.

Literaturhinweise

Brenner, K. (1994): *Akustische Analyse der Brennbergschen deutschen Mundart*. Unveröffentl. Diss. Szeged.

Brenner, K. (1999): *Magánhangzók kontrasztív elemzése* [Kontrastive Analyse von Vokalen]. In: Gósy, M. (Hrsg.) (1999): Beszédkutatás '99. Budapest: 44–52.

Duden Grammatik der deutschen Gegenwartsprache (1984⁴). Völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim/Wien/Zürich. Bd. 4.

Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. (1982). Herausgegeben von E.M. Krech [et al.]. Leipzig.

Gósy, M. (1998): *A szavak időzítési sajátosságai spontán beszédben* [Temporale Eigenschaften der Wörter in spontaner Rede]. In: Beszédkutatás '97 (1998) Budapest: 39–49.

Hutterer, C.-J. (1959): *Randbemerkungen zu Eberhard Kranzmayers Historischer Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes*. In: Acta Linguistica Academiae Scientiarium Hungaricae 9 (1959). Budapest: 335–360.

Hutterer, C.-J. (1991): *Aufsätze zur deutschen Dialektologie*. Budapest.

Kázmér, M. (1961): *A magyar affrikátaszemlélet* [Die ungarische Affrikatenauffassung]. Budapest (= Nyelvtudományi Értekezések 27).

Manherz, K. (1977): *Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn*. Budapest.

Neppert, J. & Pétursson, M. (1986): *Elemente einer akustischen Phonetik*. Hamburg.

Olaszy, G. (1988): *A beszédhangok belső időszerkezete* [Die innere Zeitstruktur der Sprechlaute]. In: Gósy, M. (Hrsg.) (1988): *Tanulmányok a beszéd időviszonyairól* [Aufsätze zu den Zeitverhältnissen der Rede]. Budapest: 65–86.

Olaszy, G. (1989): *Elektronikus beszédelőállítás* [Elektronische Redesynthese]. Budapest.

Siebs, Th. (1898): *Deutsche Bühnenaussprache*. Berlin/Köln/Leipzig

Valaczkai, L. (1989): *Die Rolle der Faktoren der akustischen Struktur der deutschen bzw. ungarischen Sprechlaute bei ihrer Dekodierung als Phoneme*. In: DAAD Dokumentationen und JATE Materialien. Bonn/Szeged: 87–399.

Valaczkai, L. (1998): *Atlas deutscher Sprachlaute*. Wien.

Wörterbuch der deutschen Aussprache (1964). Herausgegeben von einem Autorenkollektiv unter Leitung von H. Krech. Leipzig.

Ágnes Dávid (Budapest)

Englische Elemente in der gesprochenen deutschen Gegenwartssprache. Soziolinguistische Ergebnisse einer korpusbasierten Analyse

1. Vorbemerkungen

Die deutsche Sprachgemeinschaft erlebt seit über 50 Jahren eine durchaus progressive Phase des deutsch-englischen Sprachkontakts. Der Anfang dieser Progression ist auf die Nachkriegsjahre datiert, als das Angloamerikanische, die Sprache der wirtschaftlich, politisch-ideologisch und kulturell für Westeuropa ausschlaggebenden Großmacht Vereinigte Staaten immer stärkere Akzeptanz in der Sprachverwendung des deutschsprachigen europäischen Raumes erfuhr. Obwohl dieser Prozess weder in der Geschichte des Deutschen, noch in der parallelen Sprachentwicklung des europäischen Sprachraumes etwas Einmaliges darstellt, sorgte und sorgt er im traditionell monolingualen (geteilten bzw. wiedervereinigten) Deutschland bis heute für Furore. Pate für diese Spracheinstellung stand ein recht verzweigter Ursachen-Komplex, von dessen Komponenten hier, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, folgende hervorgehoben werden sollen: a) die Rivalität der Weltsprachen Deutsch und Englisch[1], aus der das Englische als Lingua franca des ausgehenden 20. Jh. hervorging; b) die von Zeit zu Zeit in der öffentlichen wie auch in der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung aufkommende, teils puristisch-nationalistisch gefärbte Befürchtung des Sprachverfalls[2]; c) die lange Zeit vornehmlich historisch-etymologische Prägung der deutschen Sprachwissenschaft, innerhalb derer eine neue Generation erst in den 60er Jahren eine Lanze für die synchronische Untersuchung der Gegenwartssprache brach und u.a. auch die Fremdwort-Lehnwort-Problematik ins modernere Licht rückte (den Auftakt dazu bildete von Polenz (1967)); und nicht zuletzt d) die monolinguale Fixierung der deutschen Linguistik, die zur Folge hatte, dass

[1] Diese Bezeichnung wird im Weiteren stellvertretend für alle diatopischen Varietäten des Englischen benutzt.

[2] Es soll in diesem Zusammenhang auf eine von Andreas Gardts exzellenten Analysen zum Thema hingewiesen werden (Gardt 2001).

Ergebnisse kontaktlinguistischer Untersuchungen, die seit den 50er Jahren in verschiedenen bilingualen Sprechgemeinschaften der Welt durchgeführt worden sind, in Deutschland so gut wie unreflektiert blieben und erst seit etwa zehn Jahren ansatzweise Eingang in die Analyse des Deutschen im Kontakt mit anderen Sprachen gefunden haben (Pfaff 1991; Pütz 1994; Androutsoupoulos 1998). Angesichts obiger Tatsachen erfüllen synchrone, empirische Untersuchungen des Deutschen im Kontakt mit anderen Sprachen trotz des in der Öffentlichkeit abgedroschenen Themas „sprachlicher Einfluss" in wissenschaftlicher Hinsicht eine wichtige Funktion, indem sie zur Deckung eines Nachholbedarfs an Arbeiten beizutragen vermögen, die Sprachwirklichkeit unter dem Aspekt des Sprachkontakts möglichst unvoreingenommen präsentieren.

2. Beschreibung der eigenen empirischen Untersuchung

Im Interesse des zuletzt erwähnten Zieles wurde auch die vorzustellende Analyse eines Teilbereichs der gesprochenen deutschen Sprache durchgeführt. Der gewählte Untersuchungsrahmen dient u.a. dem Zweck, auf sprachkontakttypische Erscheinungen innerhalb des „Mediendeutsch" detaillierter einzugehen. Das Korpus bilden 150 auf Video aufgezeichnete Talkshowsendungen aus dem deutschen Fernsehen, von denen demnächst das Sprachmaterial der ersten 100 Einheiten ausgewertet wird. Die Idee zur Untersuchung des Anglizismengebrauchs[3] in deutschen Talkshows wurzelt in der Annahme, dass gewisse Typen dieses kommerziellen Genres einen geeigneten Querschnitt des gesprochenen Standarddeutsch bieten, um bei der Analyse ihres sprachlichen Materials über die Ermittlung spezifischer Eigenschaften des „Mediendeutsch" hinaus auch auf allgemeine gemeinsprachliche Charakteristika schließen zu können, von denen hier soziologische Komponenten des Anglizismengebrauchs in den Mittelpunkt gestellt werden. Darüber hinaus werden in diesem Rahmen die Ergebnisse nach Möglichkeit mit den Angaben der ebenfalls das Fernsehdeutsch untersuchenden 18-stündigen Erhebung von Glahn (2000) verglichen, sofern es die unterschiedlichen Forschungsinteressen zulassen.
Für die Untersuchung wurden zwei Showtypen ausgewählt. Die größere Gruppe bilden 82 sog. Laien-Talkshows (Steinbrecher & Weiske (1992)), die von den Privatsendern RTL und SAT1 zwischen 30.09.1996 – 8.10.1998 ausgestrahlt wurden (bei RTL moderiert von Ilona Christen, Hans Meiser

[3] Der Begriff ‚Anglizismus' wird von uns in seiner weitesten Bedeutung benutzt, als (kürzestes) Synonym für englischsprachige lexikalische Elemente, die in deutschen Kontexten gebraucht werden.

und Bärbel Schäfer, in SAT1 von Johannes Kerner/Jörg Pilawa und Sonja Zietlow). Alle sind rund einstündige Sendungen, die ohne Werbeblöcke 45 Minuten moderiertes Studiogespräch über ein im Voraus bestimmtes Thema mit 6–10 Podiumsgästen und einigen Wortmeldungen aus dem Studiopublikum enthalten. (Podiumsgäste und Teilnehmer aus dem Studiopublikum werden im Weiteren ‚Medienlaien' genannt.) Die angesprochenen Themen sind in ihrer Alltäglichkeit nicht zu überbieten (Partnersuche, problematische Familienverhältnisse, Karriere, Arbeitslosigkeit, besondere Hobbys, Übergewicht, merkwürdige Ess-, Trink- und Liebesgewohnheiten etc.), so dass sie unabhängig von Bildungsniveau und sozialem Status der Teilnehmer keinen an der Meinungsäußerung hindern – vorausgesetzt, dass die Teilnehmer keine Hemmungen haben, über ihr Privatleben vor der breiten Öffentlichkeit zu sprechen.

Die andere Gruppe besteht aus im gleichen Zeitraum in SAT1 ausgestrahlten 18 Sendungen der Harald-Schmidt-Show.[4] Sie können in gewisser Hinsicht als Kontrollgruppe zu den Laien-Talkshows betrachtet werden, da in diesen ohne Werbung ebenfalls 45-minütigen Sendungen neben dem Entertainer Schmidt nur Medienprofis auftreten, mit denen er im zweiten Teil der Sendung zwei Interviews führt. Seine Gäste sind lauter Prominente aus der Showbranche, Schauspieler, Journalisten, Pop- und Rockmusiker usw., die ganz bewusst mit dem Medium Sprache umgehen. Obwohl die Gespräche in erster Linie Werbezwecken dienen, und die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf Neuerscheinungen (Bücher, CDs), Fernsehsendungen, Filme und Konzerte lenken wollen, treten Imagearbeit (im Sinne von Holly (1979)) und verbale Prestige-Duelle zwischen Moderator und Gast/Gästen deutlich in Erscheinung, was sich auch im häufigen Gebrauch von Anglizismen niederschlägt.

Die Auswahl der Sendungen erfolgte nach dem Zufallsprinzip, wobei die rund hundert Aufzeichnungen (gemessen an der für die Arbeit vorgesehenen Zeit) in den möglichst größten Zeitabständen aufeinander folgend, in vier Etappen stattfanden: Im Herbst 1996, im Frühling 1997, im Winter 1997/98 und im Herbst 1998. Bei der Untersuchung des Anglizismengebrauchs im ersten, 45 Stunden langen Teil des Korpus wurde folgendes Raster verwendet:

a) Der ohnehin viel zu weit gefasste Begriff ‚Anglizismus' wurde auf Ein- und Mehrworteinheiten evident englischen Ursprungs reduziert, d.h. auf solche Sprachdaten, die wenigstens ein im Englischen ebenfalls existentes lexikalisches Morphem enthalten. Ausgeklammert wurde durch diesen

[4] Im Gesamtkorpus sind alle fünf Laien-Talkshows bzw. auch die Harald-Schmidt-Show mit jeweils 25 Sendungen vertreten.

Schritt zum einen fast gänzlich das breite Feld des sog. „latenten Lehnguts", das zwar nach englischem Muster, jedoch mit deutschen Lexemen gebildet wird, zum anderen die auf die Interferenz des Englischen zurückzuführende, morphosyntaktische Erscheinungen im Deutschen, pauschal formuliert: solche deutschen Sprachelemente, die in Analogie zum Englischen verwendet werden (*Kalter Krieg, Erdnussbutter, Pille für die Frau* bzw. *Sinn machen, in 2001, mehr und mehr* usw.). Diese Entscheidung will keineswegs die Berechtigung der im engeren Sinne genommenen Transferenz- und Interferenzforschung in Frage stellen. Sie wurde viel eher im Interesse des Operationalisierbarkeitsprinzips getroffen, das im Bereich der Lehnprägungen bzw. der Grammatik wegen Mangel an zuverlässigen Kriterien mehr als erwünscht von Vermutungen und Annahmen abgelöst wird.

b) Unbeachtet blieb bei der Auszählung eine verhältnismäßig große Zahl von Lexemen englischer Herkunft innerhalb der evidenten Anglizismen, bei denen allein aufgrund des sozialen Integrationsfaktors (hohe Frequenz und allgemeine Verbreitung) über eine bereits erfolgte Eingliederung ins Deutsche gesprochen werden kann. Diese Art Eingliederung fällt nicht immer mit dem vollständigen Grad der sprachlichen Integration (dem herkömmlichen Lehnwortstatus) zusammen. Lexeme wie *Computer, Videorecorder, Fan, sexy* usw. unterscheiden sich zwar von den auf allen sprachlichen Ebenen integrierten Lehnwörtern wie *antörnen, bluffen, Film, Partner, Sport, Reporter, Tipp, Trend* und *tricksen*, trotzdem werden sie unsererseits nicht mehr als markierte Einheiten des deutschen Lexikons betrachtet (vgl. Eisenberg & Baurmann (1984) u. Eisenberg (2001)). Solche Lexeme wurden in die Datensammlung nur in der Hoffnung aufgenommen, dass ihre Wortformen im Laufe der Untersuchungszeit neue Integrationsmerkmale aufweisen werden. Für frequentiell nicht genau erfasste Sprachdaten wurde die Kennzeichnung [*Computer*] eingeführt. Nicht uninteressant scheint allerdings die Tatsache zu sein, dass das Gros dieser Lexeme zu den Internationalismen gehört.

Ebenfalls ausgegrenzt wurden Eigennamen jedweder Art (bis auf appellativierte), Warenbezeichnungen, Titel von Büchern, Platten, Filmen, Veranstaltungen, Institutionen und Organisationen, sowie jegliche Zitate aus diesen mit Prowort-Charakter (*Johannes Big Kerner, Rocky Horror Picture Show, The mans world, Take the money and run, Christopher-Street-Day, Love Parade, Cola light, Extasy*). Ungeachtet blieben auch Initialwörter, unabhängig davon, ob sie analytisch oder synthetisch artikuliert werden (*Dink* („double income, no kids"), *WAP, AIDS, PR*), des Weiteren Komposita oder Mehrworteinheiten, die Initialwörter enthalten (*ATP-Weltmeisterschaft, Kanzler Records, PR-Tour, Welt-Dart-Verband* etc.). Ein generelles Kriterium für die Aufnahme war, dass die Sprachdaten in keiner schriftlichen Form

von dem Zuschauer mitgelesen werden können, indem sie als Aufschrift oder als Einblende auf dem Bildschirm erscheinen.
c) Das Analyseraster arbeitet mit einer modifizierten Version der Type-Token-Relation. Tokens referieren nicht, wie in der Sprachstatistik üblich, über das Gesamtvorkommen der einzelnen Types, sondern sie geben Auskunft nur darüber, in wie vielen Korpuseinheiten ein Type (wenigstens einmal) vorkam. Registriert wurde immer das erste Vorkommen eines Belegs in der jeweiligen Sendung. Eventuell weitere Vorkommen desselben Types, bei denen formal-semantische Unterschiede festzustellen waren, wurden zwar für die sprachliche Analyse festgehalten, statistisch gesehen galten sie jedoch nicht als neue Tokens. Der maximale Token-Wert liegt demgemäß in diesem Ausschnitt der Untersuchung bei 100. Ein Token-Wert von 10 bedeutet also, dass der Type in zehn Sendungen registriert wurde, ohne Kennzeichnung dessen, wie oft es zu seiner wiederholten Erwähnung innerhalb derselben Sendung kam. Stichprobenartigen Auszählungen nach (im Fall von fünf Sendungen) verringerte diese statistische Modifizierung die Tokenwerte etwa um ein Drittel im Durchschnitt. Da jedoch die Token-Angaben quantitativ systematisch verringert wurden, erweisen sie sich bei unversehrter, vollständiger Typerfassung für die linguistische Analyse immer noch als aussagekräftig genug.
d) Die Auswertung des Sprachmaterials erfolgte anhand der Videoaufnahmen. Die Belege wurden mit Minimalkontext aufgezeichnet, was überwiegend in der schriftlichen Festhaltung des vollständigen Satzes bestand. In manchen Fällen war es nötig, auch kürzere Gesprächssequenzen aufzuzeichnen, um den kontextuellen Zusammenhang zu verdeutlichen. Die Überprüfung der Belegerfassung auf Vollständigkeit bei zehn Sendungen ergab, dass für das Gesamtkorpus hochgerechnet eine über 95-prozentige Genauigkeit in der Datenerfassung gilt.
e) Zur schriftlichen Fassung des mündlichen Materials wurde die literarische Transkription gewählt. Diese Methode verlangt viele formal-orthographische Entscheidungen, die teilweise instinktiv getroffen werden müssen (Zusammen- und Getrennt-, Groß- und Kleinschreibung, Verwendung von Bindestrichen, die Wiedergabe/Nicht-Wiedergabe von deutlichen phonetischen Abweichungen im Vergleich zur englischen Aussprache usw.). Als Stütze in dieser Hinsicht dienten die Eintragungen des „Duden Deutschen Universalwörterbuches 2001", weil es bestrebt ist, eine „aktuelle, umfassende, objektive und zuverlässige Darstellung der deutschen Sprache an der Jahrtausendwende" (Duden 2001: Vorwort, o.S.) zu geben, und in diesem Sinne auch die semantisch-morphologische Entwicklung des Zeitraumes referiert, den das Sprachmaterial des Talkshowkorpus erfasst.

Ergebnisse der Analyse

Bei der nach obigen Kriterien erfolgten Auswertung des 75-stündigen Materials von den 100 Talkshow-Sendungen wurden 724 evidente Anglizismenbelege registriert, die insgesamt 1.304-mal als „limitierte" Tokens (weil auf einen Maximalwert von je 100 beschränkt) realisiert vorkamen. Dies bedeutet, dass alle 6,2 Minuten ein neuer Type bzw. alle 3,45 Minuten einer von den 724 registrierten Anglizismen erwähnt wurde. Der statistische Type-Durchschnitt, etwa sieben Anglizismen pro Sendung, ergibt sich aus folgender Verteilung: 19 Sendungen enthalten 5 oder weniger Types, 6–10 Types kommen in 35, 11–20 Types in 28 Talkshows vor. Bei 10 Prozent der Sendungen gibt es Typewerte von 21–30, und in den restlichen acht Sendungen lag die Zahl der Types zwischen 31 und 48.

Zahl der Types	Sendungen in %
1–5	19
6–10	35
11–20	28
21–30	10
31–40	5
41–	3

Tabelle 1: Types pro Sendung.

Die Themen der Talkshows stehen mit der Anglizismenfrequenz in einem interessanten Zusammenhang. Bekanntlich gibt es Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, die sprachlich besonders „anglizismenfreundlich" sind, wie Sport, Mode, Informationstechnik, Unterhaltungsindustrie (Film- und Musikbranche, Fernsehen), sowie gewisse Wirtschaftsbereiche (vor allem Werbung, Marketing und Unternehmensführung) und Presse. Für die Sendungen, die thematisch den einen oder anderen Teilbereich berühren, ist meistens der Einbezug der betroffenen anglizismenträchtigen Sondersprache charakteristisch, was zur Frequenzsteigerung englischer Ausdrücke auch in gemeinsprachlicher Kommunikation führt. Tabelle 1a illustriert diesen Zusammenhang durch die Anordnung der Talkshowthemen zu den jeweiligen Pro-Sendung-Typewerten:

Zahl der Types	Thema der Sendung
1–10	„Tiere sind meine besten Freunde"/„Fette Tiere" „In meinem Hause spukt's!"/„Und es gibt sie doch. Unerklärliche Phänomene" „Ich muß mich über Leben und Tod entscheiden"/„Begegnung mit dem Tod" „Männer sind die besseren Mütter" „Vom Frauenhaus zurück zu ihm" „Raucher raus!"/„Ich hasse Nichtraucher" „Schwarzarbeit" „Ich liebe Dich, heute sag ich's Dir"/„Liebe in Deinem Alter? Schäm Dich!" „Traumpartner"/„Kontaktanzeigen: Liebe auf den ersten Blick"
11–20	„Bärbel sucht für dich den Richtigen/die Richtige"/„Meine Tochter ist noch zu haben!" „Vergiß das Kleid – dafür bist du zu dick" „Meine Serie ist schöner als mein Leben" „Extremsport – Hör auf damit, ich habe Angst um Dich!"/„Wilde Eltern, brave Kinder"/„Ich schleppe gern Männer ab!" „Karrierefrauen – erfolgreich ohne Penis"/„Chefs, die zu sehr lieben"
21–30	„Heiße Südländer wollen sich verlieben"/„Deutsche Verkäufer sind doch das Letzte" „Twiggy – das Schönheitsideal der 90er?"
31–40 41–	„Ich will vor die Kamera. Fernsehstars gesucht"

Tabelle 1a: Talkshowthemen und Anglizismenfrequenz.

Die kleine, proportionale Verhältnisse aber durchaus beachtende Kostprobe an Talkshowthemen, verbunden mit der Zahl der innerhalb der Sendung belegten Types untermauert meiner Meinung nach den angesprochenen Zusammenhang recht deutlich. In der ersten Kategorie mit dem niedrigsten Typewert ist keiner der überdurchschnittlich anglizismenträchtigen Bereiche vertreten. Typisch für das Gros der Themen in dieser Kategorie sind die starke emotionale Betroffenheit der Gesprächsteilnehmer und die betont affektive Prägung, die auch in der Formulierung der Sendungstitel zum Ausdruck gebracht wird. Das an letzter Stelle angeführte, im Korpus häufig vorkommende Thema Partnersuche hat jedoch einen Doppelcharakter:

Einerseits ist es stark emotional geladen (Liebe, Ehe usw.), andererseits funktionieren Sendungen mit diesem Thema auch als eine Art „Homeshopping" – mit dem Unterschied, dass dabei statt zu erwerbender Waren zu umwerbende Personen präsentiert werden. Das Schlüsselwort Werbung überführt in die nächste Kategorie, in der schon einige anglizismenträchtige Themen (Werbung, Mode, Fernsehunterhaltung, Unternehmensleitung) erscheinen, die eine Frequenzsteigerung der Anglizismen in den Talkshows bewirken. Unter den 18 Sendungen, die in die letzten Kategorien mit den höchsten Typewerten gehören, sind 14 Harald-Schmidt-Shows zu finden. Abgesehen von teilweise bereits erwähnten Merkmalen, die diesen Showtyp von den Laientalkshows unterscheiden, trägt zur überdurchschnittlich hohen Zahl der Anglizismen-Types auch die Tatsache bei, dass der monologische Teil der Show überwiegend aus Kommentaren des Moderators zu Nachrichten und Pressemeldungen besteht, wodurch einer der markierten sprachlichen Bereiche – die Pressesprache – auch in die Harald-Schmidt-Shows Einzug hält. Die vier Sendungsthemen in der letzten Kategorie, bei denen die höchste Anglizismendichte zu beobachten war, sind Partnersuche, Service im Handel, Mode und Fernsehunterhaltung.

Auch bezüglich der Tokens erweist die Kontrollgruppe der Harald-Schmidt-Shows höhere Werte. Laientalkshows und Kontrollgruppe stehen zueinander in einem Verhältnis 10:26 Tokens pro Sendung. Da in der Harald-Schmidt-Show nur Medienprofis auftreten, kann vermutet werden, dass sie deutlich mehr Anglizismen benutzen als Alltagsleute bei ihren Talkshow-Auftritten – Prestigearbeit und Imagepflege gehen demzufolge auch mit der Frequenzsteigerung von Elementen des heute als Prestigesprache geltenden Englischen einher. Um diese Behauptung nuancieren zu können, ordnen wir nun die 1.304 Tokens danach, ob der Datenvermittler Medienlaie oder Profi war.

Laien-Talkshow 831	Harald-Schmidt-Show 473
ModeratorInnen (5) 317 Gäste 514 davon Medienprofis 26	Moderator 401 Gäste 72

Tabelle 2: Tokens insgesamt in den beiden Talkshow-Gruppen.

Die Teilstatistik zeigt, dass die Laien-Talkshows 64% und die Schmidtsche Kombination von One-Man-Show und Prominenten-Show 36% der Gesamtbelege lieferten. Die mit Abstand meisten Belege stammen vom Moderator Harald Schmidt selbst (etwa 30% aller Tokens). In der ersten Gruppe haben Moderatoren und Moderatorinnen bzw. Medienprofis unter den einge-

ladenen Studiogästen 38% der Anglizismen als erste im Laufe der Sendung erwähnt, in der zweiten Gruppe stammen alle Belege von Medienprofis. Im Endergebnis bedeutet dies, dass nur 37% der Gesamtbelege von der um ein Vielfaches größeren Gruppe der Medienlaien in die Diskussion einbezogen wurden.

Da die Talkshows in Form von Bildschirmaufschriften dem Zuschauer auch zusätzliche Informationen über die Gäste vermitteln, war es oft möglich gewesen, Alter und Beruf der Podiumsgäste zu erfahren. Bei sich spontan zu Wort meldenden Gästen konnten diese Daten nur eingeschätzt oder anhand indirekter Informationen festgelegt werden. Tabelle 3 zeigt, wie sich die 488 von Medienlaien stammenden Anglizismen-Belege auf Altersgruppen und Geschlechter verteilt haben.

Altersgruppe	Tokens (insg. 488)	
	Frau	Mann[5]
Gr.1: unter 20	37	31
Gr. 2: 21–40	117	167
Gr. 3: 41–60	42	73
Gr.4 : über 60	7	9

Tabelle 3: Tokens nach Altersgruppen.

Obige Angaben legen die Vermutung nahe, dass Männer bis auf die Altersgruppe der Jugendlichen häufiger Anglizismen verwenden würden als Frauen – bei Männern liegt ja die Gesamtzahl der Belege um etwa 16% höher. Das Ergebnis relativiert jedoch, dass die Zahl der insgesamt zu Wort gekommenen Personen (inklusive derjenigen, die keine nur innerhalb der jeweiligen Sendung bereits vorgekommene Anglizismen benutzt haben) weder nach Alter noch nach Geschlecht notiert wurde. Es ist demzufolge nicht auszuschließen, dass die angeführten Angaben schlichtwegs mit der statistischen alters- und geschlechtsmäßigen Repräsentanz der sich Äußernden zusammenfallen, d.h., dass die meisten bzw. die wenigsten Anglizismen deswegen junge erwachsene Männer bzw. ältere Damen gebraucht haben, weil diese beiden Gruppen unter den Gesprächspartnern verhältnismäßig über- bzw. unterrepräsentiert waren.

Ein in den bisherigen Korpusanalysen noch nicht ermitteltes Ergebnis brachte die Auszählung, welchen Anteil diejenigen Anglizismen an den Gesamtbelegen haben, die nur oder durchaus überwiegend[6] in Äußerungen

[5] Zu den Angaben der Person der Datenvermittler gab es einen Datenverlust von 0,76%.

[6] D.h. bei Vielfachvorkommen höchstens von 1–2 Personen benutzt, die zu den Medienlaien gehören.

von Medienprofis vorkamen. Beinahe ein Drittel der Types (190 von 724 Belegen) gehören hierher. Die untenstehende Zusammenfassung stellt dar, wie sich dieser Belegbereich zusammensetzt.

Beispiele	Zahl der Personen	wiederholtes Vorkommen	betroffene Types insgesamt (Gesamtanteil in %)	betroffene Tokens insgesamt (Gesamtanteil in %)
Double-Date, great, Happyend, Kokser	1	1	131 (18)	131 (10)
Teenie, Spot, Kiffer, Thriller, Roadie	1	2–7	21 (2,9)	51 (3,9)
made in, Cowboy, President, Groupie	2/3	2/3	24 (3,3)	57 (4,4)
Hit, Boygroup, Fan, rocken, Softie, Show	2–18	3–17	14 (1,9)	102 (7,8)
			insg. 190 (26,2)	insg. 341 (26,1)

Tabelle 4: Nur bei Medienprofis belegte Anglizismen.

Die Angaben sind folgenderweise geordnet: Die erste Spalte enthält einige Beispiele für den Belegtyp, die Spalte „Zahl der Personen" gibt Auskunft darüber, wie viele Datenvermittler das jeweilige englische Sprachelement benutzt haben bzw. die Spalte „wiederholtes Vorkommen" gibt an, wie oft dieses Element als Ersterwähnung innerhalb der 100 Sendungen vorkommt, also in wie vielen Sendungen präsent war. Dementsprechend wurde z.B. *Happyend* nur von einer Person und in einer Sendung benutzt. Solche Types gibt es 131 im Korpus (s. Spalte 4), die logischerweise genauso viele Tokens ausmachen (s. Spalte 5). Die zweite Zeile benennt Beispiele für Belege, die von nur einem Medienprofi, jedoch öfter, zwei bis sieben Mal verwendet wurden. Beispiele wie *President* oder *Groupie* in der dritten Zeile sind – wie Belegtyp 1 – von je einer Person und nur einmal erwähnt worden, die Zahl der Datenvermittler beträgt jedoch insgesamt zwei oder drei. Die vierte Zeile informiert über die frequentesten Anglizismen unter den Medienprofis, von denen z.B. *Hit* und *Boygroup* von zwei Personen in

vier Talkshows, *Fan* (inkl. Komposita) aber in 19 Sendungen von 18 Medienprofis benutzt wurden.
Bei der Interpretation der Angaben ist es wichtig, zu betonen, dass sie höchstens ausreichen, um Tendenzen abzustecken, und keineswegs zu unbegründeter Verallgemeinerung verlocken dürfen. Angesichts der Tatsache, dass die in die Analyse einbezogenen 100 Sendungen nur einen Bruchteil (2 Prozent) der in der gleichen Periode in RTL und SAT1 ausgestrahlten Talkshows ausmachen, kann ja auch ein noch so umfangreiches Korpus nicht als repräsentativ gelten. Tabelle 4 erfasst eigentlich den Teil der Anglizismen, der mit gewissen Einschränkungen in den passiven Wortschatzbereich des Alltagssprechers gehört und 26% der Gesamtbelege betrifft. In Wirklichkeit mag dieser Anteil niedriger ausfallen, da die korpusspezifische Erhebungsmethode nur auf die Ersterwähnungen innerhalb der 100 Einheiten abgezielt war. Es lässt sich anhand dieser Erhebung nicht nachvollziehen, ob und wie in den weiteren Verlauf der Diskussion diese englischen Elemente von den Studiogästen eingebaut wurden. Auch unter den als Beispiel zitierten Belegen gibt es solche, über die schwer zu vermuten ist, dass sie von Medienlaien nicht aktiv verwendet werden (*Cowboy, Hit, Softie* etc.). Andererseits kann aber auch nicht genau bestimmt werden, inwiefern dieser 26-prozentige Anteil von den Studiogästen und dem -publikum tatsächlich auch passiv beherrscht wird. Aufgrund indirekter Hinweise (Missverständnisse, hinzugefügte Erklärungen, Rückfragen, Falschverwendungen usw., auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen wird) kann man mit Sicherheit darauf schließen, dass auch in den Allerwelt-Talkshows nicht alle von Medienprofis gebrauchten Anglizismen „ankommen". Der korpusspezifisch hohe Wert von 26% der nur von Medienprofis gebrauchten Anglizismen mag zwar bei der herkömmlichen Token-Erhebung etwas niedriger ausfallen, er vermittelt relational doch zuverlässig die hohe Zahl von Anglizismen, mit denen Medienleute durchs Fernsehen die Gemeinsprache überschütten. Die hier nicht besprochene Analyse der weiteren 50 Sendungen aus dem Jahr 1999 bestätigt, dass etwa 5% der „Fernsehanglizismen", d.h. derjenigen Ausdrücke, die in den ersten zwei Dritteln des Korpus nur im Sprachgebrauch von Medienprofis aufgetaucht sind, im chronologisch gesehen letzten Drittel auch schon durch Talkshowgäste als Ersterwähner in die Gespräche einbezogen werden.
Bei der sprachsoziologischen Betrachtung des Korpus muss im Weiteren unbedingt auch der oft zu Unrecht vernachlässigte Aspekt der Einsprachigkeit/Mehrsprachigkeit Beachtung finden. Auch wenn Verfasser von Korpusanalysen in der Praxis dazu neigen, sprachkontaktbasierte Belege in mehrsprachigen Sprechgemeinschaften als Ergebnisse von Codeswitching und die gleichen oder ähnliche Belege in einsprachigen Gemeinschaften als

Produkte der sprachlichen Entlehnung zu präsentieren, wäre es m.E. durchaus verfehlt, sich dieser Vereinfachung anzuschließen. Anhand des Talkshow-Korpus kann mehrfach nachgewiesen werden, dass bilinguale Sprecher – in unserem Fall also solche, die sowohl zur einsprachig deutschen als auch zur einsprachig englischen Kommunikation fähig sind – teilweise anders mit Anglizismen umgehen als einsprachige Sprachteilhaber. Zunächst sei hier auf die oben geschilderten Unterschiede zwischen Medienlaien und Medienprofis verwiesen. Bei den Starmoderatoren der ausgewählten RTL- und SAT1-Sendungen können wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass die Gesprächsleiter kompetente Sprecher des Englischen sind, die den Vorteil, dass sie der Prestigesprache Englisch mächtig sind, in der Image-Arbeit nutzen. Wie bereits festgestellt, kamen 63% aller Tokens in „professionellen" Erstverwendungen vor, von denen 26% nur von den Medienprofis gebraucht wurden. Die Zahl derjenigen Types jedoch, die innerhalb dieser 26% eine Art Branchenjargon (spezielle Ausdrücke in Fernsehshows, bzw. in der Film- und Musikszene) repräsentieren (z.B. *Telepromter*, *Backstage*, *Spot*, *Casting* oder *Cliffhanger*), beträgt nur etwa 25, nach Tokens gerechnet 54, was relativ niedrigen prozentualen Werten entspricht:

Bereich	Types	Tokens
Medien-Anglizismen	13%	16%
Gesamtkorpus	4%	4%

Tabelle 5: Branchenjargon (nur von Medienprofis gebraucht).

Aus dieser Auszählung lässt sich darauf schließen, dass (höchstwahrscheinlich) bilinguale Medienleute wesentlich mehr solche Anglizismen verwenden, die in der Quellsprache gemeinsprachlichen Charakter haben, da der Anteil an Branchenjargon-Elementen sowohl innerhalb der nur von Medienprofis benutzten Anglizismen als auch hinsichtlich der Gesamtbelege überraschend niedrig ausfällt. Dass es so ist, ist sicherlich kein Zufall: Moderatoren, die sorgfältig darauf zu achten haben, dass sie Erklärungen zu den von ihren Gästen verwendeten, nicht geläufigen Anglizismen hinzufügen, dürfen wahrscheinlich auch selbst ihren Branchenjargon nur geringfügig einsetzen. Leider kann bezüglich der Mehrsprachigkeit von Talkshow-Gästen und Studiopublikum nur in Einzelfällen Sicheres ausgesagt werden, was eine vergleichende Untersuchung des ein- und mehrsprachigen Anglizismengebrauchs unter ihnen in den Bereich der vagen Vermutungen überführen würde.

Konkrete Angaben gewinnen wir jedoch durch die Analyse der sozialen Akzeptanz der Anglizismenbelege. Gestützt auf die Annahme, dass die

zeitgemäße Lexikographie bei der Lemmaauswahl unbedingt auch Frequenz und Verbreitung der jeweiligen Ein- und Mehrworteinheiten innerhalb des gegenwartssprachlichen Lexikons in Erwägung zieht, haben wir uns bei der Analyse der sozialen Akzeptanz auf die Einträge einsprachiger deutscher Allgemeinwörterbücher verlassen. Als Maßstab diente im ersten Schritt – über die nachfolgenden wird an dieser Stelle nicht berichtet – das „Deutsche Wörterbuch" von Wahrig (1986³/1987), mit dessen Lemmabestand die Talkshow-Belege verglichen wurden, um festzustellen, welche Anglizismen bereits zehn Jahre zuvor Eingang in die Gemeinsprache gefunden haben und zu Beginn der Korpussammlung schon als sozial integriert betrachtet werden können. Die Analyse ergab, dass 233 Types des Korpus (32%) im „Wahrig" registriert sind. Dieses Ergebnis bedeutet jedoch keineswegs, dass die übrigen 68% der Anglizismen-Types Neologismen im Gegenwartsdeutsch wären. Einen beträchtlichen Teil von ihnen bilden Mischkomposita, bei denen der als Grundwort oder Bestimmungswort fungierende Anglizismus oft als Lemma vorhanden ist, nicht jedoch in allen im Korpus belegten Zusammensetzungen ins Wörterbuch aufgenommen wurde. *Fan* z.B. ist im „Wahrig" registriert, wie auch das Kompositum *Fanklub*, nicht aber *Fußball-*, *Motorrad-*, *Motorsport-*, *Handy-*, *Hunde-*, *Internet-* und *Apotheken-Fan* bzw. *Fan-Post*, *Fan-Schal*, *Fan-Dasein* und *Fan-Bereich*. Viele dieser Komposita sind Ad-hoc-Bildungen, die starke Kontextbezogenheit aufweisen und die in der allgemeinen lexikographischen Praxis schon aus diesem Grund generell nicht erfasst werden. Andererseits aber, wenn wir in Erwägung ziehen, dass 29 von den 233 Types (12,4%) eine Bedeutungsveränderung – im Allgemeinen eine semantische Erweiterung – im Vergleich zu den kodifizierten Sememen erfahren haben (*Bingo*, *cool*, *Fan*, *fit*, *First Lady* etc.) schrumpft der Anteil der kodifizierten Korpus-Belege auf 28%.

Bei der getrennten Betrachtung der nur von Medienprofis verwendeten Anglizismen, die sich auf 26% der Gesamtbelegzahl belaufen, ergab sich ein Kodifizierungsgrad von 37% (71 von 190 Types kommen im „Wahrig" registriert vor). Der prozentuale Anteil der kodifizierten Belege sinkt aber auf ung. 30%, wenn wir auch hier nicht nur die formale Seite, sondern auch die lexikalisierte Bedeutung abwägen; in vielen Fällen spielte sich im Laufe von zehn Jahren auch in dieser Beleggruppe eine Bedeutungserweiterung ab (z.B. bei *Charter*, *Kid*, *Look*, *Oldtimer*, *Rocker*, *toppen*). Aufgrund obiger Angaben kann behauptet werden, dass sich der Anglizismengebrauch der Medienprofis von dem der Medienlaien nach dem generellen Kodifizierungsgrad der Belege nur geringfügig unterscheidet, obwohl bei Mehrsprachigen im Allgemeinen das häufigere Vorkommen von nicht bzw. noch nicht kodifizierten, in ihrer Verwendung jedoch integriert benutzten Äußerungselementen zu erwarten wäre.

Die Zahl der Mehrwortlexeme zeigt in den beiden Gruppen eine wesentlich

größere Divergenz. In dieser Hinsicht bedeutet die Abgrenzung von englischsprachigen Ein- und Mehrwortlexemen im Deutschen ein ziemliches Problem, da viele englische Kollokationen infolge der Integrierung als Einwortlexeme im Deutschen benutzt werden. Schriftlich vorhandene Belege spiegeln durch die Wahl einer der möglichen orthographischen Möglichkeiten (Getrennt-, Zusammen-, oder Bindestrichschreibung) in dieser Hinsicht eindeutig die Auffassung des Schreibenden wider, während die diesbezügliche Auffassung des Sprechers bei mündlichen Belegen nicht eindeutig nachvollziehbar ist. Gelten *bungee jumping*, *duty-free shop*, *First Lady*, *tracking team* usw. im Deutschen als Ein- oder Mehrwortlexeme? Bei der literarischen Transkription des gesprochenen Sprachmaterials richteten wir uns im Fall von kodifizierten Lexemen nach der im „Duden Deutsches Universalwörterbuch" (2001) angegebenen orthographischen Form, bei nicht kodifizierten Belegen waren die neuen Rechtschreibregeln maßgebend. In nicht eindeutig regulierten Fällen, die mehrere Schreibversionen zulassen, schlossen wir uns der Tendenz der Zusammenschreibung an. Die Einordnung als Ein- oder Mehrwortlexem erfolgte dann nach formalen Kriterien. In diesem Sinn gehören *First Lady*, *American Football*, *absolutly perfect*, *Personal Trainer*, *favorite Star*, *Training on the job* bzw. Präpositional-, Verbal-, Adverbialphrasen und idiomatisierte Wendungen wie *not for me*, *go home*, *just for fun* oder *nobody is perfect* zu den Mehrwortlexemen, während *Super-Latin-Lover*, *Telefontraining*, *Cornflakeskrümel*, *Designerlampe* etc. als Einwortlexeme kategorisiert wurden. Die Auszählung der Mehrwortlexeme nach Datenvermittlern ergab, dass der überwiegende Teil – alle bis auf sechs Belege – von Medienprofis gebraucht wurden. Medienlaien neigen durchaus zum Gebrauch von Einworteinheiten, die sie im Deutschen meistens auf der morphosyntaktischen Sprachebene integriert benutzen. Ebenfalls untypisch für Medienlaien ist der Gebrauch von vollständigen englischen Sätzen, es sind höchstens satzwertige Phrasen, die im ersten Teil des Korpus vorkommen. Für die „umgekehrte" Art von Sprachenmischung in der untersuchten Relation, bei der das Englische die Matrixsprache bildet, in die deutsche Elemente integriert werden, gab es in den ersten 100 Sendungen keine Belege.

Im abschließenden Teil des Beitrags soll ein kurzer Vergleich mit den sprachstatistischen Angaben aus der Analyse von Richard Glahns Arbeit (2000) stehen. Glahn untersuchte ein 18-stündiges Korpus im Bereich des Fernsehdeutsch, das sich nicht auf einen Sendungstyp konzentrierte, sondern innerhalb eines Zeitraums von sechs Wochen (01.09.1998 – 15.10.1998) alle repäsentativen Sendungsarten – Informations-, Kinder- und Musiksendungen, Serien, Sportübertragungen, Talkshows und Werbesendungen – im öffentlich-rechtlichen Fernsehen (ARD, ZDF und SWR)

berücksichtigte (Glahn 2000: 18ff). Jede Sendungsart ist dabei gleichmäßig, mit einer Sendezeit von 135 Minuten vertreten. Da Glahn mit der traditionellen Type-Token-Relation arbeitete, weiterhin das durch englische Beeinflussung entstandene evidente und latente „Lehngut" in seine Analyse einbezogen hatte, gibt es – bei der Ausklammerung der systemlinguistischen Merkmale – leider nur einige Stellen, wo man parallele Angaben vergleichen kann.

In Glahns Korpus, das einen repräsentativen Querschnitt der Genres darbietet, kommen insgesamt 629 Types und 1.146 Tokens vor. Davon fallen auf das Genre Talkshow 8,2% aller Belege, 52 Types bzw. 94 Tokens. Der Anglizismenfrequenz nach stehen die von ihm aufgezeichneten Talkshows im mittleren Bereich, auf dem vierten Platz unter den acht untersuchten Sendebereichen. Vor allem Werbesendungen und Sportübertragungen, aber auch Musik- und Informationssendungen mit politischem und wirtschaftlichem Inhalt weisen eine höhere Anglizismenfrequenz als Talkshows auf. Der dargebotene Untersuchungsausschnitt unseres Talkshow-Korpus steht, zeitlich gesehen, mit dem betreffenden Teil in Glahns Analyse in einem Verhältnis 100:3, Glahns Talkshow-Korpus macht also drei Prozent der hier behandelten Talkshow-Sendezeit aus. (Es gab leider keine näheren Informationen darüber, auf welche Talkshowtypen sich Glahns Angaben konkret beziehen.) Das wichtigste Ergebnis, das meiner Meinung nach auch dieser Vergleich bestätigt, ist, dass sich die Zahl der Types keineswegs exponentiell erhöht. Angesichts des quantitativen Verhältnisses 100:3 zwischen den beiden Korpora wäre es falsch, zu erwarten, dass das große Talkshow-Korpus dem obigen Verhältnis entsprechend mehr, also 1.733 verschiedene Anglizismen enthält. Auch wenn wir von Glahns Talkshow-Belegzahl auf die von ihm aufgezeichneten 46 evidenten Anglizismen reduzieren (Glahn 2000: 197f) – die übrigen sechs gehören zu den latenten – kommen wir dem tatsächlichen Typewert auch nicht wesentlich näher. Statt 1.533 verschiedenen Anglizismen kommen nämlich im großen Talkshow-Korpus nur 724 Types vor. Der aus der Sprachstatistik bekannte Zusammenhang, dass mit zunehmender Textlänge die Type-Token-Relation sinkt (Glück 1993: 658), beweist das größere Talkshow-Korpus überzeugend: Bei einem 33-fachen Umfang zeigt die Zahl der Anglizismen-Types bloß einen 46,2-prozentigen Anstieg.

Zusammenfassend kann über die Untersuchung des Talkshow-Korpus gesagt werden, dass sprachsoziologische Aspekte einen durchaus wichtigen Teil bei der Auswertung des mündlichen Textmaterials darstellen, und helfen, Erscheinungen in der gesprochenen Gemeinsprache facettenreich zu beschreiben. Bewusst wurde bei dieser kurzen Erörterung ein wichtiger Aspekt der sprachsoziologischen Untersuchung nicht behandelt. Es kam nicht zur Erwähnung, welche pragmatisch-funktionalen Rollen Sprachen-

mischung bzw. der Gebrauch anderssprachiger Elemente bei der Kommunikation in mono- und bilingualer sprachlicher Umgebung einnehmen können. Die Besprechung dieses Themenkreises benötigt meiner Ansicht nach unbedingt einiger kontakttheoretischer Klärungen, die den Rahmen dieses Aufsatzes gesprengt hätten.

Literaturhinweise

Androutsoupoulos, J. K. (1998): *Deutsche Jugendsprache: Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen*. Frankfurt am Main u.a.

Duden Deutsches Universalwörterbuch (2001⁴). Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Mannheim.

Eisenberg, P. (2001): *Die grammatische Integration von Fremdwörtern. Was fängt das Deutsche mit seinen Latinismen und Anglizismen an?* In: Stickel, G. (Hrsg.) (2001): 183–209.

Eisenberg, P. & Baurmann, J. (1984): *Fremdwörter – fremde Wörter.* In: Der Deutschunterricht 67 (1984): 15–26.

Gardt, A. (2001): *Das Fremde und das Eigene. Versuch einer Systematik des Fremdwortbegriffs in der deutschen Sprachgeschichte*. In: Stickel, G. (Hrsg.) (2001): 30–58.

Glahn, R. (2000): *Der Einfluß des Englischen auf gesprochene deutsche Gegenwartssprache: eine Analyse öffentlich gesprochener Sprache am Beispiel von „Fernsehdeutsch"*. Frankfurt am Main u.a.

Glück, H. (Hrsg.) (1993): *Metzler–Lexikon Sprache*. Stuttgart/Weimar.

Holly, W. (1979): *Imagearbeit in Gesprächen*. Tübingen.

Pfaff, C. (1991): *Mixing and linguistic convergence in migrant speech communities: Linguistic constraints, social conditions and models of acquisition.* In: Network on Code-switching and Language Contact. Papers for the Workshop on Constraints, Conditions and Models. London: 119–153.

Polenz, P. v. (1967): *Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die „Fremdwort"-Frage gestern und heute*. In: Lämmert, E. (Hrsg.): Germanistik – Eine deutsche Wissenschaft. Frankfurt am Main: 113–165.

Pütz, M. (1994): *Sprachökologie und Sprachwechsel: die deutsch–australische Sprechgemeinschaft in Canberra*. Frankfurt am Main u.a.

Steinbrecher, M. & Weiske, M. (1992): *Die Talkshow. 20 Jahre zwischen Klatsch und News*. München.

Stickel, G. (Hrsg.) (2001): *Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz: aktueller lexikalischer Wandel*. Berlin/New York (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2000).

Wahrig, G. (1986³): *Deutsches Wörterbuch*. Neu hrsg. von U. Hermann, R. Wahrig-Burfeind [et al.]. Budapest.

Zsuzsa Gerner (Pécs)

Zur Entwicklung der mhd. einfachen Vokale und Diphthonge in den deutschen Mundarten zweier Gemeinden in Südungarn

1. Einleitung

Im folgenden Beitrag werden lautliche Charakteristika der voneinander wenig abweichenden deutschen Dialekte zweier südungarischer Ortschaften behandelt. Beide Gemeinden wurden zu Beginn der planmäßigen Ansiedlung von Arbeitskräften in der Schwäbischen Türkei durch kirchliche und weltliche Feudalherren Anfang des 18. Jahrhunderts mit deutschen Kolonisten besiedelt. In Baderseck/Bátaszék in der Tolnau registrierte man bis 1711 nur einen einzigen deutschen Siedler, einen Wirt, der jedoch z.Z. der nächsten Volkszählung (1715) nicht mehr im Dorf lebte. Im Jahre 1718 siedelten sich acht deutsche Familien im Dorf an, die allerdings nicht direkt aus dem Reich, sondern vermutlich aus Pécsvárad kamen. 1727 gab es in Baderseck bereits 67 deutsche Familien „ex variis Sacri Romani Imperii Provinciis" (Hermann 1929: 17), wobei die Angaben zur Herkunft der Siedler in den Registern der Behörden bzw. der Abtei meist nicht präzisiert wurden. (Man findet u.a. *Bavari, Francones, Svevi* oder als eine noch allgemeinere Bezeichnung einfach *Germani*.) Volkszählungsdaten aus dem Jahr 1720 berichten über fränkische Einwohner in Baderseck, auf ihre (rhein-)fränkische Herkunft deuten nach Ägidius Hermann, einem geborenen Badersecker, auch die ältesten Belege des von ihm in der Ortschaft gesammelten Volksliedgutes, die sog. Streitspiele, hin, die im deutschen Sprachraum v.a. in der Mittel- und Oberrhein-Gegend bekannt und verbreitet waren. Die Mundart von Baderseck wird in der Untersuchung von Schmidt (1928) weder als reines Pfälzisch noch als eindeutiges Schwäbisch ausgewiesen. Ausgehend von dieser pfälzisch-schwäbischen Mischmundart gibt er Baden-Württemberg als „Urheimat" der Badersecker Deutschen an (vgl. Hermann 1929: 22ff). Eine andere Quelle berichtet über die Ansiedlung von rund 5.000 Deutschen, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts alle aus dem Schwarzwald nach Baderseck kamen (vgl. Schilling 1928: 63), wobei man sagen muss, dass die Gesamtzahl der Deutschen zweihundert Jahre später, bei der Volkszählung

im Jahre 1920, auch nur 5.418 betrug, was die zuvor genannte hohe Anzahl der Siedler aus dem Schwarzwald angesichts des bekannten Bevölkerungszuwachses unter den Deutschen auf jeden Fall in Frage stellt (vgl. Hermann 1929: 24). Dass es Siedler aus dem Schwarzwald gab, bestätigen u.a. folgende Tatsachen: Die älteste Straße der Siedlung wird von den Badersecker Deutschen heute noch „Schwarzwald-Gasse" genannt. Auch das Diminutivsuffix *-ili* (im Pl. *-ilin*) deutet auf das Vorhandensein des Schwarzwälder Elements hin (Hermann 1929: 22f). „Viszont az a körülmény, hogy a bátaszéki azt mondja, *tu pist* (= du bist és nem bischt), ettől keletre utal." [Der Umstand jedoch, dass der Badersecker *tu pist* (= du bist und nicht bischt) sagt, weist auf ein östlicheres Gebiet hin]. Weidlein hebt dieses Merkmal ebenfalls hervor, indem er Baderseck und seine Umgebung als ein Gebiet kennzeichnet, wo eine vorfränkische *bist*-Mundart gesprochen wird (vgl. die Übersichtskarte in Weidlein 1952: 221). Einen weiteren Hinweis für die Einordnung des Ortsdialekts liefert der deutsche Ortsname Baderseck, der von den deutschen Einwohnern der Siedlung als *Bǭdəsäg* gesprochen wird, denn das *ǭ* wird in der einschlägigen Literatur eindeutig als ein ostfränkisches Element betrachtet (vgl. weiter unten). Ägidius Hermann setzt am Ende seiner Ausführungen zur Siedlungsgeschichte der Badersecker Deutschen der möglichen „Urheimat" folgende Grenzen: im Westen den Rhein, im Norden den Main, im Osten das heutige Bayern und im Süden die Schweiz. Die Größe dieses Territoriums deutet darauf hin, dass man von einer Vielfalt der Siedlersprachen ausgehen muss. Hinzu kommt noch die Tatsache, dass manche Siedler durch Migration aus anderen deutschen Siedlungen in Ungarn nach Baderseck kamen (vgl. oben).[1]

> Nachdem Archivunterlagen über die Herkunftsgebiete der Einwanderer kaum zur Verfügung stehen, wurde eine Mundartanalyse durchgeführt, um ihre sprachliche Urheimat zu bestimmen. Dabei wurden 24 Sprachmerkmale der Badersecker Volksmundart mit allen oberdeutschen und westmitteldeutschen Mundartgruppen verglichen. Mit acht Mundartgruppen konnte eine größere oder kleinere Übereinstimmung festgestellt werden. Die beste Übereinstimmung besteht mit den Mundarten des ehemaligen Amtes Philippsburg im früheren Hochstift Speyer. Wahrscheinlich stellten die stiftspeyerischen Siedler die größte Einwanderergruppe in Baderseck, sie bildeten aber nicht die Mehrheit. Die sprachlichen Abweichungen von den südfränkischen Mundarten haben in Baderseck kleinere Gruppen von oberdeutschen und westmitteldeutschen Einwanderern bewirkt. (Göbelt 1991: 208)[2]

---

[1] Mein *Gerner*-Großvater stammte beispielsweise aus einer Familie, deren Mitglieder um 1749 aus Loszhetting (ung. Lovászhetény) nach Baderseck umsiedelten.

[2] Näheres über diese Erhebung ist mir leider nicht bekannt.

Dem anderen Untersuchungsort der vorliegenden Arbeit, Nadasch/ Mecseknádasd, wird wegen seiner ethnisch-kulturellen Homogenität und der daraus resultierenden Erhaltung des deutschen Dialekts in der ungarndeutschen Dialektologie wesentlich mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Nach Nadasch/Mecseknádasd in der Branau kamen die ersten Deutschen im Jahre 1718 aus Oberfranken. Bis 1725 kamen weitere Ansiedler aus Hessen, aus der Umgebung von Frankfurt und aus der Steiermark, einige sogar aus Elsass-Lothringen (vgl. Makk 1990: 25). Die Mundart von Nadasch wird in den Klassikern der ungarndeutschen Dialektologie eindeutig als Ostfränkisch ausgewiesen: Weidlein weist u.a. auf das Vorhandensein des offenen ǫ bzw. ǭ hin, „wie im Ostfränkischen: *ǫwət, šǫf, šlǫfə*" (Weidlein 1952: 227). Nach Hutterer (1975: 25) hebt sich Nadasch als ein oberdeutscher (ostfränkischer) Sprachhorst von seiner mitteldeutschen (rheinfränkischen) Umgebung ab. Wegen dieser Konstellation, die man als Mundartinsel innerhalb einer Sprachinsel erfassen kann, schien mir Nadasch für eine soziolinguistisch ausgerichtete Untersuchung des Sprachkontaktes unter den Schwerpunkten Sprachkompetenz (Spracherwerb), Sprachgebrauch und Sprachbewertung (Attitüden) besonders interessant zu sein. Nadasch als Untersuchungsort war mir persönlich auch deshalb sympathisch, weil der Ortsdialekt jener deutschen Varietät, die ich im (Groß-)Elternhaus in Baderseck erlernen konnte, sehr stark ähnelte.

Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung wurden die deutschen Basisdialekte von Nadasch und Baderseck (im Folgenden N. und B.) einer strukturellen Analyse unterzogen. Die Datenerhebung erfolgte mit Hilfe eines standardisierten Fragebuches.[3]

Ausgangspunkt für den Vergleich der beiden Dialekte war die detaillierte Beschreibung der Lautgrammatik von Nadasch, die ich unter der Betreuung von Karl Manherz anfertigte.

Bei der Beschreibung des vokalischen Phoneminvertars der ostfränkischen Basisdialekte beider Ortschaften wurde das Mittelhochdeutsche als Vergleichsebene herangezogen. Ausgehend vom mhd. Lautstand wurden dialektale Lautsequenzen beschrieben und mit dem nhd. Standard verglichen.

---

[3] Das Fragebuch enthält etwa 2.000 Wörter, eingebettet in 420 Syntagmen. Bei der Zusammenstellung des Vokulars nahm ich folgende Register zum Vorbild: den von Hutterer ausgearbeiteten Fragebogen sowie dessen von Katharina Wild ergänzte Fassung für den Ungarndeutschen Sprachatlas. Weitere Hilfsmittel waren die Wortregister in Otmar Werners und Hugo Stegers einschlägigen Arbeiten zur Lautgeographie des Fränkischen. In der Konstruktion von Sätzen folgte ich dem Beispiel des Mittelrheinischen Sprachatlasses.

2. Allgemeine Charakteristika des Phoneminventars der Basisdialekte von N. und B.

1. Die zweite Lautverschiebung, in deren Folge ahd. stl. Verschlusslaute zu Affrikaten bzw. Doppelspiranten verschoben worden sind, z. B. in ma. *aBfl* 'Apfel', *Bflūg* 'Pflug', *GraBfə* 'Krapfen', *šBaDs* 'Spatz', *DsaiD* 'Zeit', *Būx* 'Buch', *iç* 'ich', *ęsə* 'essen', *šlǭfə* 'schlafen' etc.
2. Die binnendeutsche Konsonantenschwächung, in deren Folge mhd. *p* und *t* mit mhd. *b* und *d* zu ma. stl. Halblenis *B* und *D* zusammengefallen sind, während *k* anlautend vor Vokalen in aspirierter Form als *kᵉ* erhalten blieb, in konsonantischen Verbindungen jedoch zu *G* abgeschwächt wurde (vgl. auch die Belegwörter unter 1.), z.B. in ma. *Bersõ˜* 'Person', *suBə* 'Suppe', *sīB* 'Sieb', *BęD* 'Bett', *oBsD* 'Obst', *Gęlʃ B* 'gelb', *Dǭl* 'Tal', *winDɣ* 'Winter', *winD* 'Wind', *kᵉinD* 'Kind', *Gnäçd* 'Knecht', *šBęG* 'Speck', *haGə* 'hacken', *Glās* 'Glas'.
3. Die Entwicklung von intervokalischem mhd. *b* zu ma. *w* bzw. *f*, z.B. in ma. *ōwəD* 'Abend', *lēwə* 'leben', *Dswīfl* 'Zwiebel', *Gnōfl* 'Knoblauch'.
4. Die kombinatorische Entwicklung von mhd. *g* zu ma. *x* oder *ç*, z.B. in ma. *wǭxə* 'Wagen', *Dǭx* 'Tag', *lēçə* 'legen', *sariç* 'Sorge'.
5. Die Entwicklung von mhd. *rs* zu ma. *rš*, z.B. in ma. *DunɣšDǭx* 'Donnerstag', *ęršD* 'erst'.
6. Die Erhaltung von mhd. *mb* als ma. *mB*, vgl. ma. *kᵉǫmBʃə* 'kämmen', *ǫmBɣ* 'Eimer'.
7. Die kombinatorische Entwicklung von mhd. *l* zu ma. *l* oder *ʃ*, z.B. in ma. *lanD* 'Land', *liçD* 'Licht', *šmǭl* 'schmal', *mǭlə* 'mahlen', aber (nach hellen Vokalen) *ēʃ* 'Öl', *heʃ* 'hell'.
8. Das Vorhandensein silbischer Konsonanten *ʃ* und *ɣ*, die im Wortauslaut nach Konsonanten stehen, wobei der vorangehende Vokal synkopiert wurde, wie z.B. in ma. *šisʃ* 'Schüssel'und *sumɣ* 'Sommer'.
9. Die Monophthongierung der mhd. Diphthonge *ie*, *uo* und *üe*, z.B. in ma. *flīçə* 'fliegen', *BrūDɣ* 'Bruder', *frī ər* 'früher'.
10. Die Diphthongierung der mhd. langen einfachen Vokale *î, iu* /ü:/ und *û*, z.B. in ma. *šraiwə* 'schreiben', *naiç* 'neu' und *Baux* 'Bauch'.
11. Die Entrundung von mhd. *ö/œ* zu ma. *ę* bzw. *ē*, wie z.B. in ma. *kᵉęrBɣ* 'Körper', *Bēs* 'böse', von mhd. *ü* zu ma. *i/ ī*, z.B. in ma. *GliG* 'Glück' und *mīʃ* 'Mühle'.
12. Die Existenz von drei verschiedenen *e*-Lauten: *ä, ę /ę̄* und *ē*, vgl. in ma. *DräG* 'Dreck', *BrętD* 'Brett', *mę̄r* 'mehr', *BēD* 'Beet'.
13. Die kombinatorische Entwicklung von mhd. *a* zu ma. *a, ǫ/ǭ*, und *å/ā*, vgl. in ma. *alD* 'alt', *lǫŋG* 'lang', *nǭmə* 'Name', *Gårwə* 'Garbe' und *Bār* 'Paar'.
14. Die Erhaltung von mhd. *u* vor Nasalen als ma. *u* sowie seine Entwicklung vor *r* + Konsonant zu ma. *û*, vgl. in ma. *sunə* 'Sonne' und *DûršD* 'Durst'.

15. Sproßvokal *i* nach *r/l* vor ma. *ç* , z.B. in ma. *furiçD*'Furcht', *bęriç* 'Berg', *kᶜǫliç* 'Kalk'.

3. Zum Vokalsystem des Basisdialekts

Synchron betrachtet besitzen die Basisdialekte von Nadasch und Baderseck folgende Vokale:
a) kurze Vokale: *ǫ, a, å, o, ę, ä, i, u, û*
b) lange Vokale: *ǭ, ā, å̄, ō, ę̄, ē, ī, ū*
c) Schwa-Laute: *ə, ɐ*
d) Diphthonge: *ai, ǫi, ǫi̯, au, īə, ūɐ*
e) Triphthonge: *aiə, auɐ*
Der Basisvokal **ma.** ***a*** und seine lange Variante **ma.** *ā* werden mit tiefster Zungenstellung, ähnlich ihren nhd. Entsprechungen, artikuliert.
Ma. *ǫ/ǭ* bezeichnen etwa den Mittelwert zwischen *a* und *o*, sie werden bei leicht angehobener Zungenstellung mit Lippenrundung erzeugt und sind dunkler als das *a*. In der Mundart von B. existiert nur die lange Variante dieses Vokals.
Ma. *å / å̄* stehen vor einem *r* oder *s*. In dieser lautlichen Umgebung wird das *a* dem *ō* noch mehr angenähert, die vertikale Zungenlage ist noch höher als bei *ǫ* und *ǭ*, die Lippen sind stärker gerundet.
Ma. *ę / ę̄* sind offene, illabiale Vokale, die bei mittlerer Zungenstellung gebildet werden. Bei ihrer Bildung befindet sich die Zungenmasse etwas tiefer und weiter hinten am Palatum als bei geschlossenem *e*. Die Mundöffnung ist auch etwas größer.
Ma. *ä* ist ein überoffener Vokal, während **ma.** *ē* ein geschlossener illabialer Laut palataler Bildung, ein langes *e*, ist.
Ma. ***o*** ist ein geschlossener labioprävelarer Vokal, bei dessen Bildung der Zungenrücken sich gegen den hinteren Gaumen anhebt, während die Zungenspitze sich gegen das untere Zahnfleisch richtet.
Die Extremvokale **ma.** *i / ī* und **ma.** *u / ū* entsprechen den nhd. Vokalqualitäten.
Ma. *û* ähnelt einem fallenden Diphthong, denn das *u* wir dem *o* angenähert, die vertikale Zungenlage ist tiefer als bei *u*.

4. Zur mundartlichen Entwicklung der mittelhochdeutschen Vokale

Mhd. *a, â*

Diese mit tiefster Zungenstellung gesprochenen Vokale des Mhd. erfahren in der Mundart eine besondere Entwicklung, ohne in direkter Parallele zu anderen Vokalen zu stehen.

Mhd. *a* in erhaltener Kürze:

1. mhd. *a* = ma. *a*

– im Wortanlaut: mhd. *alt* > ma. *alD* 'alt'; mhd. *apfel* > ma. *aBf̩* 'Apfel'; mhd. *ahse* > ma. *aGSD* 'Achse'[4]

– im Inlaut vor Geminaten und Konsonatenverbindungen: mhd. *wazzer* > ma. *wasɣ* 'Wasser'; mhd. *gevallen* > ma. *Gfalɐ* 'gefallen'; mhd. *kappe* > ma. *kᵉaBɐ* 'Kappe'; mhd. *kaste* > ma. *kᵉasDɐ* 'Schrank'; mhd. *swalwe/swalbe* > ma. *šwalmɐ* 'Schwalbe'; mhd. *halp* > ma. *halB/halwɣ* 'halb'; mhd. *kalt* > ma. *kᵉalD* 'kalt'

– vor mhd. *ck* und *ch*: mhd. *acker* > ma. *aGɣ* 'Acker'; mhd. *hacken* > ma. *haGɐ* 'hacken'; mhd. *lachen* > ma. *laxɐ* 'lachen'; mhd. *bachen* > ma. *BaGɐ* 'backen'; mhd. *vlach* > ma. *flax* 'flach'.

– in einigen einsilbigen Wörtern: mhd. *stal* > ma. *šDal* 'Stall'; mhd. *al* > ma. *ali* 'all', mhd. *vaz* > ma. *fas* 'Fass'; mhd. *daz* > ma. *Das* 'dass'.[5]

2. mhd. *a* > ma. *a* in N. und ma. *a* in B.

– vor Nasalen: mhd. *zesamene* > ma. *Dsǫm/Dsam* 'zusammen'; mhd. *slange* > ma. *šlǫŋɐ/šlaŋɐ* 'Schlange'; mhd. *wanne* > ma. *wǫn/wan* 'wann'; mhd. *schramme* > ma. *šrǫmɐ/šrǫmɐ* 'Narbe'

– vor mhd. *t* (> ma. *D*) und *b* (> ma. *w*): mhd. *nabel/nabele* > ma. *nǫwl̩/nawl̩* 'Nabel'; mhd. *gabel/gabele* > ma. *kᵉǫwl̩/kᵉawl̩* 'Gabel'; mhd. *blat* > ma. *BlǫD/BlaD* 'Blatt'; mhd. *vater* > ma. *fǫDɣ/faDɣ* 'Vater'

– in N. auch im Konjugationsparadigma von 'haben' als einziges distinktives Merkmal zwischen Präsens (ma. *ɛr hǫD*) und Präteritum (ma. *ɛr haD*).

3. mhd. *a* > ma. *å* in N. und *a* in B.

– vor mhd. *r* + Konsonant: mhd. *arbeit* > ma. *årwɐD/arwɐD* 'Arbeit'; mhd. *swarz* > ma. *šwårDs/šwarDs* 'schwarz'; mhd. *warm* > ma. *wårɐm/warɐm* 'warm'.

Mhd. *a* in Dehnung:

1. mhd. *a* > ma. *ǭ*

– in offener Tonsilbe: mhd. *name* > ma. *nǭmɐ* 'Name'; mhd. *malen* > ma. *mǭlɐ* 'mahlen'; mhd. *katere/kater* > ma. *kᵉǭDɐr* 'Kater'; mhd. *tragen* > ma. *Drǭxɐ* 'tragen'

– bei Apokope bzw. Synkope in der Ma.: mhd. *wagener* > ma. *wǭxnɐr* 'Wagner/Stellmacher'; mhd. *tagelőn* > ma. *Dǭxlō* 'Taglohn'; mhd. *rade* > ma. *rǭD* 'Rad'; mhd. *grabe* > ma. *GrǭB* 'Grab'

---

[4] Eine davon abweichende Entwicklung zeigt sich in einigen Belegen in Nadasch, wo das mhd. *a* im Anlaut sich zu einem *ǫ* in den Wörtern 'aber' und 'Amsel': mhd. *aber* > ma. *ǫwɐr*, mhd. *amsel* > ma. *ǫms̩l̩*, zu einem kurzen *o* in den Wörtern 'acht' und 'achtel' sowie im Präfix 'ab-': mhd. *aht* > ma. *oxD*; mhd. *ahtel* > ma. *oxDl̩*, mhd. *abe-/ap-* > ma. *oB-* (vgl. ma. *oBšnaidə*) oder zu einem langen *ō* in dem Präfix 'an-': mhd. *an-* > ma. *ō-* entwickelt. Letztere Entwicklung (mhd. *a* > ma. *ō*) ist auch in Baderseck belegt.

[5] Diese Wörter lauteten im Mhd. auf einem Konsonanten aus, der jedoch im Nhd. verdoppelt wurde, was die Dehnung in flektierten Formen verhinderte.

– in einsilbigen Wörtern infolge des Sytemausgleichs: mhd. *tac/tag* > ma. DǭG 'Tag'[6]; mhd. *smal* > ma. *šmǭl* 'schmal'; mhd. *tal* > ma. *dǭl* 'Tal'.

2. mhd. *a* > ma. *ǎ*

– vor *r* und *s*: mhd. *gar* > ma. *gǎr* 'gar'; mhd. *par* > ma. *bǎr* 'Paar'; mhd. *was* > ma. *wǎr* 'war'; mhd. *hase* > ma. *hǎs* 'Hase'; mhd. *Gras* > ma. *grǎs* 'Gras'; mhd. *glas* > ma. *glǎs* 'glas'.

Mhd. *â* in erhaltener Länge:[7]

1. mhd. *â* > ma. *ǭ*

– in offener Tonsilbe: mhd. *brâten* > ma. *brǭdɐ* 'braten'; mhd. *blâsɐ* > ma. *blǭsɐ* 'Blase'; mhd. *mâgesâme* > ma. *mǭxɐsōmɐ* 'Mohn'; mhd. *mâlen* > ma. *mǭlɐ* 'malen'[8]

2. mhd. *â* > ma. *ǭ* in N. und ma. *ō* in B.

– im Wortauslaut: mhd. *blâ* > ma. *blǭ/blōb* 'blau'; mhd. *dâ* > ma. *dǭ/dō* 'da'; mhd. *jâ* > ma. *jǭ/jō* 'ja' (als Modalwort).

3. mhd. *â* > ma. *ǎ*

– vor Liquiden: mhd. *wâr* > ma. *wǎr* 'war'; mhd. *jâr* > ma. *jǎr* 'Jahr'; mhd. *mâlen* > ma. *mǎlɐ* 'malen'; mhd. *drîmâl* > ma. *draimǎl* 'dreimal'.

Mhd. *â* in Kürzung:

1. mhd. *â* > ma. *ǫ* in N. und ma. *a* in B.

– vor dem *ŋ*-Laut sowie in einsilbigen Wörtern, die auf einem Konsonanten auslauten: vgl. ma. *gǫŋɐ/gaŋɐ* 'gegangen'; *gfǫŋgɐ/gfaŋgɐ* 'gefangen'; *nǫx/nax* 'nach'; *lǫs/las* 'ich lasse'

2. mhd. *â* > ma. *a*

– vor Konsonantenverbindungen: mhd. *hâke* > *hagɐ* 'Hacke'; mhd. *gestân* > ma. *gšdanɐ* 'gestanden'.

3. mhd. *â* > ma. *o/ō*

– vor Nasal vollzog sich die Hebung von mhd. *â* zu ma. *o* / *ō*: mhd. *hân* > ma. *hon* 'ich habe/wir haben'; mhd. *mântac* > ma. *mōndǭx* 'Montag'.[9]

---

[6] Man vergleiche das Substantiv 'Tag' auch als Grundwort in Komposita: ma. *nomidǭx; midǭx; fraidǭx; sundǭx.*

[7] In einigen typisch obd. Formen ist das mhd. *â* als ma. *ā* belegt, z.B. in *rādʃ*. In N. ist auch in *mālɐ* (im Pl. *māliç*) ein *Ä* belegt, wobei in B. *mǭdʃ* (im Pl. *mǭdʃɐ*) gesagt wird.

[8] Vgl. auch mhd. spinât > ma. šbinǭd (Spinat); mhd. salât > ma. dsalǭd (Salat).

[9] Vgl. auch mhd. âbent > ma. ōwɐd (Abend).

Das mhd. *a* in unbetonten Silben[10]

mhd. *a* = ma. *a*

mhd. *kapelle* > ma. *kʿaBęlə*; mhd. *kalender* > ma. *kʿalęŋ*; mhd. *spacieren* > ma. *šBADsīrə*; mhd. *paradîs* > ma. *BaraDais*.

Der Primärumlaut: ahd. *a* > mhd. *e*

Mhd. *e* in erhaltener Kürze:

1. mhd. *e* > ma. *ę*

– vor Explosiven, Spiranten und Affrikaten: mhd. *trappe* > ma. *DrębBə* 'Treppe'; mhd. *bette, bet* > ma. *BęD* 'Bett'[11]; mhd. *mezzer* > ma. *męs* 'Messer'; mhd. *geschaft* > ma. *Gšęfd* 'Geschäft'; mhd. *setzen* > ma. *sęDzə* 'setzen'

– vor Nasalen: *GəBrędD* 'gebrannt'[12]; *ęŋG* 'eng'; *hęnD* 'Hand' (Sg.); *hęŋGD* 'hängt'; *męnDš* 'Mensch' (n. = Knecht); *ęnDə* 'Ente'; *hęŋGsD* 'Hengst'.

2. mhd. *e* > ma. *ä*

– in der Pluralkennzeichnung der Substantive mit *a* als Stammvokal im Singular: ma. *fäs* 'Fässer'; *BläDs* 'Blätter'; *mäns* 'Männer'; *GwänDs* 'Gewänder/Kleider' aber *šwęm* 'Schwämme/Pilze'

– im Konjunktiv solcher Verben, deren Stammvokal ein *a* ist: *häDə* 'hätte'; *wärəD* 'wäre'.

Mhd. *e* in Dehnung:

1. mhd. *e* > ma. *ē*

– in offenen Tonsilben: mhd. *egen* > ma. *ēçə* 'eggen'; mhd. *slegel* > ma. *šlēçl* 'Schlegel'; mhd. *legen* > ma. *lēçə* 'legen'; mhd. *gegen* > ma. *Gēçə* 'gegen'[13]

– in den durch Umlaut gebildeten Pluralformen ebenfalls in offenen Tonsilben: ma. *nēçl* 'Nägel'; *wēçə* 'Wagen'; *rēDs* 'Räder'; *hēfə* 'Töpfe'; *Glēs* 'Gläser'; *howlšBēə* 'Hobelspäne'; *Dsē* 'Zähne'

– in den durch Umlaut gebildeten schwachen Verben: *fsDzēlə* 'erzählen'; *GšēlD* 'geschält'; *GwēlD* 'gewählt'

---

[10] Wenn das *a* im Mhd. in einer Silbe stand, die nicht den Akzent trug, änderte sich weder seine Qualität noch seine Quantität. Vgl. auch andere Entlehnungen in den Untersuchungsdialekten wie z. B. frz. *malheur* > ma. *malār*; frz. *machine* > ma. *mašī*; frz. *vis-à-vis* > ma. *wizawī*; frz. *balbieren* > ma. *Balwīrə*; frz. *café* > ma. *kcafē*; mittellat. *camomilla* > ma. *kcamęlę* und lat. *adventus* > ma. *aDwęnD*.

[11] Gedehnt wurde jedoch das mhd. *e* in mhd. bette/bet (Beet), vgl. ma. *BēD*.

[12] Im Dialekt vollzog sich der Systemausgleich bei einigen Verben, die in der nhd. Standardvarietät ihre Präteritalformen heute noch mit dem sog. Rückumlaut bilden. Vgl. auch ma. *GəDęŋGD* 'gedacht' und *GəkʿęnD* 'gekannt'.

[13] Vgl. auch die Flexive *šlēçsD* 'schlägst' (2. Pers. Sg.); *DrēçD* 'trägt' (3. Pers. Sg.); *sēçsD* 'sagst' (2. Pers. Sg.).

– in Diminutivformen, sobald sie umgelautete Formen eines in offener Tonsilbe stehenden *a*-Lautes sind: mhd. *nagelîn* > ma. *nēçələ/nēçili* 'Nelke'; mhd. *negellîn* > ma. *nēçələ/nēçili* 'Nägelchen'; mhd. *gleselîn* > ma. *ɢlēslə/ɢlēsli* 'Gläschen'; mhd. *bevelîn* > ma. *hēfələ/hēfili* 'Becher'.

2. Mhd. *e* > ma. *ę̄*

– vor *r* und *r* + Konsonant: mhd. *scher* > ma. *šę̄r* 'Schere' ; mhd. *erdber* > ma. *ę̄rᴅʙę̄r* 'Erdbeer'; mhd. *mûlber* > ma. *maulʙę̄r* 'Maulbeer'.

Der Sekundärumlaut[14]

1. ma. *ç*

– vor *r* und *r* + Konsonant[15]: *siç çriçrə* 'sich ärgern'; *kᶜçrᴅsə* 'Kerze'; *çrmɻ* 'Ärmel'; *çrwus* 'Erbse'; *maul ufšʙçrə* 'gähnen'.

2. ma. *ä*

– vor *l* und *l* + Konsonant: *älᴅəɳn* 'Eltern'; *kᶜäld* 'Kälte'; *šᴅälə* 'stellen'.

Der Umlaut als langer Vokal[16]

1. mhd. *æ* = ma. *ē*

– in offener Tonsilbe trotz der Reduktion der Endsilbenvokale: mhd. *tæte* > ma. *ᴅēᴅ* 'täte' (1. Pers. Sg. Konj.); mhd. *kæse* > *kᶜēs* 'Käse'; mhd. *schæfære* > ma. *šēfɻ* 'Schäfer'; mhd. *hefenære* > ma. *hēfnɻ* 'Töpfer'

– infolge des Systemausgleichs in den Paradigmen mhd. Verben wie *dræjen, næjen* und *kræjen*, vgl. ma. *ᴅrēᴅ siç* 'dreht sich' (3. Pers. Sg.); *ɢnēᴅ* 'genäht' (Part. II.); *rum ɢəᴅrēᴅ* 'umgekehrt'.[17]

---

[14] Der Sekundärumlaut trat überall dort auf, wo bestimmte Konsonantenverbindungen die Umlautung von *a* zu *e* in ahd. Zeit verhinderten. Die Anzahl der umlauthindernden Konsonantenverbindungen war im Obd. höher als im md. Sprachraum: Neben den gesamtahd. gutturalen Konsonantenverbindungen *ht*, *hs* sowie Kons. + *w*, die die Palatalisierung des Stammsilbenvokals zunächst verhinderten, traten im Obd. *l* + Kons. und *r* + Kons. als Umlauthinderungen auf. Die Umlautung unterblieb im Obd. ferner dann, wenn auf das *a* im Germ. ein *h* oder *k* folgte, vgl. *ʙäɢ* 'Becker'; *ɢšäɢəldə* 'scheckige'; *ɢəᴅräɢsəld* 'gedrechselt'; *näçᴅə* 'Nächte'; *näɢsᴅ* 'der Nächste'; *wäɢsᴅ* 'wächst' (3. Pers. Sg.); *sumɻᴅäɢə* 'Steppdecke'; *šnäɢə* 'Schnecke', *ändəɻäçə* 'Enterich'.
In den Verkleinerungsformen mit dem mhd. Diminutivsuffix *-lîn* (vgl. ma. *-lə* in N. und ma. *-li* in B.), dessen langes *î* nicht in der unmittelbar dem Stammvokal folgenden Silbe stand, finden wir auch den Sekundärumlaut: *kᶜäᴅslə/-li* 'Kätzlein'; *gänᴅzlə/-li* 'Gänslein'; *šʙäᴅslə/-li* 'Spätzlein'.

[15] Vor *r* + Kons. erscheint auch in Pluralformen der Substantive das offene *ę*, vgl. *ɢęrᴅə* 'Gärten'; *ᴅęrəm* 'Därme', und auch in der Komparativform von 'hart' wird ein offenes *ę* realisiert: *hęrᴅərə* 'härtere'.

[16] Die Länge des umgelauteten Stammsilbenvokals a wurde bereits zu mhd. Zeit z.T. gekennzeichnet durch den Digraph *æ*. Die Vokalqualität ist identisch mit dem alten *ê*.

[17] Die im Mhd. umgelautete Positivform *spæte* wurde im Untersuchungsdialekt nicht umgelautet (vgl. ma. *šʙǫᴅ* in N. und ma. *šʙōᴅ* in B.), im Komparativ erscheint jedoch ein langes *ē*: *šʙēᴅɻ* 'später'.

2. mhd. æ > ma. ę̄
– vor *r*: mhd. *swære* > ma. *šwę̄r* 'schwer' und mhd. *lære* > ma. *lę̄r* 'leer'.

Mhd. *ë/ê, o/ô, ö/œ*

Im Vokalsystems der untersuchten Dialekte lassen sich deutliche Parallelen in der Entwicklung der mit gleicher Zungenhöhe artikulierten Vokale feststellen.

Mhd. *ë* in erhaltener Kürze:

1. mhd. ë > ma. ę
– vor mhd. Verschlusslauten: mhd. *gëben*[18] > ma. ɢęwə 'geben'; mhd. *lëdëc* > ma. *lęᴅiç* 'ledig'; mhd. *wëter* > ma. *węᴅɣ* 'Wetter'; mhd. *brët* > ma. ʙrętᴅ 'Brett'
– vor Affrikaten und Spiranten: mhd. *lëbezelte* > ma *lęᴅzęlᴅə* 'Lebkuchen'; mhd. *pfëffer* > ma. ʙfęfɣ 'Pfeffer'; mhd. *ëzzan* > ma *ęsə* 'essen'; mhd. *drëschen* > ma. ᴅręšə 'dreschen'; mhd. *mëssе* > ma. *męs* 'Messe' mhd. *nëst* > ma. *nęsᴅ* 'Nest'
– vor Nasalen: mhd. *brëmse* > ma. ʙrętmᴅzə 'Bremse'; mhd. *firmamënte* > ma. *firmamęnᴅ* 'Himmel'; mhd. *vënster* > ma. *fęnsᴅɣ* 'Fenster'; mhd. *nëmen* > ma. *nęmə*[19] 'nehmen'
– vor Liquiden: mhd. *hël* > ma. *hęl* 'hell'; mhd. *gëllen* > ma. ɢęlᴅzə 'Mücke'; mhd. *këller* > ma. *kʷęlɣ* 'Keller'; mhd. *bërc* > ma. ʙęriç 'Berg'; mhd. *hërze* > ma. *hęrᴅzə* 'Herz'; mhd. *gërwe* > ma. ɢęrwə 'Hefe'.

2. Mhd. ë > ma. *ä*
– vor mhd. *k* (> ma. ɢ): mhd. *quëcke* > ma. ɢwägə 'Quecke'; mhd. *drëc* > ma. ᴅräɢ 'Dreck'; mhd. *schëckëcht* > ma. ɢšägəlᴅ 'bunt'; mhd. *stëcken* > ma. šᴅägə 'stecken'; mhd, *smëcken* > ma. šmäɢə 'duften, schmecken'
– vor dem Spiranten ç: mhd. *vlëhten* > ma. *fläçᴅə* 'flechten'; mhd. *slëht* > ma. *šläçᴅ* 'schlecht'; mhd. *knëht* > ma. ɢnäçᴅ 'Knecht'; mhd. *rëchen* > ma. *räçə* 'Harke'.

---

[18] Interessant ist die Entwicklung des Stammvokals in den Paradigmen von mhd. *gëben* und mhd. *lëben*. In beiden Infinitiven wäre eine Dehnung des Stammvokals zu erwarten, da er in einer offenen Tonsilbe steht. Diese Dehnung ist jedoch im untersuchten Dialekt nur im Infinitiv von mhd. *lëben* erfolgt, vgl. ma. *lēwə* 'leben'. Mhd. *gëben* ist kurz geblieben, vgl. ma. ɢęwə. In den konjugierten Formen beider Verben, die ja auf Konsonanten auslauten, unterblieb ebenfalls die Dehnung, vgl. ma. *ęr lębᴅ* 'er lebt'.

[19] Die in der Standardvarietät vollzogene Dehnung unterblieb in den Untersuchungsdialekten auch in den Paradigmen des bestimmten Artikels 'der' und des Interrogativpronomens 'wer' sowie des Demonstrativpronomens 'dieser/jener': mhd. *wër* > ma. *węr* 'wer'; ma. *węn* 'wen'; ma. *węm* 'wem'; ma. *węn sai* 'wessen'; mhd. *dër* > ma. *ᴅęr* 'der'; ma. *ᴅęn* 'den'; ma. *ᴅęm* 'dem'; ma. *ᴅęnə* 'denen'; mhd. *'j'ene* > ma. *sęn* 'jener'.

Mhd. ë in Dehnung:
1. mhd. ë > ma. *ē*
– in offener Tonsilbe: mhd. *jënner/jëner* > ma. *jēnɣ* 'Januar'; mhd. *brëme* > ma. *Brēmə* 'Hummel'; mhd. *këvere* > ma. *kᵉēfɣ* 'Käfer'; mhd. *rëden* > ma. *rēDə* 'reden'; mhd. *vlëgel* > ma. *flēçl̥* 'Flegel'; *lëben* > ma. *lēwə* 'Leben'; mhd. *vlëdermÎs* > ma. *flēDɣmaus* 'Schmetterling'
– wegen des Systemausgleichs in einigen einsilbigen Wörtern: mhd. *wëc/wëg* > ma. *wēG* 'Weg' und mhd. *mël* > ma. *mēl* 'Mehl'.

Mhd. *ê*
Mhd. *ê* in erhaltener Länge:
1. mhd. *ê* = ma. *ē*
mhd. *gên/gân* > ma. *Gē* 'gehen'; mhd. *stên/stân* > ma. *šDē* 'stehen'; mhd. *sên/sëhen* > ma. *sēçə* 'sehen'; mhd. *vünfzên/vünfzêhen* > ma. *fufDzēn* 'fünfzehn'; mhd. *zêhe/zëhe/zê* > ma. *Dzē* 'Zehe'; mhd. *snê* > ma. *šnē* 'Schnee'; mhd. *klê* > ma. *Glē* 'Klee'.
2. Mhd. *ê* > ma. *ę̄*
– vor *r*: mhd. *êrst* > ma. *ę̄ršD* 'erst'; mhd. *mêr/mê* > ma. *mę̄r* 'mehr'; mhd. *gelêret/gelêrt* '(zu mhd. *lêren*) > ma. *Gəlę̄rD* 'gelehrt'.
3. Alternanz: Wechsel von *e* > *i*
Im Gegensatz zum Nhd. unterblieb in B. die Hebung von *e* > *i* bei den meisten Verben mit einer sog. Brechung: *ęr ęsD* 'er isst'; *ęr fręsD* 'er frisst'; *Du nęmsD* 'du nimmst' etc. In N. zeigen sich – ähnlich wie im Nhd. – die Folgen der Alternanz: *ęr isD* 'er isst'; *ęr frisD* 'er frisst'; *Du nimsD* 'du nimmst'. Beim Verb *sehen* ist der Wechsel von *e* > *i* in beiden Ortschaften belegt: *ęr siçD* 'er sieht', während bei *geben* sowohl in B. als auch in N. im ganzen Paradigma das *e* beibehalten wird, vgl. ma. *GęB hęr* 'gib her'; *GęBD's* 'gibt es'.

Mhd. *o*
Mhd. *o* in erhaltener Kürze:
1. Mhd. *o* = ma. *o*
– vor Konsonanten, Konsonantenverbindungen, Affrikata oder Geminata: mhd. *holz* > ma. *holDz* 'Holz'; mhd. *ohse* > ma. *oGs* 'Ochse'; mhd. *kolbe* > ma. *kᵉolwɐ* 'Kolben'; mhd. *kopf* > ma. *kᵉoBf* 'Kopf'; mhd. *glocke* > ma. *GloGɐ* 'Glocke'; mhd. *joch* > ma. *jox* 'Joch'; mhd. *sloχ* > ma. *šlos* 'Schloss'; mhd. *wolle* > ma. *wolɐ* 'Wolle'; mhd. *holunter/holer* > ma. *holɣ* 'Holunder'; mhd. *got* > ma. *GoD* 'Gott'; mhd. *toter/tuter* > ma. *DoDɣ* 'Dotter'; mhd. *krotte/krote/krot* > ma. GroD 'Frosch'.

2. Mhd. *o* > ma. *å*
– vor einem *r*-Laut[20]: mhd. *wort* > ma. *wård* 'Wort'; mhd. *korn* > ma. *kᶜårn* 'Korn'; mhd. *korp* > ma. *kᶜårʙ* 'Korb'; mhd. *dorf* > ma. *dårf* 'Dorf'; mhd. *orgel* > ma. *åriçl* 'Orgel'; ma. *gšdårwɐ* 'gestorben'; ma. *gəʙårn* 'geboren'.
Mhd. *o* in Dehnung:
1. Mhd. *o* > ma. *ō*
– in offener Tonsilbe: mhd. *bodem/boden* > ma. *bōdɐ* 'Boden'; mhd. *oven* > *ōfɐ* 'Ofen'; mhd. *hose* > ma. *hōsɐ* 'Hose'; mhd. *knobelouch* > *gnōfl* 'Knoblauch'; mlat. *nobulus* > frz. *noble* > ma. *nōwl* 'nobel'
– in einigen einsilbigen Wörtern wegen des Systemausgleichs: mhd. *hof* > ma. *hōf* 'Hof'; mhd. *darvon* > ma. *dɪfō'* 'davon'.

Mhd. *ô* in erhaltener Länge:
1. Mhd. *ô* = ma. *ō*
mhd. *rôse* > ma. *rōsɐ* 'Rose'; mhd. *rôt* > ma. *rōd* 'rot'; mhd. *ôster* > ma. *ōsdɪ* 'Ostern'; mhd. mônôt/mânôt > ma. *mōnɐd* 'Monat'; mhd. mônt/mânt > ma. *mōnd* 'Mond'; mhd. *môntac/mântac* > *mōndǫx* 'Montag'; mhd. grôz > ma. *grōs* 'groß'.
2. Mhd. ô > ma. *å*
– vor *r*: mhd. *rôr* > ma. *rår* 'Rohr'; mhd. *ôr* > ma. *år* 'Ohr'.

Mhd. *ö/œ*
Das mhd. *ö/œ*, welches durch Umlaut aus ahd. *o/ô* entstanden war, wurde in den Untersuchungsdialekten entrundet[21].
Mhd. *ö* in erhaltener Kürze:
Mhd. *ö* > ma. *ę / ä*
– vor Konsonanten: mhd. *korper/körper* > ma. *kᶜęrʙɪ* 'Körper'; mhd. *vürhten/vörhten* > ma. *siç fęriçdə* 'sich fürchten'
– das durch Analogiebildung entstandene Pluralkennzeichen wurde entrundet: ma. *unɪgräg* 'Unterröcke'; *wǫišdägg* 'Weinstöcke' (= Weinreben); ma. *kᶜębf* 'Köpfe'; ma. *kᶜęrʙ* 'Körbe'; ma. *knębf* 'Knöpfe'; ma. *hęnɪ* 'Hörner'; ma. *dęnɪ* 'Dornen'; ma. *dęrfɪ* 'Dörfer'
– in Diminutivformen: mhd. *knuchel/knochel/knöchel* > ma. *gnęçl* 'Knöchel'; mhd. *röckelîn* > ma. *rägl* 'Mantel'
– in Derivaten erscheint auch das kurze *ę*: mhd. *kocherîn* > ma. *kᶜęçin* 'Köchin'; ma. *fęriç* 'vorig'

[20] In drei Belegen erscheint vor dem *r* ein *a*: mhd. *vorne/vorn* > ma. *fanɐ* 'vorne'; mhd. *storch/storc* > ma. *šdariç* 'Storch'; mhd. *sorge* > ma. *sariç* 'Sorge'.
[21] In den Belegen 'zwölf', 'Kelle' und 'Löffel' sehen wir, dass die Untersuchungsdialekte die unterbliebene Labialisierung weiterführen: mhd. *zwelf/zwölf* > ma. *dswęlf* und mhd. *leffel* > ma. *lęfl*.

– in Komparativ- und Superlativformen der Adjektive: ma. *šęnɣ - šęnsD* 'schöner - schönst-'; ma. *GręsɣGręsD* 'größer - größt-'; ma. *ęfDɣs* 'öfters'.

Mhd. *ö* in Dehnung:
1. Mhd. *œ* > ma. *ē*
– in offener Tonsilbe: mhd. *bœse/bôse* > ma. *BēS* 'böse'; mhd. *schœn* > ma. *šē* 'schön'; mhd. *hœher/hôher* > ma. *hēçɣ* 'höher'; mhd. *öl/öle* > ma. *ēl* 'Öl'.
2. Mhd. *œ* > ma. *ę*
– vor *r*: mhd. *hœren/hören* > *hęrə* 'hören'; mhd. *rœre/rôre* > ma. *ręrn* 'Backröhre'.

Mhd. *i, u, ü*

Die drei mhd. kurzen, mit höchster Zungenstellung gesprochenen Vokale haben sich in den Untersuchungsdialekten parallel zueinander entwickelt:
a) Bei erhaltener Kürze sind *i, u*, soweit keine Besonderheiten hinzutreten, als *i, u* erhalten, wobei das *ü* zu einem *i* entrundet wird.
b) Wurden mhd. *i, u, ü* durch die nhd. Dehnung in offener Tonsilbe und deren Analogiewirkungen gelängt, so haben sie sich nicht mehr mhd. *î*, û und *iu* angeschlossen – diese waren bereits diphthongiert – sondern mhd. *ie, uo, üe*, die inzwischen monophthongiert worden waren.

Mhd. *i*
Mhd. *i* vorwiegend in erhaltener Kürze:
1. Mhd. *i* = ma. *i*
– vor Konsonanten: mhd. *linc/lenc* > ma. *liŋGS* 'links'; mhd. *chipfen* > ma. *kʰiBf]* 'Hörnchen'; mhd. *himber* > ma. *himBęr* 'Himbeere'; mhd. *geschicket* > ma. *GšiGliç* 'geschickt' (Adj.); mhd. *gesiht* > ma. *GsiçD* 'Gesicht'; mhd. *springen* > ma. *šBriŋə* 'springen'; mhd. *wint* > ma. *winD* 'Wind'; mhd. *stirn/stirne* > ma. *šDirn* 'Stirn'
– vor Geminata: mhd. *grille* > ma. Grilə 'Grille'; mhd. *innercheit* > ma. *inçrai* 'Innerei'; mhd. *iemer/immer/imer* > ma. *imɣ* 'immer'; mhd. *mittentac* > *miDęx* 'Mittag'; mhd. *rippe/ribbe/ribe* > ma. *riBə* 'Rippe'; mhd. *spinnen* > ma. *šBinə* 'spinnen'; mhd. *schimel* > ma. *šim]* 'Schimmel'; mhd. *sichel* > ma. *siç]* 'Sichel'
– in einigen einsilbigen Wörtern: mhd. *visch/visc* > ma. *fiš*[22] 'Fisch'; mhd. *vrisch* > ma *friš* 'frisch'; mhd. *sich* >ma *siç* 'sich'; mhd. *stric* > ma. *šDriG* 'Leine'; mhd. *tisch* > ma. *Diš* 'Tisch'; mhd. *blic* > ma. *BliG* 'Blick'; mhd. *mit* > ma. *miD* 'mit'.

---

[22] In N. ist das die Pluralform zu Singular *fuš*.

2. Alternanz: Wechsel von mhd. *i* zu ma. *ę*
– vor einem *r*-Laut: mhd. *geschirre* > ma. *gšęr*, mhd. *kirche* > ma. *kᶜęriç*.
Mhd. *i* in Dehnung:
Mhd. *i* > ma. *ī*
– in offener Tonsilbe[23]: mhd. *kisel* > *kᶜīsl̥* 'Hagelstein'; mhd. *vihe* > ma. *fīç* 'Vieh'; mhd. *stival/stivel* > ma. *šDīfl̥* 'Stiefel'; mhd. *spilen* > ma. *šBīlə* 'spielen'; lat. *ribesium* > ma. *riwīzl̥* 'Johannisbeere'
– in einigen einsilbigen Wörtern mit einem einfachen Konsonanten im Auslaut infolge des Systemausgleichs: mhd. *smit* > ma. *šmīD* 'Schmied'; mhd. *sip* > ma. *sīB* 'Sieb'
– vor einem *r*-Laut: mhd. *ir* > ma. *īr* 'ihr'; mhd. *wir* > ma. *mīr̥*[24] 'wir'.

Mhd. *u*

Mhd. *u* in erhaltener Kürze:
1. Mhd. *u* = ma. *u*
– vor Konsonanten: mhd. *mulde* > ma. *mulDl̥* 'Backmulde'; mhd. *vruht* > ma. *fruxD* 'Getreide'; vgl. noch österr. *kuplieren* > ma. *kᶜuBlīərə* 'vermählen'; österr. *Tuchent* > ma. *DUXƐD* 'Daunendecke'; österr. *Kukuruz* > ma. *kᶜuGruDz* 'Mais'
– vor Doppelkonsonanz: mhd. *suppe/soppe* > ma. *suBƐ* 'Suppe'; mhd. *nuz* > ma. *nus* 'Nuss'; mhd. *buter* > ma. *BUDl̥* 'Butter'
– vor Nasalen und Nasalverbindungen, weil hier die Senkung von *u* zu *o* unterblieb[25]: mhd. *summen* > ma. *sumə* 'summen'; mhd. *suntac*

---

[23] Teilweise unterblieb die Dehnung in offener Tonsilbe: mhd. *ligen* > ma. *liçə* 'liegen'; mhd. *wider* > ma. *wiDl̥* 'wieder'; mhd. *siben* > *siwə* 'sieben'.

[24] In unbetonter Position kann im Personalpronomen das *ī* synkopiert werden, vgl. *mr̥*.

[25] In vielen Fällen erscheinen in der nhd. Standardsprache *o* bzw. *ö*, wo in der mhd. Dichtersprache *u* oder *ü* üblich sind. Das erklärt sich aus der wechselnden Mundartbasis des Nhd. Die nhd. Standardsprache folgt omd. Traditionen: Schon im hohen Mittelalter begannen sich im Omd. vor Nasalen und Nasalverbindungen, gelegentlich auch vor Konsonantenverbindungen mit einem *r*-Laut *u*, *ü* > *o*, *ö* zu wandeln. Dieser Wandel unterblieb in unseren Untersuchungsdialekten, die die älteren Sprachzustände weiterführen. Das Flexionsparadigma des Verbs *kommen* zeigt eine Mischung von verschiedenen Stämmen. Das zur IV. Ablautreihe gehörende starke Verb zeigte im Mhd. folgende Varianten: *komen/kumen/kœmen*. In den Untersuchungsdialekten begegnet im Infinitiv, in den meisten Präsensformen und im Part. II. das *u* als Stammvokal, z. B. ma. *mir kᶜumə* 'wir kommen'; *mir sain kᶜumə* 'wir sind gekommen', aber in der 3. Person Singular Präsens erscheint in N. ein *i* als Stammvokal (ma. *ęr kᶜimD*), welches durch Vokalharmonie aus dem *ē* der *kœmen*-Form entstand. In B. wird auch in dieser Form ein *u* artikuliert. Auch in anderen starken Verben, die der IV. Ablautreihe angehören, verhinderte der Doppelnasallaut die Senkung von *u* zu *o*: ma. *gšBunə* = nhd. *gesponnen* (vgl. mhd. *spinnen* stv. IV.); ma. *miD Gnumə* = nhd. *mitgenommen* (vgl. mhd. *nëmen* stv. IV.). In der Partikel *schon* erscheint ebenfalls ein kurzes *u*: ahd. scono > mhd. schône/schôn > ma. šun. In dem Wort *dort* entwickelte sich in N. vor *r* + Kons. das mhd. *o* zu einem Diphthong *ů*: mhd. dort > ma. *DůrD*. In B. artikuliert man das Wort als *DarD*. In dem Beleg *Schinken* ma. *šuŋGƐ* zeigt sich eine Analogiebildung auf der Grundlage des ungarischen Wortes *sonka*.

> *sunDǫ̊x* 'Sonntag';. mhd. *sumer* > ma. *sumɻ* 'Sommer'; mhd. *brunne* > ma. *Brunɐ* 'Brunnen'; mhd. *gesundec* > ma. *GsunD* 'gesund'; mhd. *dunrestac/donrestac* > ma. *DunɻšDǫ̊x* 'Donnerstag'; vgl. noch österr. *sich tummeln* > ma. *siç Dumlɐ* 'sich beeilen'.

2. Mhd. *u* > ma. *ů* in N. und ma. *a* in B.

– vor *r* + Konsonant: mhd. *durst* > ma. *DůršD/DaršD* 'Durst'; mhd. *kurz* > ma. *kᶜůrDz/kᶜarDz* 'kurz'; mhd. *wurst* > ma. *wůršD/waršD* 'Wurst', aber mhd. *turm* > ma. *Důrm* 'Turm' und mhd. *durch* > ma. *Duriç* 'durch' in beiden Ortschaften.

3. Mhd. *u* / *ü*[26] > ma. *u*

mhd. *mücke/mucke/mugge* > ma. *muGɐ* 'Weinfliege'; mhd. *küche(n)/kuche(n)/küchel/kuchel* > ma *kᶜuxɻ* 'Küche'; mhd. *stüpfen/stupfen* > ma. *šDuBfɻn* 'klauben'; mhd. *hützel/hutzel* > ma. *huDzɻ* 'Hutzel'; mhd. *nützen/nutzen* > *nutzɐ* 'nützen'; mhd. *vünfzic/vunfzëc* > ma. *fufDziç* 'fünfzig'[27].

Mhd. *u* in Dehnung

Diese Dehnung ist äußerst selten vollzogen worden: Im gesamten Untersuchungsmaterial lagen nur zwei Beispiele dafür vor: mhd. *jude/jüde* > ma. *jūD* 'Jude' und mhd. *strudel* > ma. *šDrūDɻ* 'Strudel'. In N. wird auch in mhd. *stube* > ma. *šDūwɐ* 'Zimmer' ein langes *u* artikuliert, in B. bleibt das *u* kurz.

Mhd. *ü*

Mhd. *ü* in erhaltener Kürze:

Mhd. *ü* > ma. *i*[28]

– vor Konsonantenverbindungen: mhd. *vünf* > ma. *fimBf* 'fünf'; mhd. *dunsten/dünsten* > ma. *DinDzDə* 'dünsten'; mhd. *gelücke/glücke* > ma. *GliG* 'Glück'; mhd. *hupfen/hüpfen* > ma. *hiBfə* 'hüpfen'; mhd. *zühten* > ma. *DziçDə* 'züchten'; mhd. *trückenen/trücke* > ma. *DriGlə* 'trocknen'; mhd. *wünschen* > ma. *winDš'ə* 'wünschen'

– vor Geminata: mhd. *mülnærinne/müllerin* > ma. *milərn* 'Müllerin'; mhd. *mülnĀre/müller* > ma. *milɻ* 'Müller'; mhd. *schütten* > ma. *šiDə* 'schütten'; mhd. *vüllen* > ma. *filə* 'füllen'

---

[26] Von den im Mhd. parallel existierenden umgelauteten bzw. nicht umgelauteten Formen werden in unseren Dialekten meistens die nicht umgelauteten weitergeführt.

[27] Bei der Numerale 'fünf' bewahren unsere Dialekte sowohl die umgelautete als auch die nicht umgelautete Variante: Mhd. *vünf* wird zu ma. *fimBf* entrundet, während mhd. *vünfzic/vunfzëc* zu ma. *fufDziç* 'fünfzig' geworden ist.

[28] Mhd. *ü*, das durch Umlaut aus ahd. *u* entstanden war, wurde in den Untersuchungsdialekten zu *i* entrundet. Ähnlich dem mhd. *u* blieb auch dieser Vokal in den meisten Fällen kurz.

– in einigen Fällen auch in offener Tonsilbe: mhd. *über* > ma. *iwr̥* 'über'; mhd. *überic* > ma. *iwriç* 'übrig'
– in Diminutivformen: mhd. *gürtelîn* > ma. *GirDl̥* 'Gürtel'; mhd. schûʒʒele/schüʒʒel > ma. *šisl̥* 'Schüssel'; mhd. slüʒʒel > ma. *šlisl̥* 'Schlüssel'; mhd. *hünkel* > ma. *hiŋGl̥/hiŋGili* 'Huhn'
– in N. auch in einigen mit Umlaut gebildeten Pluralformen: ma. *nis* 'Nüsse'; ma. *wirm* 'Würmer'; ma. *wiršD 'Würste'*[29]; ma. *širDz* 'Schürzen' (zu ma. *Dęr širDz* 'Schurz')[30]
– in graduierten Formen der Adjektive: ma. *jiŋr̥* 'jünger'; *Dinr̥* 'dünner'. In N. sagt man auch *kᶜirDzr̥* 'kürzer', wobei in B. *kᶜęrDzr̥* zu der Positivform *kᶜarDz* verwendet wird.

Mhd. *ü* in Dehnung:

Mhd. *ü* > ma. *ī*

Diese Dehnung ist selten belegt: mhd. *jüdinne/jüdîn* > ma. *jīDin* 'Jüdin'; mhd. *mül/müle* > ma. *mīl* 'Mühle'; mhd. *türe/tür* > ma. *Dīr* 'Tür'.

Mhd. *î*, *û* und *iu*

Die drei mhd. langen, mit höchster Zungenstellung gesprochenen Vokale î, û und *iu* (ü:) haben sich parallel zueinander entwickelt: Ähnlich wie in der Standardsprache erscheinen sie diphthongiert.
Von dieser Diphthongierung werden nur diese drei mhd. langen Vokale erfasst, nicht etwa die in offener Tonsilbe gedehnten Varianten von mhd. *i*, *u* und *ü*. Daraus kann gefolgert werden, dass die Diphthongierung vor der Dehnung dieser Vokale eingetreten sein muss.

Mhd. *î*

1. Mhd. *î* > ma. *ai*

mhd. *belîben* > ma. *Blaiwə* 'bleiben'; mhd. *schînen* > ma. *šainə* 'scheinen'; mhd. *paradîs* > ma. *BaraDais* 'Tomate'; mhd. *sîde* > ma. *saiDə* 'Seide'; mhd. *snîder* > ma. *šnaiDr̥* 'Schneider'; mhd. *wîp* > ma. *waiB* 'Frau'; mhd. *vrîtac* > ma. *fraiDǭG* 'Freitag'.

2. Mhd. î > ma. *ai* + Sprossvokal

Eine Sonderentwicklung erfuhr das mhd. lange *î* vor einem *r*-Laut, denn in diesen Fällen folgt dem Diphthong der Sprossvokal *e* als Schwa-Laut : mhd. *vîren* > ma. *faiərn* 'feiern'; mhd. *vîre/vîere/vîr* > ma. *faiər* 'Feier'; mhd. *hîrâten* > ma. *haiərn/haiərə* 'heiraten'.

3. Mhd. î > ma. *ǫi / ǫi*˜[31]

---

[29] In B. sagt man *węršD*, weil das Substantiv im Singular *waršD* heißt.
[30] In B. heißt das Kleidungsstück *ferDr̥*.
[31] Nach Ruoff (2001: 362) handelt es sich beim *ǫi* um ein binnenschwäbisches Merkmal. In B. wird an dieser Stelle der Diphthong *ai* bzw. ai˜ artikuliert.

In N. ist eine Sonderentwicklung eingetreten, wenn das mhd. *î* vor einem *n*-Laut stand. In dieser lautlichen Umgebung tritt ein offenes *ǫ* als erster Bestandteil des Diphthongs auf. Auslautendes *n* kann in der Näselung des vorangehenden Diphthongs völlig aufgehen: mhd. *wîn* > *wǫĩ* 'Wein'; mhd. *mîn* > ma. *mǫĩ* 'mein'; mhd. *dîn* > ma. *dǫĩ* 'dein'; mhd. *fîn/vîn* > ma *fǫin* 'fein'; mhd. *wîhenahten* > ma. *wǫinǫxdɐ* 'Weihnachten'.

4. Mhd. *î* = ma. *ī / i*

In vier Belegen ist das mhd. *î* als Monophthong z. T. gekürzt erhalten geblieben: mhd. *krîgen* > ma. *grīçə* 'kriegen'; mhd. *bînen-wurm* > ma. *bī* 'Biene'; mhd. *quîten/küten* > ma. *kᵉidə* 'Quitte'; mhd. *schrîten* > ma. *šridə* 'schreiten'.

Mhd. *û*

1. Mhd. *û* **> ma.** ***au***

mhd. *bûch* > ma. *baux* 'Bauch'; mhd. *krût* > ma. *graud* 'Kraut'; mhd. *mûl* > ma. *maul* 'Mund/Maul'; mhd. *mûs* > ma. *maus* 'Maus'; mhd. *sû* > ma. *sau* 'Sau'; mhd. *tûbe* > ma. *dauwɐ* 'Taube'; mhd. *gûl* > ma. *gaul* 'Pferd'; mhd. *snûfen* > ma. *šnaufɐ* 'atmen'.

2. Mhd. *û* **> ma.** ***au*** **+ Sprossvokal**[32]

mhd. *sûr/sûwer* > ma. *sauɐr* 'sauer'; mhd. *mûr/mûre/miure* > ma. *mauɐr* 'Mauer'; mhd. *bûwære* > ma. *bauɐr* 'Bauer'.

Mhd. ***iu***

1. Mhd. ***iu*** **(ü:) > ma.** ***ai***[33]

mhd. *niuwe/niu* > ma. *nai/naiç* 'neu'; mhd. *diutsch/diutschen* > ma. *daidš* 'deutsch'; mhd. *hiute* > ma. *haind* 'heute'; mhd. *niunzëc/niunzic* > ma. *naindsiç* 'neunzig'; mhd. *liut* > ma. *laid* 'leute'; mhd. *liuhten* > ma. *laiçdə* 'leuchten'; mhd. *liuten* > ma. *laidə* 'läuten'.

2. Mhd. ***iu*** **> ma.** ***ai*** **+ Sprossvokal**[34]

mhd. *tiure* > ma. *daiər* 'teuer'; mhd. *viur/viwer/viuwer* > ma. *faiər* 'Feuer'.

5. Die mundartliche Entwicklung der mhd. Diphthonge

Die sechs Diphthonge, die das Mhd. kannte, nämlich *ie*, *uo*, *üe* und *ei*, *ou*, *öu*, wurden im Untersuchungsdialekt alle – von einigen Besonderheiten abgesehen – monophthongiert.

---

[32] Das mhd. û wurde auch vor *r* zu *au* diphthongiert, allerdings tritt vor dem auslautenden *r* noch ein Schwa-Laut hinzu, so dass der Triphthong *auɐ* entsteht.

[33] Das mhd. *iu* (ü:) hat sich vorwiegend zu dem entrundeten Diphthong *ai* entwickelt.

[34] Ähnlich ist die Entwicklung von mhd. *iu* zu mhd. *î* und *û* vor einem *r* im Auslaut, denn auch in diesen Fällen tritt ein Triphthong auf.

Mhd. *ie*, *uo*, *üe*

Mhd. *ie*, *uo* und dessen Umlaut *üe* haben sich im Untersuchungsdialekt parallel zueinander entwickelt.

Mhd. *ie*

Mhd. *ie* als ma. langer Monophthong

1. Mhd. *ie* > ma. *ī*

mhd. *vliege* > ma. *flīçə* 'Fliege'; mhd. *liebe* > ma. *līwɣ* 'lieber'; mhd. *tiefe/tiufe* > ma. *ᴅīfə* 'tiefe'; mhd. *nie* > ma. *nī* 'nie'; mhd. *dienen* > ma. *ᴅīnə* 'dienen'; mhd. *ziehen* > ma. *ᴅsīçə* 'ziehen'; mhd. *schieben* > ma. *šīwə* 'schieben'; mhd. *liegen/liugen* > ma. *līçə* 'lügen'.

2. Mhd. *ie* > ma. ī + Sprossvokal[35]

mhd. *zieren* > ma. *ᴅsīərn/ᴅsīərə* 'schmücken, zieren'; mhd. *spacieren/spazieren* > ma. *šʙaᴅsīərn/* šʙaᴅsīərə 'spazieren'; mhd. *vier* > ma. *fiərə/fiəri* 'vier'; mhd. *tier* > ma. *ᴅīər* 'Tier'.

Mhd. *ie* in Kürzung[36]

Mhd. *ie* > ma. *i*

mhd. *dienst* > ma. *ᴅinᴅsᴅ* 'Dienst'; mhd. *liehte* > ma. *liçᴅ* 'Licht'; mhd. *viehte* > ma. *fiçᴅə* 'Fichte'. Mhd. *vierteil/viertel* zeigt in N. auch die Kürzung und zugleich eine Diphthongierung: ma. *fiərᴅɭ* 'viertel'. Ähnlich sind die beiden Kardinalzahlen 'vierzehn' und 'vierzig': ma. *fiərᴅsen* und *fiərᴅsiç*. In B. artikuliert man in diesen Belegen ein e, vgl. ferᴅɭ, *ferᴅsen* und *ferᴅsiç*.

Mhd. *uo*

Mhd. *uo* als ma. langer Monophthong

1. Mhd. *uo* > ma. *ū*

mhd. *stuot* > ma. *šᴅūᴅɐ* 'Stute'; mhd. *buobe* > ma. *ʙū* 'Junge/Sohn'; mhd. *stuol* > ma. *šᴅūl* 'Stuhl'; mhd. *schuoh* > ma. *šūx* 'Schuh'; mhd. *ruobe/rüebe* > ma. *rūwɐ* 'Rübe'; mhd. *gruoꝛ* > ma. *ɢrūs* 'Gruß'; mhd. *bruoder* > ma. *ʙrūᴅɣ* 'Bruder'; mhd. *guot* > ma. *ɢūᴅ* 'gut'; mhd. *zuo* > ma. *ᴅsū* 'zu'; mhd. *ruowen/ruon* > ma. *rūwɐ* 'ruhen'; mhd. *suochen* > ma. *sūxɐ* 'suchen'.

2. Mhd. *uo* > ma. *ū* + Sprossvokal[37]

Man kann die Entwicklung von mhd. *uo* > *ū* > ma. *ūɐ* annehmen: mhd. *vuore* > ma. *fūɐr* 'Fuhre'; mhd. *vluor* > ma. *flūɐr* 'Flur'; mhd. *snuor* > ma. *šnūɐr* 'Schnur'.

---

[35] Vor *r* tritt zu dem langen *ī* ein Schwa-Laut hinzu, so dass ein neuer Diphthong *īə* entsteht.

[36] Fälle, in denen mhd. *ie* eine Kürzung erfahren hat, sind relativ selten. Immerhin lässt sich die Entwicklung von mhd. *ie* > *ī* > ma. *i* annehmen, d.h., der mhd. Diphthong wurde zunächst monophthongiert und dann erst gekürzt. Die Kürzung erfolgte in der Regel vor Konsonantenverbindungen.

[37] Vor *r* erfuhr der monophthongierte mhd. Diphthong eine erneute Diphthongierung durch den hinzutretenden Schwa-Laut, der in N. stärker zu hören ist als in B.

Mhd. *uo* in Kürzung[38]

1. Mhd. *uo* > ma. *u*

mhd. *bluome* > ma. ʙlumɐ 'Blume'; mhd. *gruonmat* > ma. ɢrumɐᴅ 'Grummet'; mhd. *fuoter* > ma. fuᴅɾ 'Futter'; mhd. *genuoc* > ma. ɢənuŋɢ 'genug'; mhd. *zuo* > ma. ᴅsu 'zu' (Präp.); mhd. *buochstabe* > ma. ʙuxšᴅauwɐ 'Buchstabe'.

2. Alternanz: mhd. *uo* > *u* > ma. *o*

In zwei Belegen wurde das *u* zu einem *o* gesenkt: mhd. *muoter* > ma. moᴅɾ 'Mutter' und ma. ɢrōsmoᴅɾ 'Großmutter'.

Mhd. *üe*

Mhd. *üe* als ma. langer Monophthong[39]

1. Mhd. *üe* > ma. *ī*

mhd. *verküelen/verkuolen* > ma. fɾkᶜīlə 'sich erkälten'; mhd. *blüejen/blüen/blüegen* > ma. ʙlīə 'blühen'; mhd. *grüezen* > ma. ɢrīsə 'grüßen'; mhd. *süeze/suoze* > ma. sīs 'süß'; mhd. *müede/muode* > ma. mīᴅ 'müde'; mhd. *grüene* > ma. ɢrīn 'grün'.

2. Mhd. *üe* > ma. *ī* + Sprossvokal[40]

mhd. *rüeren/ruoren* > ma. rīərn/rīərə 'rühren'; mhd. *vüeren* > ma. fīərn/fīərə 'führen'; mhd. *spüeren* > ma. šʙīərn/ šʙīərə 'spüren'.

3. Alternanz: mhd. *üe* > *ī* > ma. *ē*

In einem Beleg wurde das *ī* zu einem *ē* gesenkt: ma. ʙēçɻn in N. und ma. ʙēçlə in B. für 'bügeln'.

Mhd. *üe* in Kürzung[41]

Mhd. *üe* > ma. *i*

mhd. *düengen* > ma. ᴅiŋə 'düngen'; mhd. *muozan* > misə 'müssen'; mhd. *vuotern/vüetern* > ma. fiᴅrə 'füttern'.

Mhd. *ei*, *ou*, *öu*

Die Entwicklung dieser drei mhd. Diphthonge zeigt deutliche Parallelen: Die mhd. Laute *ei* und *ou* haben sich, soweit keine Besonderheiten hinzutreten, zu dem langen Monophthong *ā* entwickelt.[42] Das umgelautete *öu* ist selten belegt, es entwickelt sich vorwiegend ebenfalls zu *ā*.

---

[38] Die Entwicklung verlief offensichtlich von mhd. *uo* über *ū* zu *u*.

[39] Mhd. *üe* zeigt in seiner ma. Entwicklung dasselbe Prinzip wie mhd. *ie* und *uo*, doch tritt durch die Entrundung des langen *ü* im Gegensatz zu der Standardsprache ein *ī* auf. Durch die Entrundung ist also die Entwicklung von mhd. *ie* und *üe* zusammengefallen.

[40] Vor *r* hat dieser mhd. Diphthong eine Sonderentwicklung erfahren: Das in der Ma. zu einem *ī* entrundete lange *ü* wurde erneut diphthongiert.

[41] Hat mhd. *üe* meist vor Konsonantenverbindungen eine Kürzung erfahren, so erscheint im Dialekt ein *i* als Stammvokal.

[42] Die Monophthongierung von *ei*, *ou* zu *ā* kann man als gemeinsames Merkmal und Charakteristikum der Mundarten des heutigen Ober- und Mittelfranken betrachten (Werner 1961: 147).

Ein Zusammenfallen des aus mhd. *ei* und *ou* entstandenen *ā* mit mhd. *â* bzw. gedehntem mhd. *a* fand deshalb nicht statt, weil diese mhd. einfachen Vokale in der Ma. gegen *å*, *ǫ* bzw. *o* hin verdunkelt wurden (vgl. oben). Dieser Verdunkelungsvorgang muss vor der Monophthongierung abgeschlossen gewesen sein. Die Monophthongierung von *ei*, *ou* zu *ā* muss andererseits vor der Diphthongierung von mhd. *î*, *û* zu *ai*, *au* erfolgt sein, weil beide Entwicklungen in der Ma. säuberlich geschieden sind.

Mhd. *ei*

Mhd. *ei* als ma. langer Monophthong

1. Mhd. *ei* > ma. *ā* in N. und ma. *ǭ* in B.

mhd. *seife* > ma. *sāfɐ/sǭfɐ* 'Seife'; mhd. *reif* > ma. *rāf/rǭf* 'Reifen'; mhd. *weide/weid* > ma. *wād/wǭd* 'Weide'; mhd. *geiȝ* > ma. *gās/gǭs* 'Ziege'; mhd. *heiȝ* > ma. *hās/hǭs* 'heiß'; mhd. *heiȝer* > ma. *hāsriç/hǭsriç* 'heiser'; mhd. *leit* > ma. *lād/lǭd* 'Leid'; mhd. *weich* > ma. *wāx/wǭx* 'weich'.

2. Mhd. *ei* > ma. *ǭ/ǭ˜* in N. und *ō* in B. [43]

mhd. *aleine/alein* > *ɐlǭni/ ɐlō* 'allein'; mhd. *meinen* Inf. > ma. *mǭn/mōn* 'ich meine'; mhd. *klein* > ma. *glǭ˜/glō* 'klein'; mhd. *stein* > ma. *šdǭ˜/šdō* 'Stein'.

Mhd. *ei* in Kürzung[44]

Mhd. *ei* > ma. *a* / in N. **vor Nasal** *ǫ*

mhd. *leip* > ma. *laʙ* 'Laib'; mhd. *leitære/leiter* > ma. *laɖɣ* 'Leiter'. Vor *n* wird in N. ein *ǫ* artikuliert: mhd. *zweinzëc/zwënzic* > ma. *ɖswandsiç/ɖswǭndsiç* 'zwanzig'; mhd. *einber/eimber/ eimer* > ma. *amʙɣ/ǫmɣ* 'Eimer'.

Mhd. *ei* als ma. Diphthong bewahrt

Mhd. *ei* > ma. *ai*

Es gibt eine Reihe von Wörtern, in denen das mhd. *ei* nicht monophthongiert, sondern stattdessen als *ai* bewahrt wurde. Unter diesen Wörtern gibt es einige, bei denen dem *ai* in älteren Sprachstufen ein *j* folgte; hier liegt ein kombinatorisches Lautgesetz für die Erhaltung des Diphthongs zugrunde: mhd. *ei* > ma. *ai* 'Ei'; mhd. *steil/steigel* > ma. *šdail* 'steil'; mhd. *meie/meige* > *mai* 'Mai'.

Bei den anderen Wörtern ist kein Lautgesetz wirksam, vielmehr muss die Etymologie bzw. die Semantik dieser Wörter in Betracht gezogen

---

[43] Vor Nasalen wurde der mhd. Diphthong in N. zu einem dunklen *ǫ* monophthongiert und z. T. nasaliert. In B. entwickelte er sich zu einem *ō*.

[44] Wurde das mhd. *ei* in der Ma. gekürzt, so erscheint vorwiegend *a*, wobei man sich die Entwicklung von *ai* > *ā* > *a* vorstellen kann. Vor Nasal erscheint in N. auch der gekürzte Vokal zu *ǫ* verdunkelt.

werden: Bei mhd. *heilec/heilic* > ma. *hailiç* 'heilig' und mhd. *geist* > ma. *ɢaisᴅ* 'Geist' ist die Übernahme aus der überregionalen Kirchensprache anzunehmen. Mhd. *vleisch/fleisch/fleis* > ma. *flaiš* 'Fleisch' ist ebenfalls dem kirchlichen Vokabular zuzurechnen, wobei sich seine Distribution weitgehend verändert hat.
Bei mhd. *keiser* > ma. *kᵉaisɾ* 'Kaiser'; mhd. *kreiʒ* > ma. *ɢrais* 'Kreis'; mhd. *vertagedigen/ verteidigen* > ma. *fɾᴅaiᴅiçə* 'verteidigen' kann der Einfluss der ebenfalls überlandschaftlichen Varietät des Verwaltungswesens angenommen werden.

Mhd. *ou*
Mhd. *ou* als ma. langer Monophthong
Mhd. *ou* > ma. *ā* in N. und *ǭ* (z. T. *ō*) in B.
mhd. *ouch/*ôch > ma. *ā/ǭ* 'auch'; mhd. *ouge/oug* > ma. *āx/ǭxᴇ* 'Auge'; mhd. *rouch* > *rāx/rǭx* 'Rauch'; mhd. *toup* > ma. *ᴅāʙ/ᴅǭʙ* 'taub'; mhd. *verkoufen* > ma. *kᵉāfᴇ/kᵉǭfᴇ* 'kaufen'. Vor *m* wird in B. ein *ō* artikuliert: mhd. *zoum* > ma. *ᴅsām/ᴅsōm* 'Zügel'; mhd. *boum* > ma. *ʙām/ʙōm* 'Baum'; mhd. *roum* > ma. *rǭm/rōm* 'Rahm'.

Mhd. *ou* als ma. Diphthong erhalten
Mhd. *ou* > ma. *au*
Auch mit mhd. *ou* gibt es eine Reihe von Wörtern, bei denen die Monophthongierung unterbleibt und stattdessen *au* als neuer Diphthong auftritt. Der Grund für diese Entwicklung kann entweder in der Ausgangsvarietät oder in der lautlichen Umgebung des Diphthongs gesucht werden: Mhd. *houbet* kam vermutlich durch die Amtssprache in unsere Ma., vgl. in mhd. *houptsache* > ma. *hauʙᴅsaxᴇ* 'Hauptsache'; mhd. *überhoupt* > ma. *iwərhauʙᴅ* 'überhaupt'.
Vor ehemaligem *w* ist das mhd. *ou* als *au* in der Ma. erhalten: mhd. *vrouwe/vrou* > ma. *frau* 'Frau'; mhd. *tou/touwes* > ma. *ᴅau* 'Tau'; mhd. *souwen* > ma. *šaun/šauᴇ* 'schauen'; mhd. *houwen* > ma. *haun/hauᴇ* 'hauen'.

Mhd. *öu*[45]
Mhd. *öu* als ma. langer Monophthong
1. Mhd. *öu* > ma. *ā* bzw. *ǭ*
In den meisten Fällen, wo das mhd. *ou* umgelautet war bzw. sein könnte, erscheint die umlautlose Form *ā* in N. und *ǭ* in B., vor Nasal tritt in beiden Ortschaften *ǭ* auf: mhd. *tröumen* > ma. *ᴅrǭmᴇ* 'träumen'; mhd.

[45] Mhd. *öu* ist der Umlaut zu mhd. *ou*. Er erscheint in den Untersuchungsdialekten und im Oberdeutschen überhaupt relativ selten.

röuchen/rouchen > ma. *rāxʊ/rǭxʊ* 'rauchen'; mhd. *ströuwen/strouwen* (Inf.) > ma. *gšdrād/gšdrǭd* 'gestreut'.

2. Mhd. *öu* > ma. *ē*

In der Plural- und Diminutivform von 'Baum' finden wir den Umlaut: In N. sagt man *bēmlə*, in B. *bēmili* 'Bäumchen'. Die Pluralform lautet in beiden Ortschaften *bēm* 'Bäume'.

Mhd. *öu* als ma. Diphthong erhalten

Mhd. *öu* > ma. *ai*

Vor ehemaligem *w* hat sich der diphthongische Charakter des mhd. Stammvokals erhalten, und es erscheint *ai* in den Belegen: mhd. *vröude/vreude/vrouwede* > ma. *fraid* 'Freude'; mhd. *vrouwen/vröuwen* > ma. *siç fraiə* 'sich freuen'; mhd. *höuwe/houwe* > ma. *hai* 'Heu'.

In weiteren Belegen zeigt sich dieser Diphthong vor einem ich-Laut, z.B. in der konjunktivischen Form *çr braiçd* 'er bräuchte'.

Fazit

Die deutliche Parallele, die sich in der Lautentwicklung bzw. im gegenwärtigen Phonembestand der Mundarten von Nadasch auf der einen und Baderseck auf der anderen Seite zeigt, weisen m.E. eindeutig darauf hin, dass durch den Ausgleich erster Stufe in beiden Ortschaften eine in ihren dominanten Zügen ostfränkische Ortsmundart entstanden ist.

Literaturhinweise

Bleyer, J. (Hrsg.) (1928): *Das Deutschtum in Rumpfungarn*. Budapest.

Gerner, Zs. (1998): *Zur Sprache und Identität in Nadasch/Mecseknádasd. Eine empirische Untersuchung zur Sprachkontaktsituation und Identitätsbildung in der ungarndeutschen Gemeinde Nadasch*. Unveröffentl. Diss. Budapest.

Göbelt, J. (Hrsg.) (1991): *Bátaszék. Heimatbuch der Großgemeinde Bátaszék/ Badeseck im Komitat Tolnau (Ungarn)*. Pécs. Bd. 1.

Hermann, E. (1929): *A bátaszéki németek és népdalaik*. Budapest.

Hutterer, C.-J. (1975): *Die deutsche Volksgruppe in Ungarn*. In: Balassa, I. & Klotz, C. & Manherz, K. (Hrsg.) (1975): Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. Budapest. Bd. 1.

Lexer, M. (1992[38]): *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*. Stuttgart.

Makk, K. (1990): A nádasi németek betelepítése. In: Reisz, T. (1990): 23–29.

Manherz, K. (1977): *Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn*. Budapest.

Reisz, T. (Hrsg.) (1990): *Fejezetek Mecseknádasd történelmébol*. Pécs.

Ruoff, A. (2001): *Die Mundart von Nagyárpád und das neuschwäbische oi*. In: Canisius, P. & Gerner, Zs. & Glauninger, M. (Hrsg.) (2001): Sprache – Kultur – Identität. Festschrift für Katharina Wild zum 60. Geburtstag. Pécs.

Schilling, R. (1928): *Ansiedlung der Deutschen in Rumpfungarn*. In: Bleyer, J. (Hrsg.): Das Deutschtum in Rumpfungarn. Budapest: 41–87.

Schmidt, H. (1928): *Die deutschen Mundarten in Rumpfungarn*. In: Bleyer, J. (Hrsg.): Das Deutschtum in Rumpfungarn. Budapest: 5–39.

Steger, H. (1968): *Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken*. Neustadt an der Aisch.

Wagner, E. (1987): *Das fränkische Dialektbuch*. München.

Weidlein, J. (1952): *Deutsche Mundarten in der Schwäbischen Türkei (Ungarn)*. In: Zeitschrift für Mundartforschung XX: 218–231.

Weidlein, J. (1956): *Die Deutschen in der Schwäbischen Türkei*. Würzburg.

Werner, O. (1961): *Die Mundarten des Frankenwaldes. Eine lautgeographische Untersuchung*. Kallmünz-Opf.

Mihály Harsányi (Eger)

Strukturelle Entwicklung mehrgliedriger Nebensatzprädikate im Ödenburger Deutsch

I. Zielsetzung und Methode der Arbeit

Den Gegenstand der Arbeit[1] bildete eine diachronische Untersuchung der Struktur drei- und viergliedriger Nebensatzprädikate in der deutschen Schreibsprache von Ödenburg/Sopron. Als besonders relevant erschienen dabei die Fragen nach dem Stellungsverhalten des Finitums (Voranstellung, Zwischenstellung, Nachstellung bzw. Weglassung) und nach der Reihenfolge der infiniten Prädikatsteile untereinander. Bei der Analyse der oben dargestellten sprachlichen Erscheinungen beschränkt sich die Arbeit auf die Zeit von 1650–1890, als im Sprachgebrauch der Stadt noch die deutsche Sprache vorherrschte. Der erwähnte Zeitraum von 240 Jahren wurde in die folgenden vier Sprachperioden unterteilt: I: 1650–1710, II: 1710–1770, III: 1770–1830, IV: 1830–1890. Die einzelnen Perioden mit einer Länge von jeweils sechzig Jahren wurden im Weiteren als synchrone Querschnitte aufgefasst.

Als Mittel zur Darstellung der Variationsbreite des Finitums und der strukturellen Entwicklung des infiniten Feldes diente die Analyse eines aus Ödenburger Quellen zusammengestellten Textkorpus, welches aus 54 Einzeltexten von insgesamt 32 Quellen bestand. In dem Textmaterial konnten auf nahezu 1.600 Seiten 1.078 Belege gefunden werden. Die untersuchten Quellen können thematisch folgenden Gruppen zugeordnet werden: Chroniken, Urkunden, religiöse Texte, Leichenreden, Anordnungen, moralische Schriften, Vereinsstammbücher, populärwissenschaftliche bzw. Fachtexte und Zeitungsartikel. Dieses breite Spektrum verschiedener Textsorten und ein für den betreffenden geographischen Raum und Zeitraum repräsentatives Korpus sollten dazu beitragen, über die in Frage stehenden Phänomene ein zuverlässiges Bild zu bekommen.

---

[1] Die vorliegende Arbeit basiert auf den Ergebnissen meiner Dissertation „Zur Entwicklung der Struktur mehrgliedriger Nebensatzprädikate im Ödenburger Deutsch".

Die Bearbeitung und Auswertung des Materials erfolgte nach der von John Evert Härd (1981) verwendeten statistisch-empirischen Methode. Sie kam uns nützlich und geeignet vor, um die strukturelle Entwicklung der mehrgliedrigen Prädikatssyntagmen zu rekonstruieren. Zunächst wurden die Texte auf Grund ihrer Entstehungszeit in vier Gruppen eingeteilt. Der zweite Arbeitsschritt war das Auffinden der Nebensätze mit drei- und viergliedrigen Prädikaten. Dem folgte eine Strukturanalyse der Belege nach der Position des Finitums und nach der Reihenfolge der infiniten Elemente des Prädikats. Daraufhin wurde der Befund nach Prädikatskomplexen gruppiert, maschinell gespeichert und die Häufigkeit der einzelnen Positionstypen festgestellt. Die Ergebnisse der statistischen Untersuchung wurden in zahlreichen Tabellen bzw. Diagrammen dargestellt. In Anlehnung an Härd wurden die in den Quellen belegten Prädikatssyntagmen folgendermaßen klassifiziert:

I Finitum von sein + worden + Partizip II:
z.B. *ernannt worden war;*

II Finitum von *werden* + Infinitiv + Partizip II:
z.B. *würde gesetzt haben;*

III Finitum eines Modalverbs + Infinitiv + Partizip II:
z.B. *verwirklicht werden konnte;*

IV Finitum von *haben* + „Ersatzinfinitiv" + Infinitiv:
z.B. *hätte wissen können;*

Va Finitum von *werden* + Infinitiv eines Modalverbs + Infinitiv:
z.B. *wird einnehmen können;*

Vb Finitum von *werden* + zwei nicht modale Infinitive:
z.B. *würde betrügen lassen;*

VIa Finitum eines Modalverbs + Infinitiv eines Modalverbs + Infinitiv:
z.B. *sollte verstören können;*

VIb Finitum eines Modalverbs + zwei nicht modale Infinitive:
z.B. *wollte übertragen lassen;*

VIIa Finitum von *werden* + *sein* + *worden* + Partizip II:
z.B. *getroffen worden sein wird;*

VIIb Finitum eines Modalverbs + *sein* + *worden* + Partizip II:
z.B. *gebracht worden sein sollte;*

VIIIa Finitum von *haben* + „Ersatzinfinitiv" + Infinitiv + Partizip II:
z.B. *hätte geteilt werden können;*

VIIIb Finitum von *werden* + zwei Infinitive + Partizip II:
z.B. *würde fortgesetzt werden können;*

VIIIc Finitum eines Modalverbs + zwei Infinitive + Partizip II:
z.B. *sollte gezwungen werden können*;

IXa Finitum von *haben* + „Ersatzinfinitiv" + zwei Infinitive:
z.B. hätte glauben machen können;

IXb Finitum von *werden* + drei Infinitive:
würde sehen lassen können;
IXc Finitum eines Modalverbs + drei Infinitive:
z. B. *soll haben ergehen lassen.*

Nach dem Vergleich unserer ersten Erkenntnisse mit den Ergebnissen der einschlägigen Fachliteratur konnte eine Hypothese über eine verzögerte strukturelle Entwicklung der mehrgliedrigen Nebensatzprädikate im Ödenburger Deutsch aufgestellt werden.

II. Das Stellungsverhalten des Finitums

Bezüglich der Positionstypen der Personalform lässt sich die Entwicklungslinie anhand unserer Ergebnisse folgendermaßen nachzeichnen (vgl. Tabelle 1):
Zwischen 1650–1710 wurde das Finitum in allen Komplexen den infiniten Prädikatsteilen normalerweise vorangestellt. Diese Behauptung gilt auch für die Zeit von 1710–1770, nur mit dem Unterschied, dass die Ellipse im Typ I bis 1830 die Dominanz von der Voranstellung übernahm. Außerdem konnte eine Zunahme der Frequenz der Nachstellung in den Typen VIb und III beobachtet werden. Die Periode III war die Zeit des Durchbruchs der Nachstellung in den Prädikatssyntagmen VIb, III und II. Im Komplex I dominierte weiterhin die Weglassung und in den übrigen Verbindungen die Voranstellung des Finitums. In der Periode IV (1830–1890) blieben die für die vorangehende Periode festgestellten Positionsvarianten der Personalform die Norm, nur im Komplex I wurde das Nachstellungsprinzip dadurch verwirklicht, dass die Frequenz der Ellipse drastisch gesunken war und die Nachstellung eindeutig dominierte. Ansonsten war die Periode IV durch eine Reduzierung der Zahl der Positionsvarianten des Finitums und eine Stabilisierung der Normen gekennzeichnet.
Was die viergliedrigen Verbindungen betrifft, ist ihre Frequenz im Gesamtkorpus überhaupt sehr niedrig. In den insgesamt 21 Belegen konnte von 2 Beispielen abgesehen (einmal Zwischenstellung im Komplex VIIIa und einmal Nachstellung im Typ VIIb) nur der Positionstyp Voranstellung gefunden werden.
Ein Vergleich unserer Ergebnisse mit denen der Fachliteratur zeigt folgende Differenzen:

1. Unsere für den Zeitraum 1650–1710 gewonnenen Daten für die einzelnen Positionstypen des Finitums im Komplex IV finden in Härds Zeitabschnitt 1526-1580 ihre Analogie. Dies gilt auch für die Zwischenstellung im Typ sowie für die Weglassung im Verbkomplex I.
2. Wir konnten die Dominanz der Ellipse im Typ I erst für die Zeit von 1710–1770, Härd allerdings bereits für 1581–1625 feststellen (vgl. Härd 1981: 82, Tabelle 21).

3. Nach den Ergebnissen Härds stößt die Nachstellung des Finitums bei den dreigliedrigen Nebensatzprädikaten um die Mitte des XVII. Jahrhunderts (vgl. Härd 1981: 90), nach Takadas Annahme dagegen bereits in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts (vgl. Takada 1994: 196), vor. Anhand unseres Belegmaterials konnten wir eine rapide Zunahme des nachgestellten Finitums (Komplexe II, III, VIb) erst in der Untersuchungsperiode II (1710–1770) ermitteln (vgl. 4.2.3.).
4. Im Zeitraum 1846-1885 dominiert die nachgestellte Personalform bei Härd eindeutig im viergliedrigen Komplex VIIb vom Typ *gebracht worden sein sollte* (1 Beleg für die Voranstellung vs. 5 Belege für die Nachstellung),[2] im Ödenburger Deutsch weist im Zeitraum 1830–1890 unser Beleg die Voranstellung des Finitums auf.

Unserer Meinung nach sprechen die hier aufgezählten Beispiele für unsere These über die verzögerte Entwicklung im Ödenburger Deutsch auf dem Gebiet des Positionsverhaltens der Personalform.

Komplex	Periode	Voranst.	Zwischenst.	Nachst.	Weglass.
I	I	62,8%	20,4%		16,8%
	II	28,1%	1,6%	1,6%	68,7%
	III	26,1%	15,2%	25%	33,7%
	IV			89,8%	10,2%
II	I	40%	40%	20%	
	II	100%			
	III			100%	
	IV	12,5%		87,5%	
III	I	71,4%	22,5%	6,1%	
	II	78,1%	3,1%	18,8%	
	III	27,2%		72,8%	
	IV	9,8%		90,2%	
IV	I	93,3%	4,9%		1,8%
	II	69,6%	13%		17,4%
	III	100%			
	IV	84,6%	7,7%		7,7%
Va	I	100%			
	II	100%			
	III	100%			
	IV	50%	50%		

[2] Unsere Rechnung aufgrund der Belegzahl in den Quellen (vgl. Härd 1981: 136ff) mit den Nummern 158, 161, 163, 164 und 170.

Komplex	Periode	Voranst.	Zwischenst.	Nachst.	Weglass.
Vb	I	66,7%		33,3%	
	II	100%			
	III				
	IV				
Vib	I	100%			
	II	62,5%		37,5%	
	III	16,7%		83,3%	
	IV			100%	
VIIb	I	100%			
	II				
	III	50%		50%	
	IV	100%			
VIIIa	I	80%	20%		
	II	100%			
	III				
	IV	100%			
VIIIb	I	100%			
	II				
	III				
	IV				
Ixa	I	100%			
	II	100%			
	III				
	IV				
Ixb	I				
	II				
	III	100%			
	IV				
Ixc	I				
	II	100%			
	III				
	IV				

Tabelle 1: Durchschnittliche prozentuale Vorkommenshäufigkeit der Positionstypen des Finitums in den einzelnen Verbkomplexen und Untersuchungsperioden.

Wir wollen jetzt einige Thesen von Härd und Takada auf Grund unserer empirisch gewonnenen Ergebnisse nachprüfen.
Härd nennt 3 Faktoren, die die Stellung des Finitums beeinflussen können (vgl. Härd 1981: 168f):

1. die Zahl der Konstituenten des Verbgefüges,
2. die grammatische Form der infiniten Konstituenten und
3. den Bedeutungsgehalt der Hilfsverben.

Was den ersten Punkt betrifft, bestätigte sich Härds These. Von einem Beleg abgesehen (im Typ VIIb) erscheinen bei uns viergliedrige Prädikatssyntagmen den infiniten Formen durchgehend vorangestellt. Die Wirksamkeit des zweiten Faktors haben unsere Ergebnisse für die dreigliedrigen Verbindungen nicht bestätigt. Nach Härd übernahm die Nachstellung die führende Rolle in den Verbkomplexen I, II, III, VIb in der Reihenfolge:

1. Komplex III (Finitum eines Modalverbs + Infinitiv + Partizip II): 1711–1755,
2. Komplex II (Finitum von *werden* + Infinitiv + Partizip II): 1756–1800,
3. Komplex I (Finitum von *sein* + *worden* + Partizip II): am Anfang des XIX. Jahrhunderts und
4. Komplex VIb (Finitum eines Modalverbs + zwei nicht modale Infinitive): 1846–1885.

Wir konnten dagegen folgende Reihenfolge aufstellen:

1. Komplex VIb (Finitum eines Modalverbs + zwei nicht modale Infinitive): 1770–1830,
2. Komplex III (Finitum eines Modalverbs + Infinitiv + Partizip II): ebenfalls 1710–1830, aber im Komplex VIb erscheint die Nachstellung überall mit höherer Frequenz,
3. Komplex II (Finitum von *werden* + Infinitiv + Partizip II): auch 1710–1830 mit hoher Vorkommenshäufigkeit, allerdings ohne „Vorzeichen", d.h. ohne Zunahme der Frequenz des nachgestellten Finitums in der Periode II, und
4. Komplex I (Finitum von *sein* + *worden* + Partizip II): 1830–1890.

Nach unseren Daten begann also die schnelle Zunahme der Frequenz und die „Machtübernahme" der Nachstellung im Komplex VIb (mit zwei nicht modalen Infinitiven), außerdem ist die Vorkommenshäufigkeit des nachgestellten Finitums in den Komplexen I, II und III nicht höher als im Typ VIb. Wir können deshalb – wie auch Takada für das XVII. Jahrhundert (vgl. Takada 1994: 199) – im Falle des Ödenburgerischen in Frage stellen, dass die Personalform in Verbindung mit einem Partizip (bzw. Partizipien) mehr zur Nachstellung tendiert als mit einem Infinitiv (vgl. Härd 1981: 65). Der dritte Faktor, nämlich dass „die semantisch gewichtigeren Modalverben"

(vgl. Härd 1981: 169) in finiter (und infiniter) Form zur letzten Stelle im Prädikatskomplex tendieren, scheint ab 1770 im Typ III und VIb zu gelten, im Komplex VIIb dagegen ungültig zu sein.
Nach Takada (1994: 198f) zeigen Komplexe mit Zustandspassiv mehr Neigung zur Nachstellung als andere Konstruktionen. In unserem Korpus konnten insgesamt 25 Zustandspassivformen belegt werden, alle fanden sich im Verbkomplex I. Ihre Verteilung auf die einzelnen Perioden und Positionstypen des Finitums geht aus Tabelle 2 hervor.

Periode	Voranstellung	Zwischenst.	Nachstellung	Weglassung	insgesamt
I	9	5	0 (0)	4	18
II			0 (1,6)	3	3
III			2 (25)		2
IV			2 (89,8)		2
insgesamt	9	5	4	4	25

Tabelle 2: Verbkomplex I: Belegzahlen der Zustandspassivformen in den einzelnen Perioden und Positionstypen des Finitums. In Klammern: Prozentuale Frequenz der Nachstellung im Verbkomplex I.

Unsere Daten zeigen, dass seit dem Anfang der dritten Periode (1770), als die Nachstellung im Komplex I schon eine echte Alternative war, in Ödenburg alle Finita mit Zustandspassiv den infiniten Verbformen nachgestellt worden sind. Anhand unserer Belege können wir also Takadas Meinung bestätigen.

III. Die strukturelle Entwicklung des infiniten Feldes

Das Stellungsverhalten der infiniten Verbformen kann im gesamten Untersuchungszeitraum wie folgt charakterisiert werden:
Unter den dreigliedrigen Verbindungen (Komplexe I-VI) konnten beide potenziell möglichen Strukturen V_3V_2 und V_3V_2 belegt werden (vgl. Tabelle 3). Eine Ausnahme bilden die Partizipverbindungen vom Typ *ernannt worden war* (Komplex I), in denen von Anfang an nur die Folge V_3V_2 („rechts determiniert links") zu finden war. Eine Konkurrenz zwischen den beiden Strukturen konnte eigentlich nur in den Prädikatssyntagmen mit vorangestellter Personalform und – den Komplex IV ausgenommen – nur im Zeitraum 1650–1710 beobachtet werden. Die Verbkomplexe mit zwischengestelltem, nachgestelltem und weggelassenem Finitum erschienen im Gesamtkorpus durchgehend in der Reihenfolge V_3V_2. Für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts konnten wir allerdings in fast allen dreigliedrigen

Komplexen auch die Existenz der älteren Struktur V_3V_2 bestätigen. Sie überwog in den Prädikatssyntagmen, die im infiniten Feld zwei Infinitive hatten, von denen der eine ein modaler (Ersatz-)Infinitiv war. Es handelt sich dabei um die Verbkomplexe vom Typ *hätte können wissen* (Komplex IV, 159 Belege) und *wird können einnehmen* (Komplex Va, 4 Belege). Das Vorherrschen der primären Abfolge in diesen Prädikatstypen und die absolute Dominanz der neueren Struktur im Komplex I bekräftigt Härds Meinung, dass sich der Übergang von V_3V_2 zu V_3V_2 bei den partizipialen Infinitfeldern früher vollzog als bei den Infinitivverbindungen (vgl. Härd 1981: 65).

In der Untersuchungsperiode II trat eine markante Wandlung gegenüber der vorangehenden Periode ein: bis auf einen Verbkomplex verschwand die Struktur V V ganz. Im angehenden 18. Jahrhundert wurde auf diese Weise in Ödenburg das Prinzip „rechts determiniert links" in allen dreigliedrigen Typen (statistisch) verwirklicht. Im Komplex IV, in dem der Anteil der älteren Folge in der Periode I noch über 76% lag, konnte im Laufe des 18. Jahrhunderts ein radikaler Rückgang der Abfolge V_3V_2 festgestellt werden, bis sie endlich im Zeitraum 1830–1890 überhaupt nicht mehr präsent war.

Im Bereich der viergliedrigen Prädikatssyntagmen konnten wir auch die Verwirklichung des Prinzips „rechts determiniert links" verfolgen und einen Zusammenhang zwischen der strukturellen Entwicklung der dreigliedrigen Prädikate einerseits und der Reihenfolge der infiniten Konstituenten der viergliedrigen Prädikate andererseits feststellen. Dadurch konnte auch Härds „Prinzip der strukturellen Äquivalenz" bestätigt werden.

Unter diachronischem Aspekt konnten wir ermitteln, dass nicht nur die absolute Frequenz der viergliedrigen Nebensatzprädikate chronologisch sank, sondern auch die Anzahl der miteinander konkurrierenden infiniten Strukturen (vgl. Tabelle 4). In den Texten des Korpus I (1650–1710) kamen noch alle vier Infinitfelder ($V_2V_3V_4$, $V_2V_4V_3$, $V_4V_2V_3$ und $V_4V_3V_2$) vor, von denen die Abfolge $V_2V_4V_3$ eindeutig über $V_4V_2V_3$ dominierte. Zwischen 1710–1770 konnte eine Zunahme der Zahl der in sämtlichen Untersuchungsperioden belegten Variante $V_4V_3V_2$ registriert werden, was zu einem ausgeglichenen Verhältnis zwischen den Konstituentenfolgen $V_4V_3V_2$ und $V_2V_4V_3$ führte. Am Anfang des 18. Jahrhunderts kam es überdies zu einer Reduzierung der Zahl der schriftsprachlich möglichen infiniten Felder. Während die in der ersten Periode kaum noch verwendete Struktur $V_2V_3V_4$ ab 1710 nicht mehr präsent war, konnte auf Grund unseres Befundes die Existenz der Folgen $V_2V_4V_3$ und $V_4V_2V_3$ jedoch bis 1830 nachgewiesen werden. Im Zeitraum 1830–1890 fanden sich in unserem Korpus nur noch Belege für $V_4V_3V_2$.

Stellungstyp	Struktur	Periode	Verbkomplexen						
			I	II	III	IV	Va	Vb	VIb
Voranstellung	V_3V_2	I	120	1	31	50		1	3
		II	18	5	25	12	2	1	5
		III	24		22	15	3		2
		IV		2	15	11	1		
	V2V3	I		1	4	159	4	1	1
		II				4			
		III				1			
		IV							
Zwischenst.	V3V2	I	39	2	11	11			
		II	1		1	3			
		III	14						
		IV				1	1		
Nachstellung	V2V3	I		1	3			1	
		II	1		6				3
		III	23	12	59				10
		IV	35	14	138				3
Weglassung	V3V2	I	32			4			
		II	44			4			
		III	31						
		IV	4			1			
insgesamt:			386	38	315	276	11	4	27

Tabelle 3: Belegzahl der Strukturen V_3V_2 und V_2V_3 in den dreigliedrigen Verbkomplexen.

Periode	Infinite Struktur	Verbkomplex		
		VIIb	VIII	IX
I (1650-1710)	$V_4V_2V_3$	2	1	
	$V_4V_3V_2$			1
	$V_2V_3V_4$			1
	$V_2V_4V_3$		5	2
II (1710-1770)	$V_4V_3V_2$		2	
	$V_2V_4V_3$			2
III (1770-1830)	$V_4V_2V_3$	1		
	$V_4V_3V_2$	1		
	$V_2V_4V_3$			1
IV (1830-1890)	$V_4V_3V_2$	1	1	
insgesamt:		5	9	7

Tabelle 4: Belegzahl der Strukturen $V_2V_3V_4$, $V_2V_4V_3$, $V_4V_2V_3$ und $V_4V_3V_2$ in den einzelnen viergliedrigen Verbkomplexen.

In der Entwicklung der Frequenzverhältnisse der infiniten Strukturen in den einzelnen viergliedrigen Verbkomplexen fielen folgende Eigentümlichkeiten auf:
Im Verbkomplex VIIb fand sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur die Reihenfolge $V_4V_2V_3$. Daneben erschien noch zwischen 1770–1830 die neuere Struktur $V_4V_3V_2$, ab 1830 fiel aber die ältere Variante weg.
Am ehesten kam das Prinzip „rechts determiniert links" im Prädikatstyp VIII zur Geltung. Am Anfang des 18. Jahrhunderts wurden die bis dahin vorherrschende Abfolge $V_2V_4V_3$ und die auch schon früher seltene Struktur $V_4V_2V_3$ von $V_4V_3V_2$ verdrängt.
In den Verbindungen mit drei Infinitiven (Komplexe IX) herrscht bis 1710 eine große Varianz infiniter Strukturen ($V_4V_3V_2$, $V_2V_3V_4$ und $V_2V_4V_3$), ab 1710 kommt jedoch nur noch die Abfolge $V_2V_4V_3$ vor.
Unsere Ergebnisse weichen in folgenden Punkten von denen der einschlägigen Fachliteratur ab:

1. In den hochdeutschen Korpusbeispielen Härds erscheinen die infiniten Konstituenten der Komplexe II und III seit 1450 ausnahmslos in der neueren Struktur V_3V_2 (vgl. Härd 1981: 59). Im Ödenburger Deutsch kann dagegen die ältere Abfolge in den betreffenden Komplexen sogar im Zeitraum 1650–1710 belegt werden.
2. Im Komplex IV überwiegt bei Härd seit 1581 die Struktur $V_1V_3V_2$ (vgl. Härd 1981: 93, Tabelle 27), was auch durch Takadas Untersuchungen für das XVII. Jahrhundert bestätigt wird (vgl. Takada 1994: 201, Tabelle 6). In unseren Texten verliert die Abfolge $V_1V_3V_2$ erst ab 1710 ihre Dominanz.
3. Nach Takada ist seit 1640 im Prädikatstyp Va nur noch die Folge V_3V_2 aufzufinden (vgl. Takada 1994: 201, Tabelle 6). Härd, der die Verbkomplexe V und VI zusammen behandelt, registriert seit 1671 die Dominanz von $V_1V_3V_2$ (vgl. Härd 1981: 93, Tabelle 27). Die gleiche Struktur erscheint in unseren Belegen für den Komplex Va zum ersten Mal in der Zeit von 1710–1770.
4. In den Prädikatssyntagmen vom Typ VII und VIII ist bei Härd die Struktur $V_4V_3V_2$ seit der Periode 1450–1580 präsent (vgl. Härd 1981: 63), in unserem Korpus kommt diese infinite Folge im Verbkomplex VII erst ab 1770, im Komplex VIII ab 1710 vor.[3]
5. Härds letzter Beleg für die Infinitfolge $V_4V_2V_3$ stammt aus dem Jahre 1669. Bei uns findet sich diese Abfolge bis 1776. Takada, dessen Untersuchungszeitraum nur das XVII. Jahrhundert umfasst, kann nur

[3] In den spärlich belegten viergliedrigen Typen gelten die von uns festgestellten Tendenzen nur bedingt.

einen einzigen Beleg für die erwähnte Konstituentenfolge aufweisen, und zwar aus dem Jahre 1697 (vgl. Takada 1994: 202).

6. In der Gruppe B der Verbkomplexe IX (mit dem Infinitiv eines Modalverbs in der Funktion von V_2) hat in Deutschland die neuere Struktur $V_4V_3V_2$ bereits in der Zeit von 1581–1710 eine hohe Frequenz, in der Periode 1711–1840 überwiegt sie sogar. In den Ödenburger Quellen findet sich die obige infinite Abfolge bis 1890 nur einmal (in der Periode I).

IV. Ergebnisse der Arbeit

Die Ergebnisse der Forschungen lassen sich über die Darstellung der strukturellen Entwicklung der mehrgliedrigen Nebensatzprädikate hinaus auch anderen Bereichen zuordnen.

Der Ausgangspunkt unserer Untersuchungen war die Annahme einer verzögerten syntaktischen Entwicklung des Ödenburgerischen. Im Laufe unserer Arbeit konnten wir uns von der Stichhaltigkeit dieser These mehrmals überzeugen. Die erwähnte Verzögerung manifestiert sich einerseits darin, dass neuere Strukturen – im Vergleich zu den binnendeutschen Sprachgebieten – in einem zeitlichen Abstand von 50 bis 200 Jahren im Ödenburgerischen durchsetzen konnten, andererseits konnten sich veraltete Strukturen in Ödenburg länger halten. Die Gültigkeit dieser Feststellung konnte sowohl für das Stellungsverhalten des Finitums wie auch für die Reihenfolge der infiniten Prädikatsteile nachgewiesen werden. Die Vermutung liegt nahe, dass der wichtigste Grund für die verzögerte syntaktische Entwicklung in der Lage Ödenburgs am Rande des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets zu suchen ist. Wegen der Randlage konnte das Sprachsystem des Ödenburgerischen von denjenigen Entwicklungsprozessen, deren Ursprung weit entfernt lag, nur mit einer Verzögerung erfasst werden.

Als ein anderer wesentlicher Umstand könnte die standardsprachliche Situation in Österreich gewertet werden. Dort konnte sich nämlich die ostmitteldeutsche Form der Schriftsprache in allen Bevölkerungsschichten erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts vollkommen durchsetzen (vgl. Wiesinger 1995: 347). Da das Ödenburger Deutsch mit den österreichischen Gebieten in jeder Hinsicht eng verbunden war, wirkte sich die erwähnte standardsprachliche Situation in Österreich auch auf die Entwicklung der Syntax des Ödenburgerischen nachteilig aus.

Als weitere Ergebnisse der Arbeit können die Bestätigung schon tradierter Forschungsmeinungen (über Förderungsfaktoren der Nachstellung, das „Prinzip der strukturellen Äquivalenz" usw.) und ihre Präzisierung in Bezug auf das Ödenburgerische betrachtet werden.

Literaturhinweise

Härd, J.E. (1981): *Studien zur Struktur mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate. Diachronie und Synchronie*. Göteborg (= Acta Universitatis Gothoburgensis).

Harsányi, M. (2001): *Zur Entwicklung der Struktur mehrgliedriger Nebensatzprädikate im Ödenburger Deutsch*. Unveröffentl. Diss. Budapest.

Takada, H. (1994): *Zur Wortstellung des mehrgliedrigen Verbalkomplexes im Nebensatz im 17. Jahrhundert. Mit einer Beantwortung der Frage, wie und warum die Wortstellung von Grimmelshausens „Simplizissimus" geändert wurde.* In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 22 (1994): 190–219.

Wiesinger, P. (1995): *Die sprachlichen Verhältnisse und der Weg zur allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. In: Gardt, A. & Mattheier, K. & Reichmann, O. (Hrsg.) (1995): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: 319–367.

Ulrich Langanke (Budapest)

Das linguistisch-semantische Phänomen „außersprachliche Wirklichkeit" und die Biologie der Realität

> Auf philosophischer Ebene ist es ein Zeichen von sprachlicher Ahnungslosigkeit, wenn man allem eine Existenz zuerkennt, wofür die eigene Sprachgemeinschaft einen Namen hat. (Rapoport 1972: 50f)

1. Der Ausgangspunkt

Das Gefühl, dass sprachlicher Seins-Beschreibung Grenzen gesetzt sind, dass natürliche Sprachen ein wahrheitssemantisches Leistungsdefizit aufweisen, ist latent. Obige Behauptung als Leitsatz für diesen Aufsatz stellt den anspruchsvollen Umkehrschluss einer verbreiteten und daher auf den ersten Blick beinahe trivial anmutenden Einsicht dar: Es müsste Phänomene geben, für die wir als Sprecher einer/mehrerer Sprachen keinen oder zumindest keinen passenden Namen haben. Der Mensch stößt jedenfalls von zwei Seiten an die Grenzen seiner objektiven Erkenntnisfähigkeit:

1) Nicht alles, was wir benennen (anders ausgedrückt: in sprachliche Bedeutung fassen) können, muss auch real existieren (*der Hund*, *Eifersucht*, *Liebe, Gott*, *Außerirdischer*) und
2) nicht alles, was existiert, können wir (bereits) in Worte fassen (Erkenntnisstadium der Menschheit: Hing die „objektive Existenz" des Sonnensystems von der Erfindung des Fernrohrs und der Schaffung der Bedeutungseinheit *Sonnensystem* ab?).

Vergleichen wir hierzu die um Seriosität bemühten Diskussionen über die Entstehung des Weltalls mit der blühenden Phantasie guter Science-Fiction-Romane hinsichtlich der sprachlichen Beschreibung unerklärlicher, nicht erlebter, gar übernatürlicher Phänomene. Die einen versuchen, über normierte Bedeutungseinheiten, seien das nun philosophische Wort- oder mathematisch-physikalische Zahlenketten, zu beweisen, die anderen kreieren – aber im Zugriff vielleicht auf spätere Erkenntnisstadien der Menschheit – Benennungseinheiten für potentiell mögliche, außersprachliche Phänomene. An diesem Punkt treffen sich Rapoports feine Einsicht und ihr Umkehrschluss. Während für den Wissenschaftler die Aufdeckung eines lediglich konjunktivischen, also potentiellen Schritts in seiner Beweiskette unter Umständen einem Versagen gleichkäme, ginge dem Science-Fiction-Roman gerade ein Gutteil seiner Faszination verloren,

entdeckte man auf einmal hinter der phantasievollen Beschreibung eine „Wahrheit". Gab es also den Urknall, weil wir hinter der Benennungseinheit *Urknall* eine durchaus wissenschaftliche, beweisartige, semantisch plausible Argumentstruktur vermuten dürfen? Waren nun Leonardo da Vincis technische Beschreibungen eines Unterwasserfahrzeugs damals schon von objektiver Beweiskraft oder gilt das nur rückblickend? Und warum gibt es dann nach allgemeinem Verständnis das „Beamen" (zeitlich synchroner, bewegungsloser Ortswechsel aus „Raumschiff Enterprise") nicht, obwohl sich das Verb *beamen* vortrefflich beschreiben und semieren lässt, ein ähnliches Phänomen sogar biblisch-historisch bezeugt zu sein scheint?[1]
Die folgende Diskussion stellt eine Vorarbeit dar, mit dem Ziel, den außerhalb der Linguistik so nicht mehr haltbaren Begriff ‚außersprachliche Wirklichkeit' wissenschaftlich interdisziplinär zu fassen um damit eine fundiertere Grundlage zu schaffen für eine allerdings im Rahmen dieser Arbeit nicht mehr zu leistende, wiewohl überfällige Überprüfung/Systematisierung der linguistischen Bedeutungskonzeptionen hinsichtlich ihrer Plausibiltät für die Bestimmung des „objektiven" Verhältnisses Mensch–Sprache–Realität. Hierzu werden die Begründungen für einen positivistischen Realitätsbegriff, der die linguistische Semantik zu dominieren scheint, unter philosophischen und neurobiologischen Gesichtspunkten bewertet und mit konstruktivistischen Ansätzen einer „Biologie der Realität"[2] konfrontiert.

---

[1] Zum Aspekt der Objektivitätsrelevanz von Bedeutungen in Lexemen wie *glauben* bzw. *wissen* vgl. 2.3.1.

[2] Interdisziplinär (philosophisch, kunstgeschichtlich, neurobiologisch etc.) wird der positivistische Gedanke der Objektivität der Welt begründet angezweifelt.
Empiriokritizismus: Richard Avenarius und Ernst Mach entwickelten die philosophische Vorstellung, dass jede Realität sich ausschließlich aus den subjektiven Empfindungen/Sinnesdaten zusammensetzt. Erkenntnis ist demnach die Beherrschung des komplexen Zusammenspiels von optischen, akustischen, haptischen und anderen Wahrnehmungen. Realität ist eine individuelle Bewältigungsleistung.
Elementarismus: Begriff der deutschen und russischen konstruktivistischen Moderne (Bauhaus, z.B. László Moholy-Nagy; Alexander Bogdanov), wonach Gestaltung kein vom sonstigen Leben abgegrenzter Bereich, schon gar nicht eine künstlerische Gegenwelt ist, sondern eine besonders komplexe Form der Wahrnehmung.
Radikaler Konstruktivismus (RK)/Autopoiese: Eine von Humberto Maturana und Francisco Varela propagierte, neurobiologische Theorie von der individualisierten Objektivitätsgenerierung durch autopoietische Systeme, die eben nicht mehr Input-gesteuert eine außerhalb stehende „Objektivität" verarbeiten = kognitiv subjektivieren, sondern als geschlossene Systeme, jedes für sich, eine eigene, relevante Realität kreieren (Maturana, H.R. (1978): *Biology of Language: the epistemology of reality*. In: Miller, G.A .& Lenneberg, E. (Hrsg.) (1978): Psychology and Biology of Language and Thought. Essays in honour of Eric H. Lenneberg. New York: 27–63; Maturana, H.R. (2000): *Biologie der Realität*. Frankfurt am Main, Maturana; H.R. & Varela, F.J. (1987): *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Bern/München).

2. Die Wortbedeutung im Spiegel einer positivistischen und einer biologisch-konstruktivistischen Objektivitätsauffassung

2.1. Wortbedeutung und Objektivität als interdisziplinäre Arbeitsbegriffe

Seit Aristoteles kreisen semantische Fragestellungen um die Klärung des Verhältnisses zwischen materieller Form, Inhalt und eben außersprachlicher Wirklichkeit (Abb. 1). Ob strukturalistisch, prototypensemantisch, formal-logisch oder kognitiv: Wie auch immer wir methodologisch das Verhältnis dieser Faktoren untereinander bestimmen, es bleibt erkennbar, dass die Kernfragen zur Wortbedeutung aus sprachwissenschaftlicher Perspektive um den Faktorenkomplex aus Unterscheiden/Hierarchisieren (z.B. strukturalistisch-analytisch) einerseits und Vergleichen/Kategorisieren (z.B. holistisch-kognitiv) von Wahrnehmungen andererseits kreisen. In systemlinguistischem Sinne bleiben diese Konstanten weitgehend unberührt von einer verbindlichen Klärung der stets postulierten „außersprachlichen Realität", wodurch sich das Nebeneinander mehrerer, miteinander kaum vereinbarer linguistischer Modelle zur Bestimmung des Verhältnisses Wortbedeutung–Objektivität erklärt (vgl. bilaterale vs. triadische Modelle). Für das rein linguistische Verständnis semantischer Vorgänge ist jedenfalls die reziproke und reversible Beziehung Name–Sinn entscheidend, seit Nizza (1951) wird darunter unabhängig von der Wahl der Termini die Bedeutung eines Wortes verstanden werden.

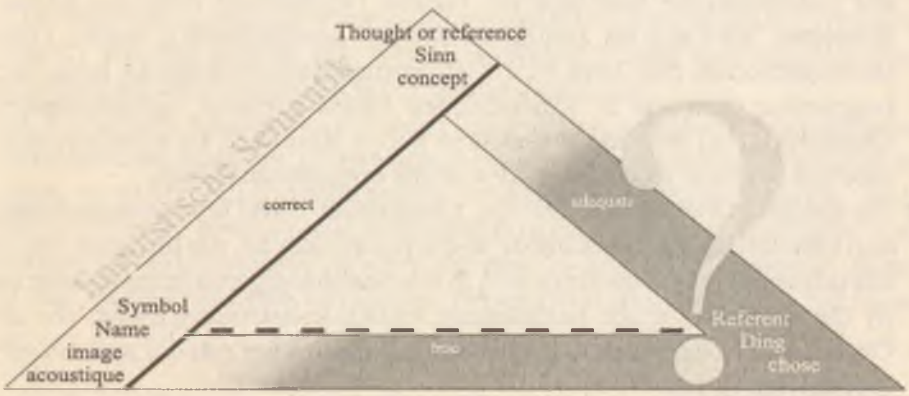


Abb. 1: Der Untersuchungsbereich der linguistischen Semantik auf der Grundlage des Basisdreiecks.

Um die in den unterschiedlichen Bedeutungskonzeptionen direkt oder indirekt gemachten Aussagen über „Objektivität" auf ihre Leistung hinsichtlich einer plausiblen Bestimmung und auch Einbeziehung nichtsprachlicher Phänomene überprüfen zu können, reicht eine rein sprachwissenschaftliche Betrachtung nicht mehr aus, bedarf es der in Anmerkung 2 skizzierten, interdisziplinären Methodenerweiterung. Die gängigen linguistischen Aussagen/Termini zu diesen außersprachlichen Entitäten (‚Denotat', ‚außersprachliche Wirklichkeit', ‚Signifié', ‚Chose', ‚außersprachliche Sachverhalte' etc.) erweisen sich oftmals als unscharf bis trivial, sind allenfalls linguistisch intern brauchbar. Somit steht als nächster Schritt an, das in diesen sprachwissenschaftlichen Termini zwar angedeutete, aber nicht explizierte und logisch erörterte Phänomen „Objektivität" als interdisziplinär fassbaren Arbeitsbegriff zu formen. Ich unterscheide im Weiteren

1) hinsichtlich der a) ‚individuellen Objektivität' (konstruktivistisch-neurobiologisch determiniert) und b) ‚Subjektivität' (in der positivistischen Auslegung verstanden als Gegensatz zu Objektivität im Sinne von 3a)). Wie wir im Weiteren sehen werden, wird einer der beiden Begriffe logisch überflüssig, denn wenn das biologisch-kognitiv determinierte Wahrnehmungs- und Informationsverarbeitungssystem Mensch systembedingt individuell sein sollte, dann kann es keine beweiskräftige (versprachlichte) Erkenntnis für Objektivität im Sinne von 3) geben und wenn der (sprachliche) Nachweis „absoluter Objektivität" gelingen soll, dann kann diese nicht willkürlich-subjektiven Schwankungen (z.B. in der Sprachverwendung) unterworfen sein,
2) hinsichtlich der überindividuellen, aber relativen oder ‚sozialen Objektivität', die Plausibilität besitzt für beide Phänomene aus 1), sowohl für die konstruktivistische Hypothese der individuellen Objektivität, als auch für die positivistische Subjektivität. Soziale Objektivität stellt ein konventioniertes, aber nur im Zeit-Raum-Kontext gesellschaftlich valides Orientierungsmodell dar, und ihre Notwendigkeit/Berechtigung liegt darin begründet, dem aus 1) abzuleitenden Chaos maximal individualisierter Objektivität(en) (so viele Wahrheiten wie es Menschen als wahrnehmende lebende Systeme gibt) ordnend = sozial entgegenzuwirken.
3) die absolute Objektivität, schlicht: ‚Objektivität'. Zwei Erscheinungsformen von Objektivität sind vorstellbar, a) die positivistische, die im Sinne von 1b) ich-unabhängig und im Sinne von 2) wir-unabhängig existieren müsste und b) die neurobiologisch hergeleitete, radikal-konstruktivistische, die eine Objektivität in der Negation wäre und identisch wäre mit der individuellen Objektivität in 1a).

An dieser Stelle ist eine methodologische Bemerkung notwendig: Auch wenn die bisherige, v.a. aber die folgende Argumentation schon teilweise auf der Basis RK-kompatibler Termini aufgebaut ist, befinden wir uns noch nicht in der Logik streng autopoietischer Systeme, wie sie radikal-

[illegible]

konstruktivistisch beschrieben werden (vgl. später verwendete Termini wie ‚Input', ‚Umweltreiz', ‚umschaffen', die biologisch-konstruktivistisch nicht plausibel sind). Für die folgenden Überlegungen zu sprachlichen wie nicht-sprachlichen Dimensionen für den Objektivitätscharakter semantischer Beschreibungen gilt, dass ihre Argumentstruktur durchaus noch eine positivistisch postulierte, objektive Realität (3a) rechtfertigen würde, einen existierenden Reiz und seine von subjektiver sinnlicher Wahrnehmung, Kognition und Erkenntnisprozessen unabhängigen Erscheinungs-/Seinsform.

2.2. Der Glaube an das Wort – Grundelement menschlicher Sozialisierung?

> Die 'Richtigstellung der Namen' lief [bei Konfuzius: U.L.] am Ende auf eine 'Richtigstellung der Verhältnisse' hinaus, der Name wurde zur Vorschrift für die Wirklichkeit. (Moritz 1990: 51)

Da ich in diesem Aufsatz – um der Objektivität Willen! – sowohl der positivistischen wie der konstruktivistischen Objektivitätsauffassung Raum geben möchte, möchte ich mich zuerst auf die soziale Objektivität (2) konzentrieren, da sich die Postulierung einer sozialen Realität für beide Ansätze gleichermaßen begründen lässt, somit ein neutraler Ausgangspunkt ist. Vorweg sei angemerkt: Auch wenn es durchaus mein Ziel ist, den Leser an der sprachlich determinierten, normativen Kraft das Faktischen zweifeln zu lassen, so zeigt sich doch in diesem Kapitel, dass den Wortbedeutungen, auch wenn ihnen am Ende der Anspruch auf Beschreibung einer wie auch immer gearteten Objektivität (3) streitig gemacht werden sollte, mit der Herstellung sozial kontextualisierter Beziehungen eine wesentliche Leistung zukommt.
Dass Wortbedeutungen das Potential einer soziale Objektivität schaffenden Instanz besitzen könnten, deutet sich in obigem Zitat bereits an. Wir kommen später in einer philosophischen Diskussion darauf zurück. Auch entsprechende evolutionsbiologische, neurowissenschaftliche und memetische[3] Erkenntnisse möchte ich erst im Anschluss erörtern. Zuerst soll das Verhältnis Sprache–soziale Objektivität anhand eines Szenarios

---

[3] **Memetik**: Von Richard Dawkins und Susan Blackmore vertretene Theorie über Meme – einfach oder in komplexer Form – als Entitäten kultureller Vererbung. Meme sind „soziale Gene", die, eigenständigen Replikatoren gleich, über Imitation oder Traditionsbildung soziale Strategien (Mode, Beifall spenden, Sprache, Dialekt, Lieder, Tänze, Rechtsordnung, Demokratie, Religion etc.) steuern und über die geschlechtliche Partnerwahl genetisch verankern (Blackmore 2000).

veranschaulicht werden, welches die Konsequenzen eines Nicht- oder nur ansatzweisen Vorhandenseins von Symbolbedeutungen auf die Gruppenbildung, die Sozialisierung von menschlichen Individuen hätte. Werfen wir hierzu einen Blick auf zwei „Sozialgemeinschaften" aus Michael Endes „Die Unendliche Geschichte", die hypothetisch aufzeigen, wie unsozial, ja unmenschlich eine Welt wäre, die ohne versprachlichte Bedeutungen auskommen müsste: Einmal die „Alte Kaiser Stadt", Verkörperung des sinnentlehrten Chaos, in der es keine Sprache und damit keine Bedeutung mehr gibt und dann die Korbstadt „Yskál", in der Sprache zwar existiert, von ihren Bewohnern aber, „den Gemeinsamen", als störend, wenn nicht gar überflüssig empfunden wird. In beiden Fällen sind die Menschen zum Schweigen verurteilt. Die Unmöglichkeit, Unterscheidungen zu treffen, die darin begründet liegt, dass für die Bewohner der „Alten Kaiser Stadt" durch den Verlust jeglicher Erinnerung – und damit auch Zukunft – nichts mehr Gewicht, Bedeutung eben, hat, führt dazu, dass diese zu anderen Menschen über die eigene Wahrnehmung keine verbindlich kategorisierende Mitteilung mehr machen können (Ist das der Zustand bei Alzheimer-Kranken?[4]). Was es in Letztkonsequenz bedeutet, nicht mehr nachvollziehbar unterscheiden, werten, kategorisieren zu können, zeigt sich auch an dem zwar geschäftigen, wiewohl gänzlich sinn- und ziellosen Treiben in dieser Stadt. Anders das Leben in „Yskál", das auf den ersten Blick menschlicher wirkt, in dem aber der mögliche Gebrauch von einer (rudimentären) sozialen wie sprachlichen Unterscheidungs-/Kategorisierungskompetenz interessanterweise gerade das eigene Fort- und Weiterkommen behindern würde. In der sozialen Utopie „Yskál", in der alle gleich sind und nur durch gemeinsame Willensleistung ihr Ziel erreichen, sind der Einzelne und seine vom Überindividuellen abweichenden Empfindungen nicht gefragt und überflüssig: Stirbt er, so wird sein Fehlen als relevanter Unterschied zum Vorzustand weder empfunden noch versprachlicht. Das Wort *ich* ist tabu und mithin entfällt auch die Notwendigkeit und Berechtigung, sich selbst als Unterscheidungsinstanz zu begreifen und die persönliche Sichtweise der Dinge als Individualisierungskriterium zu versprachlichen.

In einem Vorgriff auf spätere Argumente (siehe 2.3.) stellen wir eine erste Beziehung zwischen „Ich" und „Objektivität" her, um die Bedeutung von „sozial" besser zu verstehen. Möglicherweise stehen nämlich die Bewohner der „Alten Kaiser Stadt" und „Yskáls" gerade durch den

[4] Zur Entwicklung sozialer, kultureller Strategien bedurfte es nach Damasio (2001: 344f) einer spezifischen Gehirnstruktur, die neben anderen Voraussetzungen auch „Erinnerungen an die Zukunft" repräsentierte. Genau diese Strukturen aber gehen bei dem unter Alzheimer verstandenen Krankheitsbild verloren.

Verlust des Individuellen[5] dem Phänomen Objektivität (3) als einer nicht mehr sozial konventionierten Objektivität (2) näher. Gerade neurobiologische Untersuchungen zeigen dabei, dass Sprache als biologisch-kognitives (und weniger als linguistisches) Phänomen immer wieder im Schnittpunkt steht zwischen Selbst-Wahrnehmung (Ich-Erkenntnis) und Wir-Organistion (Ich-Positionierung). Plausibler Kausalzusammenhang: Die kreative Wir-Organistion, das bewusste Eingreifen in Strukturen zur Gruppenbildung, ist ebenso an Sprache gebunden wie die Selbstreflexion als Unterscheidung des Ich vom Anderen. Sie bleibt demzufolge nur hochentwickelten Lebensformen vorenthalten (Damasio 2001[6], Kandel & Schwartz & Jessell 1996, Maturana & Varela 1987). Gerade in der Interpersonalität einer individuumbezogenen Kommunikation von Ich zu Ich – dem kognitiv entscheidenden Kriterium natürlicher Sprachen – sehen Kandel, Schwartz und Jessell (1996: 650) ein wesentliches und kognitiv-graduierendes Kriterium bei der Qualifizierung der unterschiedlichen Kommunikationsformen bei Lebewesen.

Die menschlich fremd anmutende, irrsinnige bis liebloskalte Welt des sprachlosen Lebens in diesen beiden Städten symbolisiert also nicht etwa ein „beredtes Schweigen", ein stilles Bewusstsein des Nichtgesagten, sondern tatsächlich das Nichtvorhandensein individueller, sprachlich formulierbarer Inhalte. Ohne diese Inhalte verfügen diese Menschen aber auch nicht mehr über eine soziale, d.h. über sprachliche Bedeutungen geregelte und konventionierte Realität, sondern leben in einer sprachfreien und daher auch „zweifelsfreien" Welt, befreit von der Relativität lexikalischer Bedeutungen, sicher und zufrieden eingebettet im unhinterfragten/unhinterfragbar gewordenen Zustand der individuum-unabhängigen Gegebenheit ihrer Lebensumstände. Halten wir, im Vorgriff auf spätere Erkenntnisse, fest:

1) Wenn Sprache nicht oder nur rudimentär existiert, ist dem Individuum eine entscheidende Möglichkeit genommen, sich innerhalb einer Struktur als einzigartiger, unersetzlicher Beitrag zu verstehen und zu positionieren (zum kausalen Zusammenhang Sprache–Individuum mehr in 2.3.).
2) Wenn das Individuelle als wesenhafte Komponente einer Struktur/eines Organismus überhaupt fehlt, entfällt auch der Zwang, überindividuelle,

---

[5] Nicht zu verwechseln mit „Persönlichem", „Persönlichkeit". Dass eine läsionsbedingte/neuronal bedingte dramatische Veränderung der Persönlichkeit, des Denkens und Fühlens, mit einer gänzlich intakten Sprachbeherrschung kombiniert bleiben kann, dokumentiert Damasio (Damasio, A. R. (2001[6]): *Descartes' Irrtum*. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München).

d.h. soziale Regeln, Normen, Definitionen etc. festzulegen. Weil das Individuelle nicht mehr bewusst ist und/oder sozial sanktioniert wird, verkümmern nach und nach Fähigkeit wie Verlangen, das Eigene als bedeutungsvollen und relevanten Unterschied kommunikativ herauszustellen.

Wechseln wir nun den Blickwinkel. Bisher verfolgten wir hypothetisch, wie sich der Verlust von Sprache als Sozialfaktor auf das Verhältnis Individuum–Objektivität auswirken könnte. Doch gerade in der Schaffung sozialer Realität liegt auch ein faszinierender biologischer Erklärungsansatz, wie es überhaupt zur Entstehung menschlicher Sprache mit konventionierten Bedeutungen kommen konnte. So ließe sich die Entwicklung von Sprache und bedeutungstragenden Zeichen erklären als kognitiv-biologisches Korrelat zur Evolution des Bewusstseins um die eigene Individualität, des Seins als Ich. Offen bleibt, was zuerst da war: Bildeten sich bei unseren Vorfahren zuerst zwischenmenschliche Bereiche mit sozial wirkenden/korrigierenden Strategien heraus, die dann zu einem kognitiven Zugriffsinstrument für die Selbstwahrnehmung (Sprache und Bedeutung) führen mussten, oder entwickelten sich zuerst, genetisch etwa, kognitive Strukturen, die die Selbstwahrnehmung als Individuum überhaupt ermöglichen konnten und dann das Bedürfnis nach sozialer Verträglichkeit, nach konventionierter Gruppenbildung aufkommen ließen?
Im reflektierenden Eingriff des Menschen als sich als subjektive Existenz wahrnehmendes Lebewesen in das reflexartig-verlässliche, eineindeutige Indexsystem tierisch-instinktiver Kommunikation könnte ein Ansatz liegen. Im Übergang vom indexikalisch-instinktiven Tierlaut zum (sprachlichen) Zeichen[6], vom monosemierten und daher unmissverständlichen Reiz-Reaktions-Indikator also zum bewusst eingesetzten, vom Individuum kreativ bearbeiteten und damit konnotierten[7], polysemierten Symbol mit anfangs zwar nur individuell festgelegter, später aber von der Gemeinschaft allgemein übernommener lexikalischer Bedeutung, liegt vielleicht ein Schlüssel zum Gewinn der Ich-Erfahrung, teuer erkauft aber mit dem Verlust der Sicherheit durch das Erfahren Ich-unabhängiger Wahrheit.
Ob wir das Problem nun betrachten aus der Perspektive des Verfalls (Verlust von funktionierender Sprache hat Verlust von Individualität zur Folge) oder aus der Perspektive der Entstehung (weil das Individuum zu einer kognitiven Größe wurde, entstand Sprache als adäquate Kommunikationsform bzw. umgekehrt): Individuell und sozial bedingen einander, das eine existiert ohne das andere nicht. Das sieht man auch in neurobiologischen Dokumentationen

[6] Vgl. hierzu die interessanten Gedanken zu Sprache als Phänomen der Dritten Art bei Rudi Keller (Keller, R. (1994²): *Sprachwandel*. Tübingen).
[7] Zu Sprache als Konnotationsinstrument ohne Denotatsbezug vgl. auch 2.3.2.

so, die dem Bedürfnis des Individuums nach Positionierung des Ichs innerhalb einer Gemeinschaft einen entscheidenden Wert bei der Einschätzung des biologischen Entwicklungsgrades der speziesbedingt verschiedenen Formen des Zusammenlebens in Gruppen beimessen:

> Bei einigen Arten [...], bei denen Gedächtnis, Denken und Kreativität begrenzt sind, gibt es dennoch Ausprägungen komplexen Sozialverhaltens, dessen neuronale Steuerung angeboren sein muß. Insekten [...] liefern eindrucksvolle Beispiele für soziale Kooperation [...]. Offensichtlich besitzt der Mensch etliche dieser angeborenen Mechanismen, von denen einige wahrscheinlich die Grundlage für manche der vom Menschen verwendeten ethnischen Strukturen sind. Allerdings müssen die komplexeren sozialen Konventionen und ethischen Strukturen, nach denen wir leben, kulturell entstanden und dementsprechend weitergegeben worden sein. [...] Wahrscheinlich sind sie von Individuen entwickelt worden, deren Fähigkeit, die Vergangenheit zu erinnern und die Zukunft zu antizipieren, einen bemerkenswerten Entwicklungsstand erreicht hatte [...]. (Damasio 2001[6]: 344)

Fest steht aber auch: Angeborenes kommunkatives Verhalten (z.B. „Bienensprache"), dessen Stabilität von der „genetischen Stabilität der Spezies" abhängt und nicht von der „kulturellen Stabilität des sozialen Systems", in dem Kommunikation stattfindet, bildet keinen sprachlichen Bereich (Maturana 1987: 225). Den neurobiologischen Argumenten für die Plausibilität einer Mittlerrolle der Sprache auf dem Weg von instinktiv-gruppenhaften zu konventioniert-sozialen Strukturen folgen evolutionsbiologische. Demnach ersetzt Sprache „die soziale Fellpflege", indem sie große soziale Gruppen zusammenzuhalten hilft, bzw. trug über symbolische Kommunikation zur Verbesserung von Jagdmethoden und Gruppenverteidigung bei (Blackmore 2000: 80). Im Sinne der oben gestellten Frage, ob Selbstwahrnehmung den entsprechenden Sozialstrategien vorausging, gibt Maturana (2000: 56f) eine Antwort, für den jedes Lebewesen als geschlossenes System nicht nur ein Individuum ist, sondern dessen Selbstwahrnehmung bereits eine Schöpfung des eigenen Systems ist. Für die Entstehung polysem angelegter Symbolsprachen war „die selbständige, rekursive Ausdehnung des Interaktionsbereiches des Organismus" in Form von geselligem Verhalten oder Werkzeugbenutzung eine selektive Grundlage für die biologische Herausbildung eines Orientierungsverhaltens zur Interaktion[8].

---

[8] Sprache = Orientierungsverhalten zur Interaktion: Orientierung (über Kommunikation) wird hier konstruktivistisch verstanden als kognitiver Gegensatz zu der auch sprachwissenschaftlich mehrheitlich übernommenen Standardauffassung, wonach das Gedächtnis ein mentales Abbildungs-/Repräsentationssystem ist, dessen Resultate wir versprachlichen.

Noch weiter geht die Memetik (Blackmore 2000: 80f), die Sprache gar nur als Nebenprodukt einer memetischen Strategie zur Erhaltung/Stabilisierung einer vorteilhaften sozialen Realität versteht und Sprache „durch die aus ihr resultierenden Überlebensvorteile für Meme [erklärt]". Evolutionär am besten behaupteten sich, wie bei jedem Replikator, die Meme mit hoher Fruchtbarkeit, Kopiergenauigkeit und Langlebigkeit, mit direkten Konsequenzen für die Gene. Denn „die besten Imitatoren (die sprachgewandtesten Leute) [hätten] den höheren Status erlangt, die besten Geschlechtspartner gewonnen und die meisten Nachkommen gezeugt." Und, als Schlussfolgerung:

> Die erfolgreichen Laute – als Grundlage der gesprochenen Sprache – trieben die Gene mit der Zeit dazu, ein Gehirn zu schaffen, das gerade diese speziellen Lautäußerungen gut kopierte. So entstand die menschliche Sprachfähigkeit.

Verlassen wir nun die neurobiologische Ebene und wenden uns, unter Beachtung dieser Argumente allerdings, kurz einer philosophischen Sichtweise zu. Einen wertvollen Hinweis auf das Erzeugen sozialer Objektivität durch sprachliche Bedeutungen erhalten wir im Höhlengleichnis von Platon. Es zielt in die oben beschriebene Richtung, beschreibt das menschliche Dasein als einen nicht der Wahrheit entsprechenden, aber immerhin plausiblen und daher funktionierenden Kompromiss, der dem Menschen als Gefangener seiner Wahrnehmung – und deren Versprachlichung – wenigstens die Chance belässt, sich sozial wie intellektuell in seiner erkenntnistheoretischen Falle einzurichten – und zu überleben. Leben mit allem, was dazugehört, mit seinen individuellen Rechten und sozialen Pflichten, mit seinen Gestaltungsspielräumen und festen Grundsätzen, mit seinen Freuden und Leiden, Erfolgen und Niederlagen – aber ohne Anspruch auf kategorische Wahrheit und Letzterkenntnis. Was dieser funktionierende weil soziale Kompromiss letztendlich konkret bedeutet, wie praktisch und bequem er sich für das alltägliche menschliche Zusammenleben gestaltet, hat ein Philosoph aus einem anderen Kulturkreis anschaulich beschrieben. Konfuzius verrät in den „Lun-yu", in einem Dialog, der die Richtigstellung der Namen, „zheng ming", zum Inhalt hat:

> Stimmen Namen und Begriffe nicht, so ist die Sprache konfus. Ist die Sprache konfus, so entstehen Unordnung und Mißerfolg. Gibt es Unordnung und Mißerfolg, so geraten Anstand und gute Sitten in Verfall. Sind Anstand und gute Sitten in Frage gestellt, so gibt es keine gerechten Strafen mehr. Gibt es keine gerechten Strafen mehr, so weiß das Volk nicht, was es tun und was es lassen soll. Darum muß der Edle die Namen und Begriffe korrekt benutzen und auch richtig danach handeln können. (Moritz 1990: 49f)

In dieser konservativ-revolutionären Theorie, die den Schritt nach vorne wagt, um das Alte zu bewahren, beschreibt Konfuzius mit entwaffnender

Ehrlichkeit die durch die normativ-ordnende Kraft sprachlicher Benennungen „geschaffene" Realität eines wie auch immer politischen, hierarchisierten und damit sehr menschlich sozialisierten Daseins. Für uns entscheidend ist, dass Konfuzius in seiner vielleicht etwas eigennützigen Interpretation der Macht des Wortes zu erkennen gibt, was es mit Sprache wahrheitssemantisch wirklich auf sich hat und was später psycholinguistisch so formuliert werden sollte:

> Wir sind in der Lage, Vorgänge im Gehirn unserer Mitmenschen mit unglaublicher Präzision zu beeinflussen. [...] Indem wir einfach mit dem Mund Geräusche erzeugen, können wir zuverlässig und präzise neue Gedankenkombinationen in der Geisteswelt anderer Menschen entstehen lassen. (Kandel & Schwartz & Jessell 1996: 648, zitiert nach Pinker 1994)

Diese neurolinguistische, noch nicht aber konstruktivistische Formulierung führt uns auch wieder zurück in Platons „Höhle der Erkenntnis": Unsere Fähigkeit zu Kreativität, ja unser menschgewordener Zwang zur kreativen Gestaltung wie zur Sebstwahrnehmung als Individuum – mit Sprache als kognitiver Entsprechung – verwehrt uns gerade den Zugang zu objektiven, kategorischen Erkenntnissen. Wenn Wörter ‚beeinflussen', etwas ‚entstehen lassen', ‚kreatives Potential' besitzen, aber auf jedes Individuum andere ‚Wirkung haben', dann können sie objektive Bedeutung lediglich sprachimmanent, d.h. systemimmanent besitzen – und das ist die relative, soziale Objektivität (2). Objektiv (3a) im Sinne einer Stellvertreterfunktion, Verweisfunktion oder gar Beweisfunktion sind sie nicht. Anders formuliert: Wenn Konfuzius sich in der Lage sieht, die alte Sozialordnung über eine Rettung der „ursprünglichen" Bedeutung der normgebenden Wörter – und diese Bedeutung war ja wiederum nur sprachimmanent/sozial eine objektive – wiederherzustellen, dann ist weder die reale Erscheinungsform dieser Sozialordnung noch ihre lexikalisch-semantische Versprachlichung etwas Gegebenes, sondern Gemachtes. Ihren fatal konkreten Ausdruck findet diese These in der periodisch wiederkehrenden menschlichen Erscheinung, dass sich eine größere Anzahl von Individuen einer Gemeinschaft ungewollt wortgemachten, demagogischen Realitäten unterwirft, in Verwechslung sozialer, damit aber relativer Objektivität mit Objektivität (3a) oder – noch erschütternder – in dem Gefühl geistiger Ermüdung, überfordert vom ständigen „Sich-Ein-Eigenes-Bild-Machen", in der bewussten Bereitschaft, das Ich aufzugeben und sich in die beruhigende Scheinsicherheit verbindlicher Wort-Wahrheiten zurückzuziehen.
Und so könnte das alttestamentarische Bild der Vertreibung aus dem Paradies nichts anderes sein als der Ausdruck wehmütiger Sehnsucht nach Letztsicherheit gebender Objektivität, die aber am Ende nur über die Aufgabe des sich über Sprache artikulierenden Bewusstseins für das eigene Ich erreicht werden könnte

(der Tod). Der Mensch, verführt durch Evolution, biologisches Driften und Genmutation (die Schlange), belogen durch die Sprache als deren kognitives Korrelat und Resultat, die ihm geschickt vorgaukelt, ein Mittel zur Erkenntnis zu sein (der Apfel) und dabei nur das fatale Mittel zur Selbsterkenntnis ist (das Feigenblatt), gestoßen schließlich in sein unbefriedigendes Dasein, in dem er Spielball der Eitelkeiten einer relativen, sozial korrigierenden und sprachlich determinierten Realität als kleinster gemeinsamer Nenner seiner erkenntnistheoretischen Lebenslüge geworden ist (das Leben).

2.3. Kognitive Kreativität des Individuums und Objektivität

2.3.1. „Ich" und „Objektivität" in der positivistischen Logik

Einige Leser werden sich an dieser Stelle fragen, warum in den bisherigen Betrachtungen zu Objektivität die Komponente Objektivität (1), die Subjektivität bzw. die individuelle Objektivität unberücksichtigt, blieb, obwohl wir über die Klärung der sozialen Objektivität schon zwangsläufig an das biologische Ich herangekommen sind. Ich möchte aber das plausible Phänomen einer Ich-determinierten Objektivität (1a bzw. 3b) – der Kausalzusammenhang, dass bei Wegfall von Objektivität (3a) automatisch auch Subjektivität (1b) logisch zur Disposition stehen muss – konkret über die neurobiologische Theorie des autopoietischen Konstruktivismus fassen (siehe 2.3.2.). Hierzu müssten wir aber in der strengen Logik der Autopoiese argumentieren, d.h. den bisherigen Kompromiss zwischen positivistischen und biologisch-konstruktivistischen Argumenten aufkündigen. Für die Entscheidung, den Komplex Subjektivität/individuelle Objektivität erst an dieser Stelle zu behandeln, spricht zudem, dass es vorab noch einer Erklärung dafür bedarf, warum der Mensch, offensichtlich durchaus im Bewusstsein der Ich-Falle, die seinem Denken und Tun kategoriale Verbindlichkeit verwehrt, so oft ausgerechnet über Wort und Bedeutung Zuflucht zu vorgeblich Ich-abstrahierter Objektivität sucht.
Veranschaulichen wir nun unser Problem an einem Sprachbeispiel. Hierzu müssen die in Frage kommenden bedeutungstragenden Lexeme allerdings differenziert werden hinsichtlich

1) des Stabilitätscharakters ihrer Bedeutungsstruktur in Bezug auf willkürliche Eingriffe menschlicher Kreativität,
2) des Grades und der Art des Objektivitätsanspruchs, der in den Semen, den als linguistisch beschreibbar aufgefassten Bedeutungsentitäten, repräsentiert ist sowie
3) der durch sie gemachten Aussage über das objektive Sein. (Gibt es, z.B. in Wörterbüchern, semantische Vor-Festlegungen zu Gunsten einer positivistischen Objektivitätsauffassung?)

Wie bei Konfuzius anschaulich dargelegt, sind Wortbedeutungen, intendiert oder als Phänomen der Dritten Art (Keller 1994²), dynamisch, potentiell instabil, manipulierbar. Das bedeutet nichts anderes, als dass eben durch den willentlichen Eingriff in die Bedeutungsstruktur eines Wortes soziale Realität nicht nur beschrieben, sondern kreiert werden könnte (Demagogie). Es bringt uns also aus diesem Grunde nichts, mit beliebigen autosemantischen Wortbeispielen zu operieren, da mit ihrer potentiellen Beliebigkeit gerade der Anspruch auf objektive Beweishaftigkeit verwirkt ist (das gilt für Konkreta wie *der Tisch* ebenso wie für Abstrakta der Art *Menschenrechte*, *das Böse*).

Einer anderen Kategorie zuzurechnen sind sprachliche Beschreibungen „geglaubter" Phänomene. Selten ist dem Zweifel über die Verweisauthentizität semdeterminierter Benennungseinheiten logisch zwingender Ausdruck verliehen worden als in dem Versuch, dem Phänomen „Gott" im jüdischen Glauben sprachlich gerecht zu werden. Der Trick: Da kein Name passend erscheint, um Gott angemessen zu beschreiben, werden ihm potentiell unendlich viele Namen gegeben, die ihn so dem Semkorsett jedweder natürlicher Sprache entheben würden. Das sprachlich zweifelsohne reizvolle Beispiel *Gott* als Prototyp eignet sich insofern aber nicht, als die geglaubte, sprachlich aber als Sachverhalt formulierte Feststellung, etwas befände sich außerhalb menschlich – und damit sprachlich – fassbarer Dimensionen, keinen Beweis über den objektiven Zustand/Verbleib des Beschriebenen an sich zulässt. Insofern unterscheidet sich *Gott* wahrheitssemantisch nicht von *Außerirdischer*, und nicht umsonst gleichen oftmals die Visualisierungsversuche des Göttlichen wie des Außerirdischen unwillentlich Karikaturen des Menschlichen.

Es bleibt also nichts anderes übrig, als an die Bedeutungsstruktur solcher versprachlichter Einheiten zu gehen – und das müssen Abstrakta sein – deren Seme sie als nicht oder nur beschränkt dem kognitiven Kreativitätsprozess unterworfen ausweisen, Wörter also, die ein vom System Mensch unabhängiges und gleichzeitig durch das System Sprache nicht verfälschtes Sein beinhalten und – unbewiesen wohlgemerkt – voraussetzen. Angenehmer Nebeneffekt: Indem wir solchermaßen semantisch „maximalobjektive" Entitäten plausiblen kognitv-biologischen Aussagen über Objektivität gegenüberstellen, ihren potentiellen wahrheitssemantischen Gehalt bzgl. eines existierenden Verhältnisses zwischen Symbolbedeutung und „außersprachlicher Wirklichkeit" ermitteln, lassen sich automatisch begründete Rückschlüsse auf den Authentizitätsgehalt aller anderen lexikalischen Bedeutungen ziehen.

wis|sen [...] **1.** *durch eigene Erfahrung od. Mitteilung von außen Kenntnis von etw., jmdm. haben, so daß man zuverlässige Aussagen machen, die betreffende Sache wiedergeben kann* [...]

Wahr|heit [...] **1.a)** *das Wahrsein; die Übereinstimmung einer Aussage mit der Sache, über die sie gemacht wird* [...] **b)** *der wirkliche, wahre Sachverhalt, Tatbestand* [...] **2.** (bes. Philos.) *Erkenntnis (als Spiegelbild der Wirklichkeit), Lehre des Wahren* (1a) [...]

ob|jek|tiv [...] **1.** *Unabhängig von einem Subjekt u. seinem Bewußtsein existierend; tatsächlich* [...]

(Duden Deutsches Universalwörterbuch 1989)

Wissen Wahrheit, *objektiv*: starke Wörter, die in ihrer semierten Schärfe vordergründig eine Sicherheit verleihen, die den Menschen zu einschneidenden Eingriffen und Veränderungen in sein Lebensumfeld verleitet, ja geradezu zu ermächtigen scheint. Sobald *ich weiß, dass (...)* verbalisiert wird, hat dies ernste Konsequenzen für die daraus abgeleiteten Handlungsmuster: Sie scheinen besser, begründeter, wertiger, objektiver zu sein als andere – und sind doch, wie zu beweisen sein wird, allenfalls plausibel, noch nicht einmal plausibler.
Wahrheit und *Objektivität* sind dabei, auch geistesgeschichtlich betrachtet, die anspruchsvolleren Ausdrücke, mit denen der Mensch auf der Suche nach Ich-abstrahierten Entitäten operiert, inflationär verwendete Alltagsbegriffe wie *tatsächlich*, *wirklich*, *Fakt*, *absolut*, *in jeder Beziehung*, oder *real* verblassen demgegenüber. In dem offensichtlichen Bedürfnis nach Ich-unabhängiger Validierung von Gedanken und Handlungsmustern steckt gebündelt die Paradoxie der ‚Kreativität', d.i. Gestaltungsfähigkeit und Gestaltungswilligkeit, die dem lebenden System Mensch zwar einerseits einen entscheidenden Vorsprung vor konkurrierenden Systemen verschafft, andererseits aber sein ureigenes Dilemma darstellt: „Die Suche nach Objektivität oder der Kampf um ein zwingendes Argument" (Maturana 2000: 226). Doppelt interessant: Kreativität markiert nicht nur einen entscheidenden Unterschied bei der Betrachtung der verschiedenen Erscheinungsformen lebender Systeme selbst, sondern auch ihrer Kommunikationsformen. So geht man (positivistisch) mit Humboldt davon aus, dass ein wesentlicher Unterschied zwischen natürlicher Sprache und bspw. Tiermodellen für Sprache u.a. in der (menschlichen) Fähigkeit liegt, die Welt über Sprache in das Eigentum des Geistes umzuschaffen. Diese Aussage verweist wieder auf obige Aspekte von Kreativität, bedingt doch ‚umschaffen' den Vorgang/das Ergebnis einer Veränderung eines Systems durch Interaktion mit einem anderen System. Demnach impliziert diese Aussage, dass der Mensch – seiner selbst bewusst, in Reflexion und nicht nur Reaktion auf einen Umweltreiz (oder Interaktionsreiz) – zu einem gestalterischen Eingriff in einen situierten Kontext fähig, willig, ja gezwungen ist. Bei dieser Interaktion werden Ich-freie Inputs (bspw. ein Wort, eine Berührung, ein Bild etc.), die zum Zeitpunkt der Interaktion auf das eine System einwirken,

durch neuronale, kognitve Mechanismen verarbeitet. Und ebenso wie vorher ‚beeinflussen' und ‚entstehen lassen' oder ‚umschaffen', so weist nun ‚verarbeiten' auf eine Transformation, eine Abänderung des Originalzustandes hin. Fazit: Bereits mit der systemabhängigen Wahrnehmung, nicht erst mit der Dekodierung und damit der Umwandlung von Input zu Information, wird der Ich-freie Input seiner Neutralität beraubt und durch Kontextualisierung mit dem Ich zu einer subjektiven, weil kreierten Entität. Diese kognitiv-biologischen Erkenntnisse ergeben für eine positivistische Objektivitätsaussage folgende Unstimmigkeiten: Wenn

1) jeder Reiz, der auf den Menschen als lebendes System trifft, bis zum Erkenntnisprozess verschiedene systemtypische, aber individuell konfigurierte Transformationsstufen (bspw. Auge → visuelle Cortici V1–V5 → Arbeitsgedächtnis → Wernicke-Zentrum/Broca-Zentrum) durchläuft, deren letzte dann eine Versprachlichung ist und
2) diese Aussage gleichzeitig für alle lebenden menschlichen Systeme gilt,

scheint es

3) nicht plausibel, dass aus der Summe der individualisierten Einzelwahrnehmungen und Einzelerkenntnisprozesse eine verbindliche, sprachliche Aussage über die ursprüngliche Existenzform des Inputs gemacht werden könnte.

Für die Wörter *Wahrheit* und *Objektivität* (als bedeutungstragende Einheiten mit dem höchsten, sprachlich semierten Objektivitätswert) ergibt sich daraus die Frage, ob deren Bedeutungen, eben weil sie überindividuell, subjektunabhängig semiert sein sollen, wie es obiger Wörterbuchauszug veranschaulicht, nicht schizophren sind, die geforderte Verweis- oder Abbildfunktion auf das entsprechend objektive Außer-Sprachliche (3a) logisch gerade wegen dieser konventionierten Bedeutung nicht zu leisten imstande sind. Ganz abgesehen davon wird keine Aussage darüber gemacht – und jeder vernünftige Mensch hütete sich aus gutem Grund bisher davor – wie ein solches jeweils kognitiv-individualisiertes System auszusehen habe, das berechtigt/kompetent wäre, die Kreationen seines zentralen Nervensystems als einzig verbindlich und anderen objektiv überlegen auszugeben und in sprachlich verbindliche Seme zu fassen.[9] Führt schon diese Erkenntnis

[9] Dies erklärt die nicht enden wollenden, als soziales Korrektiv scheinbar notwendigen, wiewohl stets zum Scheitern verurteilten, unvernünftigen menschlichen Versuche, dauerhafte, dem Zeit-Raum-Kontext enthobene, verbindliche Realitäten über die Überhöhung sozialer, relativer Realitäten zu schaffen (Gottesgnadentum, Blutrache, Ehrenkodex, die 10 Gebote, Koran, naturwissenschaftliche Sätze, Vereinssatzungen, Normen, Pressezensur etc.).

innerhalb einer positivistischen Logik zu ernsten Zweifeln am Objektivitätsanspruch sprachlich formulierter Zustände eines kognitiven Erkenntnissystems, so geht der folgende Ansatz noch weiter, die angebliche Sicherheit für die durch das Wort *wissen* semierten Handlungsmuster gänzlich relativierend:

> Wenn wir sagen, daß wir 'etwas' wissen, dann beziehen wir uns damit nicht auf den Mechanismus des Phänomens der Kognition als eines biologischen Phänomens, wir reflektieren in Sprache, was wir tun. (Maturana 2000: 200)

2.3.2. Die Biologie der Realität – „Ich" und „Objektivität" im biologischen Konstruktivismus

> Wir sind immer schon Beobachter und leben in Sprache, wenn wir anfangen, über die Sprache und unsere Situation als Beobachter nachzudenken. [...] Was immer in der Lebenspraxis des Beobachters geschieht, geschieht in Form von Unterscheidungen durch Sprachhandeln. (Maturana 2000: 158)

Die Kritik an der Logik einer positivistischen Objektivitätsaussage (3a) führt direkt zu einem biologisch-konstruktivistischen Verständnis von Sprache, Mensch und Objektivität. Unter linguistischem Gesichtspunkt als besonders adäquat erweist sich dieser explizit naturwissenschaftliche Ansatz deshalb, weil er die seit Aristoteles gültigen Zentralbegriffe der philosophischen und linguistischen Bedeutungsforschung um eine naturwissenschaftliche Komponente ergänzt und präzisiert. Die Logik des RK und ihre Konsequenzen für eine Bewertung linguistischer, positivistischer Bedeutungskonzeptionen möchte ich anhand der Zentralbegriffe, um die die Diskussion der Biologie der Realität kreist, erläutern. Dabei bleibe ich, unter Beibehaltung der Originalterminologie und der postulierten Kausalzusammenhänge einander bedingender Phänomene, relativ eng am Text (Maturana 2000):

1) ‚Das geschlossene System': Sowohl der Mensch als lebendes, ‚strukturdeterminiertes System', als auch das Netzwerk des Nervensystems sind geschlossene Systeme. Das Nervensystem steht mit seinem Medium, dem Menschen als seinem „Wirt" gewissermaßen, in struktureller Koppelung. Nichts außerhalb des Nervensystems kann das determinieren, was innerhalb des Systems selbst geschieht. Entscheidende Konsequenz: Das Nervensystem als neurophysiologische Komponente der Kognition ist anatomisch wie strukturell nicht in der Lage, mit Repräsentationen, also Abbildern einer Welt außerhalb seiner selbst, zu operieren. Genau das wird aber bspw. in linguistischen Bedeutungskonzeptionen auf der Basis des semiotischen Dreiecks (siehe 2.1.) unkommentiert angenommen und postuliert.

2) ‚Der Beobachter': Gemeint ist der Mensch als lebendes, strukturdeterminiertes System. Der Beobachter ist fähig zu beschreiben und kognitiv autonom festzulegen, welche Einheiten er als von sich selbst verschieden abgrenzt, welche (sprachlich determinierten) Manipulationen oder Beschreibungen er für die Interaktion mit anderen Beobachtern einsetzt. Außerhalb der Lebenspraxis des Beobachters gibt es keine Existenz, die dem Beobachter zugänglich wäre, wohl kann er sich sprachlich so verhalten, als ob er sich von außen betrachten könnte.
3) ‚Die Sprache': Das Lebewesen als geschlossenes, strukturdeterminiertes System hat keine Möglichkeit, hinsichtlich „Außen" und „Innen" zu unterscheiden. Wohl aber verfügt Sprache als ‚konsensuelle Koordination von Handlungen' über die Fähigkeit, solche Unterscheidungen vorzunehmen. Um den stammesgeschichtlichen Ursprung von Sprache mit derartigen Fähigkeiten zu klären, ist ausschlaggebend, dass die biologische Funktion, welche für die Erzeugung natürlicher Sprachen wesenhafte Voraussetzung war, adäquat bestimmt wird. Eine solche Bestimmung war solange nicht möglich, wie Sprache zwar plausibel, geistesgeschichtlich-nachvollziehbar und sozial mehrheitskonform, aber unbewiesen als ‚denotatives' Symbolsystem für die Übertragung von Information aufgefasst wurde. Wäre dem so, so würde die stammesgeschichtliche Entwicklung von Sprache notwendig die Existenz einer Denotationsfunktion vorausgesetzt haben, um daraus ein Symbolsystem zur Kommunikation generieren zu können. Ziel ist es aber gerade, die stammesgeschichtliche Entwicklung eben jener Funktion zu erklären. Hierzu muss erkannt werden, dass Sprache ‚konnotativ' ist, und zwar in dem Sinne, dass sie zwei individuell konfigurierte menschliche Systeme orientiert über die jeweils systeminternen Befindlichkeiten = Realitäten und nicht über Repräsentationen, die sich beide Systeme über eine dritten Partner, die „Realität", machen. Sobald erkannt ist, dass wir mit Sprache kognitiv orientieren und nicht auf selbständige Entitäten verweisen, wird verständlich, dass erlernte Orientierungsinteraktionen auf nicht-sprachlichen, nicht-sozialen Strukturen bauen, die im Laufe der Evolution genau dieses System oben erwähnter konsensueller Interaktionen zwischen Organismen = menschliche Sprache erzeugten (siehe auch 2.2.). So ist das konnotative Verständnis von Sprache eine Voraussetzung für die evolutionsbiologische Entstehung eben der Eigenschaft, welche natürliche Sprachen biologisch primär kennzeichnet. Nachdem geklärt ist, dass Sprache kein denotatives Kommunikationsverhalten, kein Verweis auf mental konstruierte Repräsentationen einer Außenwelt, kein abstraktes Handeln mehr ist, dass irgendwie geartete Objekte/Sachverhalte einer außersprachlichen Realität umschafft, interpretiert, verarbeitet, wird klar, dass Sprache als der kognitive Bereich des Menschen überhaupt erst Voraussetzung für das Hervorbringen von Objekten ist. Menschen existieren daher im Bereich der Objekte, die erst durch das Sprachhandeln hervorgebracht

werden. Sprache ist also eine Voraussetzung für das Begreifen eines Objektes als solches und ohne Sprache gibt es keine Objekte. Nun sind wir Menschen aber selbst Teil einer Welt von Objekten, die wir selbst hervorbringen und über sprachliche Bedeutung erfassen. Somit ist auch unser Ich als der Ausdruck der Individualität des zu Grunde liegenden geschlossenen Systems kein Teil einer faktischen Realität, sondern ein in ständiger Aktivität begriffenes, konstruktives Werden. Die Punkte 4), 5) und 6) als Folge von Sprache sind daher nur über eine Definition von Sprache zu verstehen.

4) ‚Selbst-Bewusstsein': Nur über die Option Sprache kann Selbst-Bewusstsein als Folge einer durch die Beobachter in ihrem Sprachhandeln vorgenommenen Unterscheidung entstehen. Wenn das menschliche Individuum als Ich nur in der Sprache existiert, Sprache aber, als Bereich konsensueller Koordination von Handlungen, gleichzeitig ein soziales Phänomen ist, dann ist auch die Ich-Wahrnehmung ein soziales Kriterium und kein biologisch-anatomisches. Hier haben wir die Bestätigung für die Argumentation aus Kapitel 2.2., wo wir die soziale Realität auch mit der konstruktivistischen Auffasssung verbanden und das Soziale und das Ich in reziproker Beziehung, aber noch ohne eindeutige Ursache-Folge-Bestimmung betrachteten. Hieraus leitet sich eine Erklärung für Sprache als soziales Korrektiv, als soziale Realität (2) schaffendes Instrument ab. Um die individuellen Objektivitäten der unterschiedlichen geschlossenen Systeme zu einem Kompromiss der sozialen Realität zu führen – und nur dieser sichert der ihrer instinktiv-indexikalischen Entscheidungssicherheit beraubten Spezies Mensch das Überleben – bedurfte es der Denotatfunktion als sekundärer Hilfsfunktion.

5) ‚Objekt': Als Folgerung aus 1)–4) ergibt sich für das Objekt, das in der linguistischen Semantik durchaus bedenklich als ‚Denotat' bezeichnet wird, dass seine Entstehung vor dem geistigen Auge wesenhaft

   a) ein konstruktiver Prozess und keine Reflexion – schon gar nicht als Folge einer Reaktion – eines unveränderten Tatbestandes einer außerkognitiven Realität ist und
   b) an die spezifische, individuelle Konfiguration des geschlossenen Systems Mensch gebunden ist und nicht außerhalb dieses individualisierten Systems selbst entstehen kann.

   Diese Feststellungen ergeben eine Bestätigung für die in Abschnitt 2.1. vorweggenommene Einschätzung, dass daher unter konstruktivistisch-biologischen Gesichtspunkten die Trennung von Subjekt und Objekt einer logischen Grundlage entbehrt, mithin hinfällig wird.

6) ‚Objektivität': Lebewesen, deren kognitiver Bereich nicht Sprache ist, kennen keine Objekte, für sie sind demnach Objekte auch nicht Teil ihres kognitiven Bereichs. So entsteht Objektivität in der Sprache als ein Umgehen mit Objekten, welches wir als Beobachter beschreiben können

als Verkettungen von konsensuellen Koordinationen von Handlungen. Vergessen wir dabei den Aspekt der Entstehung von Objekten (durch Sprachhandeln), wirkt es so, als besäßen diese Objekte eine Existenz außerhalb der Sprache. An dieser Stelle schließt sich der Kreis, der Objektivität (3b) mit der individuellen Objektivität (1a) gleichsetzt. Wenn

a) die Fähigkeit des Systems selbst zur Abbildfunktion/Repräsentation existierender Sachverhalte ausgeschlossen werden muss, andererseits
b) die postulierten Sachverhalte erst als das konstruktive Produkt eben dieses Systems interpretiert werden, deren Existenz selbst jedoch von diesem zum „realitätsgetreuen" Abbild strukturbedingt nicht fähigen System abhängt,

dann ist

c) ein Phänomen wie Objektivität (3a) nicht mehr plausibel und
d) auch Objektivität (3b) wäre nur ein motivierter, rein sprachlicher Versuch, das Bedeutungsspotential des Wortes *Objektivität*, also seine konventionierten Seme, zu retten.

3. Auswirkungen auf die linguistische Semantik

Betrachten wir noch einmal die verschiedenen lexikographischen Definitionen zu unseren Beispiellexemen *wissen*, *Wahrheit* und *Objektivität*, die nun aber nicht mehr mit einer Definition des Sachverhalts verwechselt werden dürfen:

zuverlässige Aussagen machen, die betreffende Sache wiedergeben können
die Übereinstimmung einer Aussage mit der Sache, über die sie gemacht wird
der wirkliche, wahre Sachverhalt, Tatbestand
Erkenntnis (als Spiegelbild der Wirklichkeit)
unabhängig von einem Subjekt und seinem Bewußtsein existierend; tatsächlich

Wie wir gesehen haben, bleibt uns das linguistisch formulierte Denotat bzw. die außersprachliche Wirklichkeit für die in den Wörtern *wissen*, *Wahrheit* und *Objektivität* beschriebenen Handlungsmuster als eventuelle Begründungsgrundlage verborgen (in der positivistischen Logik), bzw. besitzen sie, gerade weil es sich um sprachliche Handlungsmuster handelt, keine vom Beobachter-Sprecher unabhängige Existenz (in der konstruktivistischen Logik). Weder positivistisch noch konstruktivistisch ist es uns also möglich, zu den in obigen Semen sprachlich festgelegten Eigenschaften adäquate Verhaltensweisen zu entwickeln, die Authentizitätscharakter beanspruchen könnten. Die Konstruktivisten entgehen dem Vorwurf, Objektivität (2) und Objektivität (3a) logisch nicht auseinanderzuhalten, indem sie – mit und durch Sprache! – plausibel beschreiben, dass die einzige Objektivität, für die ein lebendes System

verbindliche Aussagen machen kann, die individuelle Objektivität (1a) ist, die aber nur über die sprachliche Sekundärfunktion der Denotierung zu einer kommunikativ relevanten, intersubjektiv vergleichbaren, damit sozialen Einheit wird. Für die Positivisten erweist es sich als unüberbrückbares Hindernis, dass die Annahme, das menschliche Gedächtnis arbeite mit Repräsentationen einer von ihm unabhängigen Außenwelt (*betreffende Sache wiedergeben ... Übereinstimmung einer Aussage ... Spiegelbild der Wirklichkeit ... unabhängig von einem Subjekt*) zwar plausibel ist, gleichzeitig aber die Frage aufwirft, welches dieser neuronalen Netzwerke nun die relevante, verbindliche, authentische Repräsentation herzustellen vermag.

Die übereinzelsprachliche Semierung solcher Lexeme wie *wissen* und *Objektivität* in den maßgeblichen linguistischen Wörterbüchern der Sprachen dieser Welt wirft einen bezeichnenden Blick auf das durch die Gesellschaft konventionierte Verständnis. Der semantische Gehalt der das Phänomen Objektivität semierenden Lexeme ist bereits einseitig zu Gunsten von Objektivität (3a) festgelegt. Dies ist sozial, als Mehrheitsentscheidung, durchaus vertretbar, Letzterkenntnis und Objektivität sind aber keine quantifizierbaren – konkreter: keine demokratischen – Phänomene, es gibt deren nur eine, daher ist soziales, also Wir-Interessen bündelndes/bildendes Verhalten irrelevant für die Definition von Objektivität. In der linguistischen Semantik erweist sich die Verwechslung der biologischen Primärfunktion (konnotativ) mit der sozialen Sekundärfunktion (denotativ) menschlicher Sprachen als fatal für die Erklärungsrelevanz der jeweiligen Bedeutungsmodelle:[10] Die jeweiligen linguistisch-methodologischen Reaktionen auf die durchaus erkannte Problematik des Wirklichkeitsbezugs der Bedeutungen sind daher ebenfalls nur im Lichte einer unkommentierten Annahme der positivistischen Objektivitätsaussage verständlich und bewertbar. Ob wir nun behavioristisch-distributionalistisch die Bedeutung als empirisch

---

[10] Auch bei Rapoport (1972), von dem unser Eingangszitat stammt, finden wir die Begriffe ‚denotativ'/‚konnotativ' als Schlüsselbegriffe wieder. Interssanterweise liefert gerade er, ebenfalls aus naturwissenschaftlicher Perspektive, einen Ansatzpunkt, wie eine plausible naturwissenschaftliche Klärung des Verhältnisses Mensch–Sprache–Realität zu einem brauchbaren linguistischen Bedeutungsbegriffs führen kann:

1) äußere Bedeutung:
   a) Synonymität: setzt ein Wort mit anderen Wörtern in Bezug
   b) ‚Denotation': bezieht ein Wort auf das Bezeichnete
   c) ‚logische Konnotation': gibt die Kriterien an, die uns befähigen, die definierte Sache zu erkennen

⇒Die Faktoren a), b), c) erlauben die linguistisch-analytische Untersuchung der Bedeutung, ohne dass mentalistisch, biologisch-kognitiv argumentiert werden müsste.

2) innere Bedeutung: ‚psychologische Konnotation': verbindet die äußere Bedeutung (nicht die außersprachliche Realität!) mit dem konkreten Individuum in der konkreten Sprechsituation

kontextualistisches Phänomen bewerten, ob wir sie als „Gebrauchsbedingungen" auffassen, gar strukturalistisch lediglich als Beziehung zueinander und untereinander definieren unter Ausschluss der umstrittenen Faktoren „Mensch" und „Realität"[11], ob wir sie generativ als Universalien in die Abstraktion einer Hilfs-Formelsprache retten, all diesen linguistischen Bedeutungsmodellen liegt der Trugschluss zu Grunde, in positver oder negativer Reaktion auf eine unbewiesen übernommene, positivistische Konzeption von Objektivität argumentieren zu müssen.
Diesen Schlussfolgerungen müsste ein nächster Arbeitsschritt folgen: Bestehende linguistisch-positivistische Bedeutungskonzeptionen auf der Basis eines konstruktivistisch-biologisch plausiblen Objektivitätsbegriffs (1a) zu validieren, anschließend in ein stringentes System einzuordnen, bzw. ein (integratives) Bedeutungsmodell zu entwickeln, das nicht mehr nur rein sprachwissenschaftlich auf dem Hintergrund einer kulturspezifischen, mehrheitsfähigen Auslegung des relevanten Faktors „außersprachliche Wirklichkeit" im Sinne von (3a) operiert.

Literaturhinweise

Blackmore, S. (2000): *Die Macht der Meme*. In: Spektrum der Wissenschaft 12/ 2000: 74–81.

Bloomfield, L. (2001), *Die Sprache*. Mit einem Geleitwort von André Martinet. Deutsche Erstausgabe. Wien.

Chomsky, N. (1968): *Sprache und Geist*. Mit einem Anhang Linguistik und Politik. Frankfurt am Main.

Coseriu, E. (1978): *Probleme der strukturellen Semantik*. Tübingen.

Damasio, A.R. (2001⁶): *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München.

Geckeler, H. (1971): *Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie*. München.

Kandel, E.R. & Schwartz, J.H. & Jessell, T.M. (1996): *Neurowissenschaften. Eine Einführung*. Heidelberg/Berlin/Oxford.

Keller, R. (1994²): *Sprachwandel*. Tübingen.

Kleiber, G. (1993): *Prototypensemantik*. Eine Einführung. Tübingen.

[11] Vgl. hierzu Coserius (1978) strukturalistisch konsequente, positivistisch-kognitiv wie konstruktivistisch-biologisch so aber nicht mehr aufrecht zu erhaltende Terminologie einer „Trennung des Realen" von der „Unterscheidung des Begrifflichen".

Lakoff, G. (1987): *Woman, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago/London.

Langacker, R. (1971): *Sprache und ihre Struktur*. Tübingen.

Leisi, E. (1971⁴): *Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen*. Heidelberg.

Lyons, J. (1977): *Semantics*. 2 Bde. Cambridge.

Maturana, H.R. (1978): *Biology of Language: the epistemology of reality*. In: Miller, G.A. & Lenneberg, E. (Hrsg.) (1978): 27–63.

Maturana, H.R. (2000): *Biologie der Realität*. Frankfurt am Main.

Maturana, H.R. & Varela, F.J. (1987): *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Bern/München.

Miller, G.A. & Lenneberg, E. (Hrsg.) (1978): *Psychology and Biology of Language and Thought. Essays in honour of Eric H. Lenneberg*. New York.

Moritz, R. (1990): *Die Philosophie im alten China*. Berlin.

Ogden, C.K. & Richards, I.A. (1960¹⁰): *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*. With Supplementary Essays by B. Malinowski and F.G. Crookkshank. London.

Rapoport, A. (1972): *Bedeutungslehre. Eine semantische Kritik*. Darmstadt.

Pinker, S. (1994): *The Language Instinct: How the Mind Creates Language*. New York.

Trier, J. (1931): *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes*. Heidelberg.

Weisgerber, L. (1962³): *Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik. Von den Kräften der deutschen Sprache*. 2 Bde. Düsseldorf.

Whorf, B.L. (1956): *Language, thought and reality*. Selected writings. Hrsg. von Carroll, J.B. New York/London.

Éva Márkus (Budapest)

Besonderheiten im Deklinationssystem des Bairischen (Nomina, Determinative, Adjektive) – am Beispiel der donaubairischen Mundart der Ungarndeutschen

Die Geschichte der Grammatikforschung der ungarndeutschen Dialekte

Die meisten dialektologischen Arbeiten beschäftigen sich mit der Lautlehre, da die Hauptunterschiede zwischen den Dialekten in der Lautlehre bestehen. Mit der Formenlehre, Wortbildungslehre und Syntax beschäftigen sich dementsprechend nur wenige Arbeiten, und es gibt noch weniger, die sich mit der Flexionsmorphologie des nominalen Bereichs – mit dem Hauptanliegen dieses Artikels – befassen. Ich gebe im Folgenden einen kurzen Überblick über die Arbeiten, die von der Morphologie und Syntax der ungarndeutschen Dialekte handeln.

Wortbildungslehre

1. Ferenc Follath: *Szóképzés a budakörnyéki német nyelvjárásban* [Wortbildung in der deutschen Mundart des Ofner Berglandes], Budapest 1941, 76 Seiten. Follath stammt aus Wudigeß/Budakeszi. Er untersucht in dieser Arbeit die Wortbildung der Gemeinden Wudersch/Budaörs, Wudigeß, Kowatsch/Nagykovácsi und Kaltenbrunn/Pesthidegkút im Ofner Bergland. Die Arbeit ist in ungarischer Sprache geschrieben worden. In der Einleitung gibt der Verfasser einen kurzen geschichtlichen Überblick über die vier Gemeinden. Im Weiteren schreibt er über die Wortbildung im Allgemeinen, über die nicht gebildeten Wörter, über drei Wortbildungstypen und über die innere Wortbildung, bei der ein Wort durch eine Veränderung innerhalb des Stammes (Ablaut, Umlaut) oder durch Konversion gebildet wird. Im darauffolgenden Kapitel behandelt er die Wortzusammensetzung: er unterscheidet nominale, verbale und nicht deklinierbare Zusammensetzungen. Im letzten Kapitel beschäftigt er sich mit der äußeren Wortbildung, er unterscheidet zwei Gruppen: die Präfixe, die in erster Linie bei Verben, und die Suffixe, die bei Nomen vorkommen.
2. Antal Tafferner: *Vértesboglár. Egy hazai német település leírása* [Boglar.

Eine deutsche Siedlung in Ungarn], Budapest 1942 (= Német Néprajztanulmányok 2), 205 Seiten. Die Arbeit enthält auch einen Teil, der sich mit Wortbildungslehre beschäftigt (Wiesinger & Raffin 1982: 452).
3. Johann Weidlein: *Die Verkleinerung in den donauschwäbischen Mundarten*, in: Südostdeutsches Archiv 13, 1970, 3 Seiten. (Wiesinger & Raffin 1982: 452).

Formenlehre

1. Johann Weidlein: *A Murgai német nyelvjárás alaktana* [Formenlehre der deutschen Mundart von Murgau], in: Német Philologiai Dolgozatok 42, Budapest 1930, 62 Seiten. Diese Arbeit in ungarischer Sprache versteht sich als Ergänzung zu der lautgeographischen Arbeit von Illés Schäfer über die deutsche Mundart von Kalaznó (Budapest, 1908). In der Einleitung beschreibt Weidlein die Siedlungsgeschichte des Ortes (im Komitat Tolnau) und die der umliegenden Gemeinden, sowie die Unterschiede in der Laut-lehre der Mundarten von Kalaznó und Murga. In der Formenlehre behandelt er folgende Kapitel: das Substantiv (Genus, Kasus, Deklinationstypen), das abgeleitete Substantiv (versch. Typen), das Adjektiv (Deklination, Komparation), das abgeleitete Adjektiv, die Bildung des Adverbs, das Pronomen (ungeschlechtiges, geschlechtiges, adjektivisches und substantivisches Pronomen), das Numerale, das Verb (Genus, Tempus, Modus, Ablaut-Reihen, das Verb *vele*) und das abgeleitete Verb. Am Ende der Arbeit bestimmt er die mundartliche Zugehörigkeit des Ortes (rheinfränkisch). Die Arbeit enthält auch eine deutsche Inhaltsangabe.
2. Ferenc Riedl: *A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana* [Die Formenlehre der deutschen (mittelbairischen) Mundart von Wudersch], Budapest 1933, 100 Seiten. Die Arbeit behandelt die Formenlehre der Mundart von Wudersch in ungarischer Sprache mit deutschem Auszug. Sie soll eine Ergänzung der Lautlehre der deutschen Mundart von Wudigeß (geschrieben von Eszterle) sein. Riedl beruft sich mehrmals auf Eszterles Arbeit. In der Einleitung schildert Riedl die Geschichte des Ortes, die deutsche Ansiedlung, ferner die Unterschiede in der Lautlehre zwischen den Mundarten von Wudersch und Wudigeß. In der Formenlehre behandelt er folgende Wortarten: das Substantiv (Genus, Kasus, Deklinationsklassen, Pluralbildung), das Adjektiv (Deklination, Komparation, Bildung des Adverbs), das Pronomen (ungeschlechtiges, geschlechtiges Pronomen und Indefinita), das Numerale, das Verb (Genus, Tempus, Ablaut-Reihen, die Hilfsverben '*haben*'/*hom* und '*wollen*'/*vöün*). Außerdem zählt er Lehnwörter aus dem Ungarischen auf, und

versucht die bairische Zugehörigkeit der behandelten Mundart aus der Sicht der Formenlehre zu beweisen. Darunter erwähnt er die ersten drei der von mir untersuchten Erscheinungen (s. weiter unten).

3. Rogér Schilling: *Dunakömlőd és Németkér telepítés-, népiség- és nyelvtörténete* [Die Siedlungs-, Volks- und Sprachgeschichte von Dunakömlőd und Németkér], Budapest 1933, mit deutscher Inhaltsangabe. Die Arbeit des Zisterzienser-Lehrers enthält im zweiten Teil eine kurze Formenlehre von 22 Seiten, die folgende Wortarten beschreibt: das Substantiv (Genus, Kasus, Deklination), das Adjektiv (Deklination, Komparation), die Bildung des Adverbs, das Numerale, das Pronomen, das Verb (Tempus, Ablaut-Reihen, Modalverben). Im Anschluss gibt es noch ein Kapitel über die Dialektgeographie: ein ausführlicher Versuch, die Mundarten der beiden Gemeinden im Komitat Tolnau aufgrund der Laut- und Formenlehre in Deutschland einzuordnen, um so unter Einbeziehung der geschichtlichen Daten auf die Urheimat zu folgern. Das Kapitel enthält auch die Übersetzung der Wenker-Sätze in beide Mundarten.

4. Johann Weidlein: *Das pesönliche Fürwort in den donauschwäbischen Mundarten*, in: Südostdeutsche Vierteljahresblätter 21, 1972, S. 180–183. (Wiesinger & Raffin 1982: 452).

5. Maria Stang: *Zur Morphologie und Funktion der modalen Hilfsverben in einer deutschen Mundart Südungarns*, maschinengeschriebene Staatsexamensarbeit, Budapest 1972, 34 Seiten. Die Arbeit ist ein Abriss der Laut-, Formen- und Satzlehre der Modalverben von Bawaz/Babarc im Komitat Branau/Baranya (Wiesinger & Raffin 1982: 170).

6. Paul Schwalm: *Grammatik des Dialektes der Deutschen in Vaskút/ Südungarn* [A Vaskúti németek tájszólásának nyelvtana], herausgegeben von P. Flach und L. Klingl, Neuenstein 1980, 170 Seiten. Es handelt sich hierbei um eine praktische, gut handhabbare, traditionelle Grammatik der Ortschaft Waschkut, deren gemischter Dialekt hauptsächlich aus fränkischen Elementen besteht, aber auch bairisch-österreichische Merkmale aufweist. Die Arbeit besteht aus vier großen Teilen, Phonetik, Wort-, Wortbildungs- und Satzlehre, wobei die Wortlehre mit ihren 107 Seiten den größten Teil der Grammatik bildet. Schwalm beschreibt in der Wortlehre folgende Wortarten: das Verb (Konjugation), den Artikel (Deklination), das Substantiv, das Adjektiv (Deklination, Komparation), das Numerale, das Pronomen (Personal-, Reflexiv-, reziproke, Possessiv-, Demonstrativ-, Interrogativ-, Relativ- und Indefinitpronomen), das Adverb, die Präposition (mit dem Akk., mit dem Dat., mit dem Akk. und Dat.), die Konjunktion und die Interjektion. Die Wortbildungslehre behandelt die Konversion, die Zusammensetzung, die Bildung der Adverbien und sie zählt die Bildungssilben der Substantive, Adjektive

und Verben mit Beispielen auf. In der Satzlehre beschreibt der Autor die Satzarten, die Satzglieder, die Satzverbindung, das Satzgefüge, die Wortfolge, den Satzton und die Satzmelodie.
7. Elisabeth Knáb: *Analyse der passivischen Ausdrucksmittel in einer ungarndeutschen Mundart*, unveröffentlichte Dissertation, Germanistisches Institut der ELTE, Budapest 1993.

Satzlehre

1. Johann Schlegl: *Az alsógallai német nyelvjárás mondatszerkesztése* [Satzbau der deutschen Mundart von Untergalla], Budapest 1935. Untergalla/Alsógalla liegt im Komorner Komitat, im Schildgebirge. Schlegl schätzt die Bedeutung seiner Arbeit genau ein, er schreibt, über den Satzbau einer ungarndeutschen Mundart sei bis 1935 noch keine Arbeit erschienen. Die Arbeit ist in ungarischer Sprache, mit deutschem Auszug, erschienen und enthält viele transkribierte und ins Hoch-deutsche übersetzte Sätze zur Veranschaulichung. In der Einleitung be-schreibt er kurz die Gemeinde und ihre Geschichte. Im Anschluss be-handelt er die Wortarten, namentlich das Verb (Aktivum, Passivum, Person, Numerus, Tempus, Modi und Modalitätsverben), das Substantiv (Genus und Kasus), das Adjektiv, das Pronomen (Personal-, Possessiv-, Interrogativ-, Relativ-, Demonstrativ- und Indefinitpronomen) und das Adverb und beschreibt, wie sie in der Mundart gebraucht werden. Im sechsten Kapitel behandelt er die Wortstellung einzelner Wortarten und Besonderheiten der Wortstellung. Im siebten Kapitel untersucht er den Satz (Satzverbindung und Satzgefüge), im letzten die Satzstellung (die Stellung der Nebensätze zum Hauptsatz).
2. Katharina Wild: *Untersuchungen zur Syntax der Konjunktionalsätze in der Bawazer (Babarc) deutschen Mundart*, Dissertation, 1979.
3. Katharina Wild: *Syntax der eingeleiteten Nebensätze in den „Fuldaer" deutschen Mundarten Südungarns*, Budapest 1994. Die Autorin hat ihre Untersuchungen in sechs Ortschaften im Komitat Branau/Baranya, in Bawaz/Babarc, Feked/Feked, Großnarad/Nagynyárád, Nimesch/Himesháza, Sawer/Székelyszabar und in Siar/Szűr durchgeführt. Das Ziel der Arbeit ist es, die Tendenzen und Prinzipien der Satzgliedstellung zu beschreiben. Gegenstand der Untersuchungen sind die mit einem Einleitungswort begonnenen Nebensätze. Die Autorin analysiert die Satzgliedstellung und erschließt die Stellungsregeln. In der Einleitung beschreibt sie u.a. die Lage, die Sozialstruktur, die Siedlungsgeschichte und die sprachliche Situation der Ortschaften. Am Ende der Arbeit findet man transkribierte Mundarttexte aus den Untersuchungsorten.

Die Anregung

Als ich in den Friedhöfen von Edeck/Etyek, Schambek/Zsámbék, Wiehall/Bia, Turwall/Torbágy, Wudigeß/Budakeszi und Wudersch/Budaörs Fotoaufnahmen machte, zuerst nur, um die schönen Grabsteine, die noch aus den früheren Jahrhunderten erhalten geblieben waren, zu verewigen, fiel mir beim Lesen der Inschriften auf, in welch interessanter Weise die Menschen versucht hatten, ihre Mundart in die Schriftsprache zu übersetzen. Neben der gemischt deutsch-ungarischen Orthographie war die andere augenfällige Erscheinung morphologischer Natur. In der Formulierung der Inschriften kommen sehr oft folgende Konstruktionen vor (hier in standarddeutscher Form wiedergegeben): *tief betrauert von seinen /ihren Eltern, Geschwistern, Brüdern, Kindern* usw. oder *hier in diesem Trauergarten liege ich* usw. sowie *hatte seine Seele dem lieben Gott zurückgegeben* u.ä. Die Abweichungen von der Hochsprache auf den Grabsteintexten waren nicht zu übersehen. Das gab die Anregung zur Themenwahl dieser Arbeit. Ich wollte diesen Erscheinungen ausführlicher nachgehen und ihren Ursprung, ihr Alter, ihr Vorkommen analysieren.

Kurzer volkskundlicher Abstecher über die Grabsteine

Fast jedes Dorf in der untersuchten Region hatte einen eigenen Steinmetz (*stamets*). Die Steinmetze erneuerten alte Grabsteine, indem sie die alten Inschriften durch Abschleifen entfernten. Dann meißelten sie die neue Inschrift ein. Die Verwandten konnten die gewünschte Inschrift selber angeben, aber einige Steinmetze hatten angeblich auch einige Muster-inschriften zur Auswahl. In Wudigeß arbeitete vor dem Zweiten Weltkieg ein Ungarndeutscher namens Mindler als Steinmetz. Er hatte seinen Betrieb bei der heutigen reformierten Kirche. Er meißelte und vergoldete die Inschriften selber. Er ließ beim Abschleifen der alten Grabsteine auch Frauen tagelang arbeiten. In Wudigeß waren die Grabsteine aus Marmor oder Kunststein. Aus Süttő wurde roter Marmor nach Wudigeß geliefert.
Turwall, Wiehall, Sóskút und ihre Umgebung hatten vor dem Zweiten Weltkrieg gemeinsam einen Steinmetz. Er war Ungarndeutscher und hieß Mihály Juhász. Er meißelte die Schriften selbst ein. Die Grabsteine kamen aus Sóskút, aber am Nyakas-Stein in Wiehall gab es auch einen Steinbruch. Edeck hatte vor dem Zweiten Weltkrieg einen Steinmetz namens Johann Durst, er sprach auch Ungarisch, er kam aus Wudersch nach Edeck. Aus Jena/Budajenő wurde der rote Marmor geliefert, aber auch aus Budapest konnte man von den sanierten Friedhöfen roten und weißen Marmor besorgen. Einmal im Jahr kam ein Mann aus Budapest nach Edeck, um die

feine Arbeit, die Einmeißelung der Buchstaben und deren Vergoldung zu verrichten. Er sprach Deutsch.
In Schambek gab es vor dem Zweiten Weltkrieg sogar drei Steinmetze, sie bearbeiteten Kalkstein aus Schambek, den man in großen Blöcken mit Pferdefuhrwerken aus dem Steinbruch ins Dorf transportierte. Zwei Namen konnten ermittelt werden, Mihály Kahn und János Schmidt. Kahn hatte einen größeren Betrieb, und beschäftigte mehrere Arbeiter, Schmidt hatte einen kleinen Familienbetrieb. Sie arbeiteten auch für die umliegenden Dörfer, wie z.B. Gyermely, Maan/Mány, Uny. Einige Grabsteine wurden angeblich auch aus Beton gegossen. In den 1940er Jahren ließen die Schambeker die moderneren Grabsteine in Werischwar/Pilisvöröswár und in Witschke/Bicske anfertigen. Der Werischwarer Steinmetz war ein Ungarndeutscher, er sprach Deutsch, der Steinmetz in Witschke sprach kein Deutsch.
Die Großturwaller ließen ihre Grabsteine vor dem Zweiten Weltkrieg in Großteting/Nagytétény, Promontor/Budafok, Hanslbeck/Érd, Orasch/Diósd anfertigen.
Wudersch hatte vor dem Zweiten Weltkrieg mehrere Steinmetze. Einer hieß Polhammer.
Die obigen Angaben stammen größtenteils von den Gewährspersonen, die nach den Belegreihen aufgezählt sind (s. weiter unten).

Die Erscheinungen

1. Die beim Maskulinum und Neutrum auftretende Endung *-m* der Substantivbegleiter neigt im Bairischen dazu, zu *-n* abgeschliffen zu werden, womit beim Maskulinum Dativ und Akkusativ in ein und derselben Form zusammenfallen. Dies betrifft die Determinative, d.h. den definiten und indefiniten Artikel, die Interrogativa, Demonstrativa und Possessiva in gleicher Weise (Zehetner 1985: 108). Es finden sich auch Gegenbeispiele: a) Richtige Dativendung *-m* ist durchaus gebräuchlich (Merkle 1975: 97f). b) Man ersetzt den richtigen Akkusativ durch einen falschen Dativ. Aber dies tritt nur beim (Personal)Pronomen auf (Merkle 1975: 97f) und gehört somit nicht zu meinem Themenbereich, da ich mich in diesem Artikel nur mit den Determinativen beschäftige. Es sollen hier lediglich einige Belege stehen: Schriftliche Belege: *bis ihm seine Rosa wekt, doch dieser batt ihm zu verschonen* (Liederbuch), *tief betrauert von alle die ihm kannten* (Großturwall, 1917), *bitte für ihm* (Wudersch, 1937).
Mündliche Belege: *für mir [fü miá]* (Gräfl, Hajdú), *[fi miá]* (Ritsmann, Pfeiffer), *und die Kinder waren so leid um mir [so lad umiá]* (Pfeiffer), *für ihm [fü iám]* (Reiser, Hajdú), *[fir iám]* (Ritsmann).

2. Auch im Plural besteht eine scheinbare Übereinstimmung zwischen Akkusativ und Dativ (Merkle 1975: 97f). Im Dativ Plural kann die Endung *-n* sowohl am Ende der Substantivbegleiter – Determinativ und Adjektiv – als auch am Ende der Substantive fehlen (Zehetner 1985: 110). Zehetner schreibt, vom Standpunkt des Schriftdeutschen her gesehen, liege beim Dat. Pl. immer „ein Fehler" vor, wenn sich ein Dialektsprecher in der Schriftform äußert (z.B. *mit die Hände*). Reis (1912: 87) erwähnt die Erscheinung auch, er schreibt: „Die Mundarten haben die Endungen *e* und *en* vielfach auch da beseitigt oder abgeschwächt, wo die Schriftsprache sie noch erhalten hat."
3. Pluralformen auf *-e*, mündlich auf *-i*, bei den Adjektiven im Nominativ und Akkusativ (Deklination nach definitem und indefinitem Artikel). Franz Riedl erwähnt dieses Phänomen auch in seiner Formenlehre: in der schwachen Adjektivdeklination (d.h. nach definitem Artikel) steht im Plural für alle Fälle und Genera die Endung *-i*. Er zählt diese Erscheinung unter den für die bairische Zugehörigkeit sprechenden Kriterien auf (Riedl 1933: 52). Lipold behauptet, diese Erscheinung sei typisch für das westtirolische Gebiet (südbairisch) und für das Südschwäbische (alemannisch). Er fand den Einheitsplural (st., sw. Dekl.) NDA *-e* in einer westtirolischen Mundart, der bereits auf den südschwäbischen Einheitsplural NDA *-i* hinweise (Lipold 1983: 1182f).
4. Im Singular Dativ Fem. enden die Possessiva auf *-er* in der Schriftsprache. Bei Merkle (1975: 138f) findet man die Form *mid meiná Hosn*, das *r* der Endung *-er* wurde vokalisiert. D.h. die Endung ist in der gesprochenen Sprache korrekt, aber bei dem Versuch, den Dialekt in die Schriftsprache umzusetzen, wurde aus *á* (dem vokalisierten *r*) kein *-er*, sondern ein einfaches *-e*.
Folgendes sollte dabei nicht unerwähnt bleiben:
Erstens: Für alle aufgezählten Erscheinungen finden sich auch reichlich Gegenbeispiele, d.h. standarddeutsche Formen v.a. in den schriftlichen Quellen, z.B. Grabinschriften wie: *Tief betrauert von seinen Kindern* oder *Friede ihrer Asche* usw. In den mündlichen Abfragungen überwiegen die aufgezählten dialektalen Formen in der älteren Generation fast einheitlich. Der quantitative Unterschied, der sich im Vorkommen der dialektalen und standarddeutschen Formen zeigt, mag daran liegen, dass man in der schriftlichen Sprachbenutzung doch eher bemüht ist, hochdeutsche Formen zu verwenden, sofern diese beherrscht werden. Der Dialekt lebt hauptsächlich im mündlichen Sprachgebrauch. Die älteren Leute, die den Dialekt noch in der alten Form bewahren, benutzen immer noch die vom Hochdeutschen abweichenden Formen, trotz der standardsprachlichen Einflüsse der deutschsprachigen Medien, die sie sich nach eigenen Angaben sehr gerne anschauen. Bei der mittleren Generation mischen sich dialektale und

standarddeutsche Formen, auch wenn man sie bittet, Dialekt zu sprechen (z.B. *im Winter*, *aufm Tisch* statt dialektal *am Tisch*, *im einge Garten* u.ä.). Das kann damit zusammenhängen, dass sie sich auch das Hochdeutsche angeeignet haben.
Zweitens: Die untersuchten Phänomene sind keine nur fürs Bairische typischen Dialekterscheinungen. Man kann sie ebenfalls in anderen Dialekten antreffen. Schirmunski (1962: 434) beschreibt die Verdrängung des Dativs durch Akkusativformen nicht nur im Bairisch-Österreichischen, sondern auch in den niederdeutschen Dialekten und im Ostmitteldeutschen. Das Wegfallen des *-n* im Dativ Plural zeigt er z.B. im Südmoselfränkischen, im Schweizerischen, in den niederdeutschen Dialekten und im Mittelbairischen und Mittelösterreichischen (1962: 440f). Hufnagl berichtet über den Wegfall des *-n* im Dat. Pl. in der Adjektivdeklination nach definitem Artikel in der schwäbisch-alemannischen Mundart von Memmingen, Weidlein in der rheinfränkischen Mundart von Murga (1930: 32). Der dritten Erscheinung (Adjektivdeklination im Pl. Nom./Akk.) begegnet man z.B. auch bzgl. der schwäbisch-alemannischen Mundart von Memmingen. Nach dem unbestimmten Artikel, den Possessiva und dem bestimmten Artikel endet die Pluralform für alle Genera auf *-á* oder *-e* (Hufnagl 1967: 113). In der rheinfränkischen Mundart von Murga enden die Adjektive im Nom. und Akk. Pl. sowohl in der starken als auch in der schwachen Deklination für alle drei Genera auf *-e* (Weidlein 1930: 32). Die vierte Erscheinung (Possessiva im Sg. Dat. Fem.) taucht auch in der rheinfränkischen Mundart von Murga auf, die Possessiva enden im Sg. Dat. Fem. auf *-e* oder *-r* (Weidlein 1930: 40f).

Ursachen und Herkunft der Erscheinungen

1. Die Ursachen für die Akk.-Dat.-Erscheinung sind im lautlichen Zusammenfall zu suchen. An nicht tontragender Stelle wurde auslautendes *-m* zu *-n* reduziert (Zehetner 1977: 84). Reis (1912: 89f) schreibt:

> Im übrigen Hochdeutschen [...] werden Dativ und Akkusativ meist noch im Artikel unterschieden, wenn *dem* und *den* lautlich nicht zusammengefallen sind. Nur im Bayrischen, wo auslautendes *m* zu *n* wurde, konnten Dativ- und Akkusativformen leichter zusammenfallen. So heißt es im Altbayrischen *an Bauern* (dem Bauer), *an Bruader* (dem Bruder), *aus'n Mäu* (aus dem Maul), *zun* (zu dem) *Arbeiten*.

2. Laut Zehetner (1977: 86) ist der Mundartsprecher an eine Kasusunterscheidung im Plural nicht gewöhnt. Die Umsetzung von mundartlich *de* (Dat. Pl.) in hochsprachlich *die* führt zur *den/die*-Unsicherheit im Plural. Weinhold schildert die Geschichte der nominalen Deklination. In der A-Klasse der Maskulina ist die älteste nachweisliche Endung des

Dt. Pl. *-am*, häufig kommen in den ältesten Quellen auch *-um* und *-om* vor. Im 9. Jh. besteht schon neben dem alten *-m* das neue *-n*, das aber der Apokope zum Opfer fällt (Weinhold 1867: 339f). Ähnlich ist es beim Femininum und Neutrum abgelaufen. Die Apokope spielte auch bei der Adjektivdeklination nach definitem Artikel im Dat. Pl. eine große Rolle.

> Der Dat. Pl. [Mask.] endet in den ältesten erhaltenen Schriften in *om*. Daneben kommt in denselben Denkmälern *on* vor, das im 9. 10. Jh. herrscht und auch von *un* begleitet wird. [...] Apocope der Endung erfolgt besonders nach Stämmen in *n*. (Weinhold 1867: 356)

3. Reis (1912: 95) schreibt im Kapitel „Formen des Beiworts":

> In der Mehrzahl wird in Teilen des Oberdeutschen eine Form gebraucht, die auf das Neutrum zurückgeht, das im Altdeutschen die Endung *-iu* hatte. Im Bayrischen hat diese neutrale Form auf *i* die andern verdrängt. *kalti, klaani* (kleine), *gruwi* (grobe) usw. sind für alle drei Geschlechter Nominativ und Akkusativ.

4. Die Ursache des letzten untersuchten Phänomens (Possessiva im Dat. Sg. Fem.) liegt in der Vokalisierung des *-r*. Vokalisiertes *r* (sprich *á*) wird als *-e* in der Schriftsprache umgesetzt.

Das Alter der Erscheinungen

1. Die Akk.-Dat.-Erscheinung bestand im Altbairischen (8. Jh. bis Mitte des 11. Jh.) noch nicht, da die Substantive selbst, d.h. synthetisch dekliniert wurden, um die damals noch 5 Fälle auszudrücken. Artikel gab es noch nicht. Die Demonstrativa bewahrten noch den Unterschied zwischen Akkusativ und Dativ. (Mask. Akk.: *den*, Mask. Dat.: *demo, demu*; Neut. Akk.: *daz*, Neut. Dat.: *demo*) (Schatz 1907: 103f und 139). Die Erscheinung ist aber offensichtlich mehrere hundert Jahre alt, wobei sie erst etwa im 18/19. Jh. allgemeine Verbreitung gefunden hat. Weinhold (1867: 384) schreibt z.B. über die Adjektivdeklination:

> Das charakteristische *m* des Dativs [Mask. und Neutr.] ist in neuerer Zeit allgemein in *n* übergegangen; Belege dafür reichen übrigens ziemlich weit zurück: *ze einen urchund, ouf andern unsern guet* 1303 Klosterneub. Uk. n. 90.

Über die Demonstrativa schreibt Weinhold (1867: 375f), dass Dat. Mask. ursprünglich *demu*, *demo* hieß, daneben im 11./12. Jh. oft *deme* und *dem*. „In der heutigen Mundart wird statt *dem*, wo es voll gesprochen wird, *den* gebraucht." Lewi zitiert aus Holteis Werk „Die Eselsfresser" folgende „Fehler", wie er diese Erscheinungen nennt: „Ich hab' ih*m* gesehen", „ich werde ih*m* bitten", „Ohne mir geht es nicht". Er verurteilt diese Ausdrucksweisen, siehe auch 2.! Er schreibt:

> Dieses schlechte Deutsch ist nicht bloß eine Folge ungenügender Schulbildung. [...] Trotz seiner Neigung zum Schlendrian lebt im Deutschösterreicher dennoch deutscher Ernst genug [...]. Der Österreicher [...] muß reines Deutsch sprechen und namentlich schreiben wollen und – es wird ihm gelingen. (Lewi 1875)

2.–4. Weinhold (1867: 11) erwähnt in seiner bairischen Grammatik bereits 1867: „Karacteristisch ist für das bairische im allgemeinen die Kürzung oder der völlige Abstoß der Suffixe und Flexionen."
2. Im Altbairischen waren die Endungen des Substantivs im Dat. Pl. noch *Vokal+m* oder *Vokal+n*. Die Endungen des Adjektivs waren *-m* oder *-n* (Schatz 1907: 103f). Lewi erwähnt aber schon 1875 die behandelte Erscheinung. Ich zitiere Holtei nach Lewi: „ich will mit *die* Kinder fahren", „ich hab' keinen von *die* Officier*s* gesprochen".
4. Im Altbairischen endeten die Possessiva im Sg. Dat. Fem. noch auf *-eru/-ero*, wie die Adjektive (Schatz 1907: 139), die Apokope erfolgte erst später, ab Mitte des 11. Jh.

Mögliche Wege der Weiterentwicklung der Erscheinungen in der Zukunft

Mironow schildert in einem Aufsatz 1957 die Entwicklungsstufen im Deklinationssystem der gegenwärtigen deutschen Mundarten. Die letzte Stufe, die er erwähnt, ist die völlige Aufhebung der formalen Kasusunterschiede sogar im Artikel, die mit dem Untergang des Kasus als grammatischer Kategorie verbunden ist. Diese Stufe erreichen nur einige niederdeutsche Mundarten. Sie verwischen die Unterschiede zwischen Nominativ, Akkusativ und Dativ. Der Artikel hat hier die Funktion der Genusdifferenzierung. Die meisten niederländischen Mundarten gehen noch weiter, sie unterscheiden das männliche und weibliche Geschlecht formal nicht mehr. Das Afrikaans vertritt eine weitere Entwicklungsstufe: die der völligen Aufhebung des grammatischen Geschlechts. Ähnlich sieht Ernst Schwarz (1950) die Zukunft. Der Genitiv ist fast verschwunden, und auch der Dativ und der Akkusativ fallen z.T. zusammen, die Mundarten nähern sich dem System der englischen Grammatik an.
Drosdowski und Henne (1980) dagegen sehen die Position des Dativs in der Gegenwartssprache als gesichert, schreiben sogar, die Entwicklung laufe nicht auf eine Reduktion des Vier-Kasus-Systems hinaus, sie vermuten jedoch, dass die Endung *-n* des Dat. Pl. infolge der in der Sprachgeschichte wirkenden Tendenz, dass der Kasus nicht mehr synthetisch, sondern analytisch angezeigt wird, langsam verschwinde.

Die Belege aus dem Ungarndeutschen

für die in 1 beschriebene Erscheinung

1.1 Der Artikel

1.1a Bestimmter Artikel in Präpositionalkonstruktionen[1]

von Weingarten (Ehevertrag, 1801), *in Jahre 1873, von 1. July, nach den grossen Schauer, von Jahre 848, in Kirchweih Samstag Nachmitig, 875 ist ein Hagel derart gewesen* [...] *nur auf den Ofner Hotter in Budakesz nicht* (Leseverein, 1875), *und die Siegesfahne am Kirchweihfest aufgepflanzt unter den andächtigen Jubelgesang der röm. Kath. Kirchengemeinde* (kirchl. Schrift, 1875), *aus den Staub, in Edlen Ungarland, an Himmel, in schnelsten Lauf, von den Geschrei, mit den Rufe, bis zu den heitigen Tag, von ganzen herzen, zu den Trautisch herfohr zutretten, von den Schlaf, in den Wald, aus den Wald, bein Militär* (Liederbuch), *sind in Schmerz zurück geblieben* (Großturwall, 1908), *Hier schlummert selig in Herrn ein Soldat* (Wudersch, 1937), *haben wir eine Karte fon dir erhalten fon 9ten, Deine Karten von 23 und 26ten haben wir* [...] *erhalten* (Postkarten, 1940er Jahre), *Die Leute kammen und konten in den Dorf ein Haus aussuchen; So kam er auch in einen Weingarten, der gehörte den Neusiedler der* [...]; *und der Neusiedler war auch in den Weingarten* (Briefe, 1992–93), mündliche Belege: *hat sie ihn schon bein Kragen gehabt* [*hotn si šau˜ pán kroh khot*], *geh zun Schuster* [*ke tsán šuástár*], *jetzt war ich in Keller* [*iáts voámá in kölár*] (Untergalla, 1935), *in Winter fliegen die Blätter in der Luft herum* [*in vindá*] (Pfeiffer, Szentesi, Horváth, Gräfl, Reiser), *in Garten will er zwei Häuser bauen,* [*in kʰoátn*] (Bader, Frau Till, Horváth, Gräfl, Pfeiffer, Reiser, Szentesi, Hajdú), *in Dorf treffen wir unsere Freunde,* [*in toáf*] (Reiser, Frau Mayer, Gräfl, Pfeiffer, Hajdú), *Gestern war ich in Geschäft* [*in kšeft*], *ich bin in Lukács-Bad angestellt worden* [*in lukatš pot*], *wann ich in Institut war,* [*in inštitut*], *hätte ich gleich in Büro anfangen können,* [*in büro*], *war ich in September in Spital,* [*in septeˈmbá in špitoˈ*], *leider hat man sie in 46er Jahr ausgewiesen* (Pfeiffer), *ich bin in 72ten Jahr, in den Hof hab ich Buschen,* [*in den hoʷf*] (Hajdú), *hinter den Haus stehen drei schöne Apfelbäume* (Kreisz), *hintern Haus stehen drei schöne Apfelbäume,* [*hintán haos*] (Reiser, Szentesi), [*hindán haos*] (Bader, Frau Till, Gräfl, Pfeiffer), [*hindán haaz*] (Horváth), *von Baum,* [*fon pam*] (Szentesi), *von kalten*

---

[1] Die Unterscheidung in Präpostionalkonstruktionen/ohne Präpositionen macht Mironow (Mironow 1957). Er beschreibt die allgemeinen Tendenzen und Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung des deutschen Deklinationssystems in einem Artikel, wonach einige Mundarten zum Zusammenfall der Kasusendungen auch im Artikel und in anderen Begleitwörten neigen, und namentlich zur Verwischung der Kasusunterschiede zwischen Nominativ und Akkusativ oder zwischen Akkusativ und Dativ, besonders in Präpositionalkonstruktionen.

Wind, [*fon kʰodjn vind*] (Frau Till, Horváth, Hajdú), [*fon kʰoltn vind*] (Bader), [*fon kʰodjn vint*] (Pfeiffer, Szentesi), [*fon kʰodji vind*] (Frau Mayer), *von kühlen Wind,* [*fon küln vind*] (Gräfl), *mit den kalten Wind,* [*midán kʰaˈdn vint*] (Reiser), *nachn Krieg,* [*noxn kriák*] (Pfeiffer).

1.1a Bestimmter Artikel ohne Präpositionen
wünsche ich den jungen Paare Glück (Liederbuch), *hate seine Seele den lieben Herrn Jesu zurück gegeben* (Turwall, 1931), *hatte seine Seele den lieben Gott zurückgegeben* (Edeck, 1944), *ich habe ihm schon gegeben, den schlechten Kerl,* [*i hop iám šau¯ kem, tein šlectn kʰeál*], *den alten Mann sein Feld ist schön geackert,* [*tein oltn mau¯ sei fölt is šei kokát*], *damit er sie den Arzt zeige* [*tás e se tein touktár tsah soul*] (mündlich, Untergalla, 1935).

1.1b Unbestimmter Artikel in Präpositionalkonstruktionen
bei ein jungen Ehepaar, bei einen Pfosten (Liederbuch), *es musste alles drin bleiben, was es in ein Bauerhaus gab, mit einen Neusiedler* (Briefe, 1992–93), *vor ein Jahr,* [*for ain joá*] (mündlich, Pfeiffer).

1.2 Demonstrativa
1.2a Demonstrativa in Präpositionalkonstruktionen
in diesen Garten werde ich auf meine Eltern und Kindern warten (Wudersch, 1852), *Hier in dizen ... Garten* (Wudigeß, 1839/89?), *von diesen Streich* (Liederbuch), *hier in diesen Gottes Erker* (Wudersch, 1910).

1.2a Demonstrativa ohne Präpositionen
den fehlt ein Arm und ein fusz (Liederbuch), *der Mann, den du den Wagen gegeben hast,* [*ter mau¯, tein tu in voh kem host*] (mündlich, Untergalla, 1935).

1.3 Possessiva
1.3a Possessiva in Präpositionalkonstruktionen
nach ihren Todte (zweimal im Ehevertrag, 1801), *tief betrauert von ihren Sohn* (Wudersch, 1897), *aus unsern edlen theuren Vaterland, in seinen Arpat Gwand, in seinen Garden haus, steht auf seinen Posten, zu ihren Ehestand, ich suh jetzt nur mein Rok, nach seinen Pudel* (Liederbuch), *gestorben in seinen 48 Lebensjahre* (Großturwall, 1908), *von deinen Leben hast du nichts empfunden, (Als nur des frühen Todes herben Schmerz); gest. in ihren 57 Lebensjahre* (Wudersch, 1935), *in seinen 24-ten Lebensjahre; aus deinen Schmerz* (Wudersch, 1937), mündliche Belege: *von mein Mädel,* [*fo main medl*] (Bader), *mit mein Vater,* [*mit main fodá*] (Pfeiffer), *mit mein Herz,* [*mit main heáts*] (Pfeiffer), *Habt ihr kein Stückl*

weisse Seife auf mein Tisch gefunden? [*aof man tiš*] (Kreisz, Frau Till, Reiser, Szentesi, Hajdú), *bei dein Weib,* [*pá tain vaip*] (Horváth, Gräfl), *von sein Madel,* [*fo zain mal*] (Horváth), *hinter unseren Haus stehen drei schöne Apfelbäume,* [*hindá unsán haos*] (Kreisz, Bader, Frau Till, Gräfl, Pfeiffer, Szentesi), [*hintár unsáⁿn haos*] (Reiser), *neben unseren Haus stehen drei schöne Apfelbäume,* [*nevá unsán haos*] (Hajdú), *Mein Bruder möchte zwei Häuser in euren Garten bauen,* [*in ehgen kʰoátn*] (Horváth, Reiser, Pfeiffer), [*in eʿhgen kʰoátn*] (Bader, Frau Till, Hajdú), [*in aihgen kʰoátn*] (Gräfl), [*pa eʿhkin kʰoátn*] (Frau Till), *Mein Bruder möchte zwei Häuser auf euren Gartenstückl/Grundstück bauen,* [*aof ehgen goátnštikl/gruntštikl*] (Szentesi).

1.3b Possessiva ohne Präpositionen
drum dank ich Gott und meinen Schöpfer (Liederbuch), *dass sie es ihren Mädel auch sagen will* (mündlich, Kreisz).

1.4 Interrogativa in Präpositionalkonstruktionen
zu welchen Amt (Briefe, 1992–93).

1.5. Adjektive in Präpositionalkonstruktionen
Michael Eckstein Bräutigam des Schreibens unkundig mit eigenen x Zeichen (Ehevertrag, 1801), *mit rotchen Band* (Liederbuch).

für die in 2 beschriebene Erscheinung
2.1 Bestimmter Artikel in Präpositionalkonstruktionen
bei die Augen, von die Stern (Liederbuch), *mit de Alt Eingesessenen* (Briefe, 1992–93), mündliche Belege: *mit die Eltern,* [*midi öʷtán*] (Pfeiffer), *mit die Kinder,* [*midi kindá*] (Frau Bader), *mit die Leut(e),* [*midi leʿd*] (Frau Mayer, Pfeiffer), [*midi leʿt*] (Bader, Reiser, Hajdú).

2.2 Possessiva in Präpositionalkonstruktionen
tief betrauert von deiner Gattin und euhre Geschwistern (Wudigeß), *betrauert von ihre Eltern, Bruder und Grossvater* (Wiehall), *tief betrauert von deine Kindern* (Wudersch, 1918), *tief betraut von eire kinder und engel* (Edeck, 1927), *von seine Eltern* (Wudersch, 1934), *von ihre lieben Eltern und Gechwistern und Grosseltern* (Turwall, 1935), *von seine Eltern* (Schambek, 1935), *von deine 2 Schwestern* (Wudersch, 1937), *von seine Eltern, Geschwister und Grosseltern* (Schambek, 1938), *tief betrauert von Eure Kindern Enkeln und Uhrenkeln* (Großturwall, 1940), *von deine Eltern und alle angehörigen* (Postkarten, 1940er Jahre), *von ihre Kinder, Schwiegerkinder, Enkeln, Geschwister, Schwagersleute und Freunde* (Schambek, 1943), *von seine Kindern* (Edeck, 1944), *von seine Gattin und*

Kindern (Turwall, 1944), mündliche Belege: *zu meine Hühner,* [*tsu maine hiáná*] (Pfeiffer), *mit meine Freunde,* [*mid maini fre'd*] (Horváth), [*mid unsi fra't*] (Reiser), *mit deine Kinder,* [*mit daini kʰindá*] (Frau Mayer), [*midaini kʰindá*] (Frau Till, Till, Horváth, Reiser, Gräfl, Pfeiffer, Szentesi, Hajdú), *mit deine Kindern,* [*midaini kinden*] (Bader), *mit deine Verwandten,* [*midaini fáva"ntin*] (Gräfl), *mit unsere Verwandten,* [*mid unsi fáva"ntn*] (Frau Till, Pfeiffer), *mit unsere Verwandte,* [*mit unsi fáva"nti*] (Szentesi), *mit unsere Kollegen,* [*mit unzi kʰolegen*] (Bader), *mit unsere Kameraden* (Kreisz), [*mit unsi kʰomeran*] (Frau Till), *mit unsere Freunde,* [*mid unzri fraind*] (Frau Till, Till).

2.3 Indefinita in Präpositionalkonstruktionen

tief betrauert von alle die ihm kannten (Großturwall, 1917), *Gruss von alle angehörige* (Postkarten, 1940er Jahre), *in beide Sprachen (hat man sein Anliegen vorbringen können)* (Briefe, 1992–93).

2.4 Substantiv

in 2 Tag (Leseverein, 1875), *beweint von ihrer Mutter und 3 Geschwister* (Wudersch, 1878), *von ihren 4 Kinder und Enkel Kinder* (Wudersch, 1877–1914), *Tief betrauert von deinen Gatten und 6 Kinder* (Wudigeß), *seinen zwölf Jünger (Dativ)* (Liederbuch), *tief betrauert von Kinder Enkeln und Geschwistern* (Grossturwall, 1914–40), *im Alter von 19 Jahre* (Edeck, 1917), *im Alter von 50 Jahre* (Edeck, 1923), *tief betraut von eire kinder und engel* (Edeck, 1927), *tief betrauert von Gattin Kinder und Geschwister* (Großturwall, 1929), *Tief betrauert von deiner Gattin und drei Kinder* (Wudersch, 1929), *tief betrauert von Gatten kindern und Engelskinder* (Großturwall, 1940), *von ihre Kinder, Schwiegerkinder, Enkeln, Geschwister, Schwagersleute und Freunde* (Schambek, 1943), *betrauert von ihren Gatten, Kind, Mutter, Brüder, Grosseltern, Schwägersleute und Freunde* (Schambek), *vor ein Paar Jahre* (Briefe, 1992–93), mündliche Belege: *mit 18 Jahr,* [*mit oxtsá joá*], *in 14 Tag kommt mein Cousin* (Pfeiffer), *mit rote Äpfel,* [*mid ro"di epfö*] (Hajdú), [*mit rodi epfi*] (Till), [*mid ro"di opfü*] (Horváth), [*mid rodi epfü*] (Frau Mayer), [*mit ro"di epfü*] (Gräfl, Szentesi), *mit deine Kinder,* [*mit daini kʰindá*] (Frau Mayer), [*midaini kʰindá*] (Frau Till, Till, Horváth, Reiser, Gräfl, Pfeiffer, Szentesi, Hajdú), *mit unsere Freunde,* [*mid unzri fraind*] (Frau Till, Till).

2.5 Adjektiv in Präpositionalkonstruktionen

mündliche Belege: *mit rote Äpfel,* [*mid ro"di epfö*] (Hajdú), [*mit rodi epfi*] (Till), [*mid ro"di opfü*] (Horváth), [*mid rodi epfü*] (Frau Mayer), [*mit ro"di epfü*] (Gräfl, Szentesi), *mit rote Apfel* (Kreisz), *mit rote, kleine Äpfel,* [*mid ro"di kljani epfü*] (Frau Till), *mit schöne, rote Äpfeln,* [*mit šaini ro"di epfeln*]

(Pfeiffer), *mit schöne, rote Äpfel,* [*mit šaini roʷdi epfel*] (Reiser), [*mit šeʲni roʷdi epfül*], *mit schöne Äpfeln,* [*mit šeʲni epfeln*] (Bader).

für die in 3 beschriebene Erscheinung
durch die neue Eheverlobten (Ehevertrag, 1801), *unsere liebe eltern (Pl. Nom.)* (Edeck, 1926), *unsere unvergessliche Kinder (Pl. Nom.)* (Großturwall, 1940–43), *unsere liebe Eltern (Pl. Nom.)* (Schambek, 1943), *seine gewesene Felder*; *Die evangelische Kinder gingen zu Ihren Pastor* (Briefe, 1992–93), mündliche Belege: *meine liebe Kinder* (Ritsmann), [*maine lievi kʰinde*] (Frau Mayer, Frau Till, Hajdú), [*maine lieve kinde*] (Reiser, Till), [*mai lie kʰinde*] (Bader), [*main lievi kʰinden*] (Gräfl), [*maini lievi kʰinde*] (Pfeiffer), *die trockene Blätter,* [*ti trukeni plaln*] (Pfeiffer), [*ti trukeni plal*] (Frau Mayer, Szentesi, Hajdú), [*ti trukene plal*] (Reiser), *die dürre Blätter* (Bader), [*ti tieri pletá*] (Gräfl), *die alte Leute,* [*ti odji leʲt*], *die deutsche Programme,* [*ti taitši program*] (Pfeiffer), *die ältere Leute,* [*ti elteri laʲt*], *die heilige Lieder,* [*ti hailige liedá*], *für die alte Leute,* [*fü di oʲdji laid*], *für die kranke Leute,* [*fü di kranki laid*] (Hajdú).

für die in 4 beschriebene Erscheinung
Friede Ihre Asche (Großturwall, 1836; Edeck, 1883), *Friede ihre Asche* (Großturwall, 1940), *fon dene tohter Elizabet* (Turwall, 1921), mündliche Belege: *von meine Basl,* [*fo mainá pazl*] (Pfeiffer), *dass sie es meine Tochter auch sagen will,* [*mainá toʷxtá*] (Szentesi), *von deine Tochter,* [*fe tainá toʷxtá*] (Horváth), *von ihre Tochter* (Kreisz), [*fo iʷrá toʷxtá*] (Frau Till, Till, Frau Mayer, Pfeiffer, Gräfl, Reiser, Hajdú), *dass sie es ihre Tochter auch sagen will,* [*irá toʷxtá*] (Frau Till, Gräfl, Pfeiffer, Reiser, Hajdú), [*iʷrá toxtá*] (Till, Frau Mayer), *von seine Tochter,* [*fo sainá toʷxtá*] (Horváth), *von eure Tochter,* [*fon eʲhká toʷxtá*] (Szentesi).

Die Quellen der Belege

ein handgeschriebener Ehevertrag aus Wudigeß (1801), eine Schrift des Wudigeßer Lesevereins (1875), eine Schrift aus dem Wudigeßer Kirchenturm (1875), Grabinschriften aus Edeck/Etyek, Schambek/Zsámbék, Wiehall/Bia, Turwall/Torbágy, Wudigeß/Budakeszi, Wudersch/Budaörs und Großturwall/Törökbálint (1836–1944), ein handgeschriebenes Liederbuch aus Turwall (1895–1903), Schlegl, J.: *Az alsógallai német nyelvjárás mondatszerkesztése* [Satzbau der deutschen Mundart von Untergalla], Budapest 1935, handgeschriebene Postkarten aus Wudigeß, geschrieben von Justina Koch an ihren Sohn, Joseph Mayer an die Front (1940er Jahre), handgeschriebene Briefe von aus Edeck nach Baden-Württemberg Ausgesiedelten (1992–93), Tonbandaufnahmen, 12 Sätze, davon zieben Wenker-Sätze und freie Gespräche (1996).

Die Gewährspersonen

Die ältere Generation: András Kreisz (72), Frau Bader (77), Antal Bader (85), Frau Till (72), Edeck; Katalin Ritsmann (74), Terézia Reiser (72), Wiehall; János Gräfl (69), Erzsébet Pfeiffer (70), Wudigeß; Frau Szentesi (71), Wudersch; Frau Hajdú (72), Schambek.
Die mittlere Generation: Cecília Till (39), Edeck; Frau Mayer (49), József Mayer (54), Wudigeß.
Die drei Personen, die zur mittleren Generation gehören, hatten einige Schwierigkeiten, Dialekt zu sprechen. Cecília Till arbeitet als Deutschlehrerin und beherrscht dementsprechend auch das Standarddeutsche. Den Dialekt erlernte sie von ihrer Großmutter, die immer im Dialekt zu ihr sprach, der sie aber auf Ungarisch antwortete. Es bereitete ihr große Mühe, die alten dialektalen Ausdrücke wieder ans Licht zu bringen, denn Dialekt spricht sie ganz selten. Dieselbe Schwierigkeit hatten Herr und Frau József Mayer, die den alten Dialekt mit der Mundart, die die Ausgesiedelten sprechen, vermischen. Sie benutzen nämlich die Mundart hauptsächlich dann, wenn die Ausgesiedelten zu Besuch kommen. Am Arbeitsplatz haben sie auch öfter Gelegenheit, Bairisch neben dem Hochdeutschen zu sprechen.

Belege aus dem heutigen Bayern

Eine interessante Parallele zu meinen Untersuchungen ergibt sich, wenn man diese mit Valentin Reitmajers Arbeit (1979) und Ludwig Zehetners kontrastiver Arbeit (Bairisch–Hochsprache) (1977) vergleicht. Sie untersuchen die dialektbedingten Fehler bairischer Schreiber und Sprecher, beide allerdings im Schulbereich. Auf diese Weise kann man das Kontinuum bis zum heutigen Tag herstellen. Die ungarndeutschen schriftlichen Belege hören nämlich 1945 auf, nur mit Vorbehalt kann man die Briefe der Ausgesiedelten aus den Jahren 1992/93 als richtige Belege akzeptieren, weil die Gewährspersonen seit 1946 in Baden-Württemberg leben, und dementsprechend vom Schwäbischen beeinflusst sind.
Reitmajer hat Schülerleistungen – mündliche (Nacherzählung) und schriftliche (Aufsatz) – auf ihre dialektbedingten „Fehler" hin analysiert, u.a. beschreibt er auch morphologische Eigenschaften des Bairischen, die die Schüler dazu verleiten, gegen die hochsprachliche Norm zu verstoßen. Er erwähnt dabei nur die von mir in 1 untersuchte Erscheinung (1979: 137), Schwierigkeiten mit Dativ und Akkusativ bei Substantiven und ihren Begleitern. Sie hat einen Anteil von ca. 50% (schriftlich 51,95%, mündlich 49,5%) an der Gesamtfehlerzahl im morphologischen Bereich (1979: 148), d.h. etwa die Hälfte aller morphologischen Fehler wird durch diese einzige morphologische Abweichung verursacht.

Zehetners kontrastives Sprachheft ist für den Deutschunterricht zusammengestellt worden, als Hilfe für den Lehrer. Das Heft enthält Fehler aus Schülerheften (v.a. aus dem mittelbairischen Raum), deren Ursachen, sowie Übungsvorschläge zur Beseitigung dieser Fehler. Er beschäftigt sich ausführlicher nur mit den ersten beiden der von mir erwähnten Erscheinungen. Die erste Erscheinung (Endung *-n* statt *-m*) und die hyperkorrekte Umkehrung übertreffen zahlenmäßig alle übrigen Typen von Grammatikfehlern in den Schülerheften um ein Vielfaches, schreibt er. Es sollen hier einige der von ihm aus Schülerheften gesammelten Belege angeführt werden (Zehetner 1977: 82f):

1. Erscheinung: Bestimmter Artikel: *Ich gebe den Mann das Geld; zu den Zimmer, in den wir wohnten; mit den Auto; von Dach; von Wetter; Wir schwimmen in Flüß.* Unbestimmter Artikel: *Hans versteckte sich hinter einen Baum; von einen Herr Meier; an einen schönen Tag fahren wir fort.* Possessiva: *von unseren Haus; von sein Auto.* Demonstrativa: *zu den Zimmer, in den wir wohnten.*

2. Erscheinung: Bestimmter Artikel: *Wir wohnen in die neuen Häuserblocks; Sie übernachten in die Almhütten; wir waren in die Ferien; mit die Hände und die Füße; mit die dreckigen Hände; sie stehen vor die Schaufenster; sie schneiden die Bäume die Äste ab; zu den Männer.* Possessiva: *mit ihre Eltern; er erklärt seine Schüler, wie sie mit ihre Füller umgehen müssen; mit ihre Füße.* Indefinita: *das war alle Schüler bekannt.* Demonstrativa: *auf diese schmutigen Teller essen wir nicht.* Substantiv: *mit die Hände und die Füße; mit die dreckigen Hände; sie stehen vor die Schaufenster; sie schneiden die Bäume die Äste ab; zu den Männer; er erklärt seine Schüler, wie sie mit ihre Füller umgehen müssen; mit ihre Füße; mit warme Kleider; zu fremde Kinder; Sie geben die Sache arme Leute; das war alle Schüler bekannt; auf diese schmutigen Teller essen wir nicht.* Adjektiv: *mit warme Kleider; zu fremde Kinder; Sie geben die Sache arme Leute.*

Die in meiner Arbeit in 4 behandelte Erscheinung (Vokalisierung der Endung *-er* zu *-á*) erwähnt er zwar, und gibt als Ursache mangelnde Unterscheidbarkeit der Formen an, aber Belege dafür konnte ich in seiner Arbeit nicht finden.

Zusammenfassung und Ergebnisse

Die Arbeit versucht, ausgehend von alten ungarndeutschen schriftlichen Belegen (älteste Grabinschrift aus dem Jahre 1836) vier morphologische Erscheinungen, die zu Normverstößen gegen die Standardsprache führen – d.h. Unterschiede zwischen den zwei Systemen Mundart/Standardsprache darstellen – zu analysieren, sie als bairisch zu identifizieren, und ihre

Entwicklung bis zum heutigen Tag zu verfolgen, bzw. ihre heutige Existenz durch mündliche Belege zu unterstützen; ferner versucht sie, Anschluss an das binnendeutsche bairische Dialektgebiet zu finden.

Literaturhinweise

Althaus, H.P. & Henne, H. & Wiegand, H.E. (Hrsg.) (1980): *Lexikon der germanistischen Linguistik*. 4 Bde. Tübingen.

Ammon, U. & Knoop, U. & Radtke, I. (Hrsg.) (1978): *Grundlagen einer dialektorientierten Sprachdidaktik*. Weinheim/Basel.

Besch, W. [et al.] (Hrsg.) (1983): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Berlin/New York. Bd. 2. (= HSK 1.2).

Drosdowski, G. & Henne, H. (1980): *Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache*. In: Althaus, H.P. & Henne, H. & Wiegand, H.E. (Hrsg.) (1980): 619–632.

Follath, F. (1941): *Szóképzés a budakörnyéki német nyelvjárásban* [Wortbildung in der deutschen Mundart des Ofner Berglandes]. Budapest.

Hufnagl, A. (1967): *Laut- und Formenlehre der Mundart von Memmingen und Umgebung samt einer dialektgeographischen Übersicht des Landkreises Memmingen*. München.

Hutterer, C.-J. (1963): *Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum*. Halle an der Saale.

Knáb, E. (1993): *Analyse der passivischen Ausdrucksmittel in einer ungarndeutschen Mundart*. Unveröffentl. Diss. Budapest.

Lewi, H. (1875): *Das österreichische Hochdeutsch. Versuch einer Darstellung seiner hervorstechendsten Fehler und fehlerhaften Eigentümlichkeiten*. Wien.

Lipold, G. (1983): *Adjektivische Deklinationssysteme in den deutschen Dialekten*. In: Besch, W. [et al.] (Hrsg.) (1983): 1179–1196.

Manherz, K. (1985): *Die ungarndeutschen Mundarten und ihre Erforschung in Ungarn*. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 5: 27–38.

Martin, B. (1959): *Die deutschen Mundarten*. Marburg.

Merkle, L. (1975): *Bairische Grammatik*. München.

Mironow, S.A. (1957): *Zur vergleichenden Formenlehre der deutschen Mundarten*. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 79. Sonderbd.: 388–414.

Reis, H. (1912): *Die deutschen Mundarten*. Berlin/Leipzig (= Sammlung Göschen 605).

Reitmajer, V. (1979): *Der Einfluß des Dialekts auf die standardsprachlichen Leistungen von bayrischen Schülern in Vorschule, Grundschule und Gymnasium*. Marburg.

Riedl, F. (1933): *A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana* [Die Formenlehre der deutschen (mittelbairischen) Mundart von Wudersch]. Budapest (= Német Philologiai Dolgozatok 54).

Schatz, J. (1907): *Altbairische Grammatik. Laut- und Flexionslehre*. Göttingen (= Grammatiken der althochdeutschen Dialekte 1).

Schilling, R. (1933): *Dunakömlőd és Németkér telepítés-, népiség- és nyelvtörténete* [Die Siedlungs-, Volks- und Sprachgeschichte von Dunakömlőd und Németkér]. Budapest (= Német Philologiai Dolgozatok 52).

Schirmunski, V.M. (1962): *Deutsche Mundartkunde*. Berlin.

Schlegl, J. (1935): *Az alsógallai német nyelvjárás mondatszerkesztése* [Satzbau der deutschen Mundart von Untergalla]. Budapest.

Schwalm, P. (1980): *Grammatik des Dialektes der Deutschen in Vaskút/Südungarn. A vaskúti németek tájszólásának nyelvtana*. Neuenstein.

Schwarz, E. (1950): *Die deutschen Mundarten*. Göttingen.

Weidlein, J. (1930): *A murgai német nyelvjárás alaktana* [Formenlehre der deutschen Mundart von Murgau]. Budapest (= Német Philologiai Dolgozatok 42).

Weinhold, K. (1867): *Baierische Grammatik*. Berlin.

Wiesinger, P. & Raffin, E. (1982): *Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1800–1980*. Bern/Frankfurt am Main.

Wiesinger, P. & Raffin, E. (1987): *Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1981 bis 1985 und Nachträge aus früheren Jahren*. Bern/Frankfurt am Main/New York u.a.

Wild, K. (1994): *Syntax der eingeleiteten Nebensätze in den „Fuldaer" deutschen Mundarten Südungarns*. Budapest.

Zehetner, L. (1977): *Bairisch. Dialekt/Hochsprache – kontrastiv*. Düsseldorf.

Zehetner, L. (1985): *Das bairische Dialektbuch*. München.

Zehetner, L. (1978): *Kontrastive Morphologie: Bairisch/Einheitssprache*. In: Ammon, U. & Knoop, U. & Radtke, I. (Hrsg.) (1978): 313–331.

Márton Méhes (Berlin u. Pécs)

Im Spannungsfeld von Leere und Fülle. Versuch einer Integration klassischer Namentheorien in eine komplexe theoretische Auffassung vom Nomen Proprium

1. Einführende Gedanken

Mit der Literatur zur sprachlichen Theorie von Eigennamen (im Weiteren: EN) könnte man heutzutage eine kleinere Bibliothek füllen. Die Diskussion über die Bedeutung von Namen und deren Erfassung läuft in einem weiteren Rahmen seit der Antike (man denke nur an Platons „Kratylos"), in modernen Zeiten – und auf die propriale Frage beschränkt – seit Mitte des 19. Jahrhunderts, also seit der Entstehung von Mills „A System of Logic". Die namensemantischen Untersuchungen sind schon immer mit der Philosophie und der Logik eng verbunden gewesen. Auch innerhalb der Logik gibt es eine Reihe von Beschreibungsversuchen, von der Interpretation eines EN als Individuenkonstante in einfachen Logiken bis hin zu komplexen Formeln. Unter Namensemantik ist in unserem Sinne meistens eine Namentheorie zu verstehen, die linguistische, philosophische und/oder logische, in jüngerer Zeit auch pragmatische und soziologische Aspekte heranzieht. Nicht die einzelnen EN als Zeichen sind für uns von Belang, sondern die sprachlichen Leistungen aller Nomina Propria, also das Propriale an den Namen. Namensemantik wird nämlich in einem anderen Zusammenhang, in der klassischen Namenforschung, als etymologische Namendeutung definiert, die Namen als sekundäre Bezeichnungen auf appellativischer oder proprialer Grundlage zu erklären versucht.

Den Ausgangspunkt vieler moderner Theorien bildet die sog. traditionelle Namentheorie oder ‚reine Benennungstheorie' von Mill aus dem Jahre 1843[1]. In der weiteren Entwicklung entstand – angefangen mit Freges Werk am Ende des 19. Jahrhunderts – eine Reihe von ‚Beschreibungstheorien' von EN, und erst viel später hoben sich von diesen deskriptivistischen Theorien die ‚kausalen oder historischen Theorien' ab. Die kausale Betrach-

[1] In diesem Beitrag werden die zweite Auflage (Mill 1868) bzw. ein Auszug aus der deutschen Übersetzung in (Wolf 1993) zitiert.

tung erschien das erste Mal in Kripkes Vorträgen unter dem Titel „Naming and Necessity" Anfang der 1970er Jahre[2], und dies stellte einen Wendepunkt in der Diskussion dar. Grundidee der kausalen Theorie ist, dass die Gegenstände im Zuge eines Taufaktes auf einen bestimmten Namen getauft werden (*die Titanic*). Dadurch ist die Referenz auf ein Individuum ein für alle Mal hergestellt. Die Referenz braucht demnach nicht in allen weiteren Verwendungssituationen des Namens hergestellt zu werden, denn die ursprünglichen Täufer, jene Sprecher, die das Objekt getauft hatten, geben die Referenz einfach an die anderen Sprecher weiter. Dadurch entsteht eine kausale Kommunikationskette – vorausgesetzt, dass die Sprecher in jeder späteren Äußerungssituation den Namen mit der gleichen Intention wie ihre „Vorgänger" verwenden. Wir wollten die Grundlage dieser Theorien an dieser Stelle deswegen so kurz ansprechen, weil wir uns im Folgenden nicht auf die Kausaltheorien, sondern auf die reine Benennungstheorie von Mill und auf zwei verschiedene Beschreibungstheorien konzentrieren werden. Diese sind die sog. ‚Beschreibungs- und Kennzeichnungstheorie' von Russell (teilweise auf der Grundlage von Frege) und die sog. ‚Bündeltheorie' von Strawson.

Uns geht es darum, zu zeigen, dass wichtige Elemente der Millschen Auffassung und der beiden beschreibungstheoretischen Auffassungen in einer modernen, komplexen Semantik von EN wiederzufinden sind. Diese Erkenntnis ist um so interessanter, als diese drei Herangegehensweisen an die Semantik von EN – abgesehen davon, dass die jeweils neuere die ältere kritisch betrachtet – sich dem Wesen nach stark unterscheiden, wenn nicht sogar in Gegensatz zueinander stehen. Heute muss eine komplexe propriale Semantik, alle möglichen Funktionen (die identifizierende, die benennende und die klassifizierende Funktion) des EN erfassen, daher ist es möglich, dass einander widersprechende Aussagen in manchen Teilaspekten der Bedeutungsbeschreibung ihren Platz finden. Damit wird erkannt, dass sich die einzelnen Herangehensweisen in der Geschichte der Namentheorie nicht auf der gleichen Ebene widersprechen, sie sind im Gegenteil oft integrative Komponenten voneinander, wenn sie den richtigen sprachlichen Funktionen der Namen zugeordnet werden.

Das Spannungsfeld von Leere und Fülle ergibt sich aus der Entwicklungslinie der semantischen Betrachtung innerhalb der Benennungs- und Beschreibungstheorien:

> In the past, a number of contradictory statements have been put forward. On the one hand, it has been posited that PNs [= proper names, M.M.] are meaningless.

---

[2] Deutsch unter dem Titel „Name und Notwendigkeit" (Kripke 1981).

> Others have argued that the PN is the word-class with the largest semantic content. (Van Langendonck 1985: 119)

Während Mill die Namen noch als Zeichen ohne Bedeutung charakterisiert hatte, wurde in den weiteren Theorien – um einmal ganz naiv zu formulieren – den Namen immer „mehr" Bedeutung oder Inhalt zugeschrieben. Russell spricht ja bereits von den Namen als Abkürzungen für Beschreibungen oder Kennzeichnungen, Strawson spricht von der Feststellung des Namenreferenten mit Hilfe eines ganzen Bündels von Beschreibungen. Jespersen – um an dieser Stelle kurz einen extremen Standpunkt zu erwähnen – meint schließlich, dass Namen – im Gegensatz zu Appellativa – ein Maximum an Bedeutung hätten, da aufgrund des umgekehrt proportionalen Verhältnisses von Extension und Intension die EN die „kleinste" Extension (ein Individuum), dafür aber die „größte" intensionale Bedeutung (verhältnismäßig mehr spezifizierende Merkmale) haben müssen (vgl. Jespersen 1963)[3]. Wie wir sehen, umfassen die Theorien einen weiten semantischen Bogen, in dem der eine extreme Pol die semantische Leere, der andere hingegen die semantische Fülle von EN zu beweisen versucht. Wir werden weiter unten sehen, dass diese Tatsache nicht ausschließt, dass bestimmte Aspekte dieser Theorien in einer modernen, integrativen semantischen Beschreibung von Namen zusammen auftreten.

2. Benennungs- und Beschreibungstheorien

Im Folgenden werden jene drei Namentheorien skizzenhaft dargestellt, deren Aussagen anschließend in der heutigen, funktionalen Beschreibung der Semantik des Nomen proprium wiederzufinden sein werden.

2.1. Reine Benennungstheorie

Der englische Logiker Mill widmet in seinem „A System of Logic" ein Kapitel der Klassifizierung von Namen jeglicher Art (Mill 1868: 23ff). Die herangezogenen Untersuchungsaspekte ergeben bestimmte Eigenschaften der EN, die dann die eigentliche Millsche Namentheorie darstellen.
Entsprechend dem Unterschied, ob ein Name für viele Objekte der Welt stehen kann oder nur für ein spezielles Objekt, spricht Mill von allgemeinen („general") und individuellen („individual") oder singulären („singular") Namen. Zu den Letzteren zählen die EN, jene Namen also, die nach Mill im gleichen Sinn ausschließlich mit einer Sache richtig verbunden werden

[3] Zur Behandlung dieses Standpunktes vgl. auch Hansack (1990: 36).

können. Während ein Name wie *Mensch* durch John, George oder Mary erfüllt werden kann, kann der Name *John* im gleichen Sinn nur durch eine bestimmte Einzelperson erfüllt werden. Doch gibt es zahlreiche Personen, die diesen Namen haben, für die laut Mill gilt, dass

> though there are many persons who bear that name, it is not conferred upon them to indicate any qualities, or anything which belongs to them in common; and cannot be said to be affirmed of them in any sense at all, consequently not in the same sense. (Mill 1868: 27f)

Entsprechend dem Unterschied, ob ein Name gewisse Eigenschaften des Namensträgers impliziert oder eben nicht, spricht Mill von konnotativen („connotative") und nicht-konnotativen („non-connotative") Namen. Konnotative Namen bezeichnen laut Mill ein Subjekt und implizieren ein Attribut. Gute Repräsentanten dieses Typs sind Namen wie *weiß*, *lang*, *Mensch* etc. Diese Formulierung erinnert an die spätere Fregesche Definition von Sinn und Bedeutung. Mill stellt den allgemeinen Zusammenhang fest, dass alle allgemeinen Namen konnotativ sind. Im Gegensatz dazu sind alle EN nicht-konnotativ,

> they denote the individuals who are called by them; but they do not indicate or imply any attributes as belonging to those individuals. When we name a child by the name Paul, or a dog by the name Caesar, these names are simply marks used to enable those individuals to be made subjects of discourse. (Mill 1868: 33)

In dieser Feststellung steckt das Wesen der reinen Benennungstheorie. EN sind für Mill einfach Markierungen („simply marks"), ohne dass sie irgendwelche Attribute des Namensträgers implizieren würden. Mit anderen Worten heißt das, dass EN semantisch leer sind, dass sie zwar über eine Extension verfügen, die eine einelementige Menge ist, aber sie verfügen über keine Intension, über keine kennzeichnenden Eigenschaften. Der EN funktioniert für Mill wie ein Etikett, das dem Individuum anhaftet, um es in den Diskurs einzuführen bzw. auf es referieren zu können. Mill vergleicht die Namensgebung mit der Szene des Räubers aus dem arabischen Märchen „Tausend und eine Nacht". Der Räuber versieht die einander recht ähnlich aussehenden Häuser der Stadt mit einem Kreidestrich, um sich zu vergewissern, welche bereits überfallen worden sind, und um sich nicht zu verirren.

Wenn wir einen Eigennamen erteilen, so vollziehen wir eine Verrichtung, die dem, was der Räuber mit dem Kreidestrich beabsichtigte, einigermaßen analog ist. Wir heften ein Merkmal zwar nicht an den Gegenstand selbst, aber, sozusagen, an die Vorstellung des Gegenstandes. (Mill 1843/1993: 56)

Wittgenstein (1960: § 15) formuliert diesen Millschen Gedanken am einfachsten und ausdruckvollsten: „Etwas benennen, das ist etwas Ähnliches

wie einem Ding ein Namenstäfelchen anheften." In seinem berühmten *Dartmouth*-Beispiel (Mill 1868: 34, in der deutschen Übersetzung *Travemünde*) zeigt Mill, dass EN nach ihrem Sinn keinen Bezug auf das bezeichnete Individuum nehmen. *Dartmouth* ist (der Name) eine(r) Stadt, wörtlich übersetzt der „Dart-Mund" oder die „Dart-Mündung", weil die Stadt an der Mündung des Dart liegt. Dadurch scheint der Name der Stadt durch die geographische Lage motiviert zu sein. Wenn jedoch infolge eines Erdbebens die Stadt nicht mehr an der Flussmündung läge, würde man den Namen *Dartmouth* nicht notwendigerweise ändern. EN sind direkt an das Individuum gebunden, und sind nicht abhängig von dessen Eigenschaften (vgl. Mill 1868: 34). Mill gelangt nach diesen und weiteren Überlegungen zu der Schlussfolgerung, dass „the only names of objects which connote nothing are *proper* names" (Mill 1868: 36). EN sind arbiträre Markierungen zur Benennung, und diese Markierungen haben zwar einen Zweck, jedoch keinen Sinn.

2.2. Beschreibungs- und Kennzeichnungstheorie

Um die Jahrhundertwende zeigte sich mit dem berühmten Aufsatz von Frege „Über Sinn und Bedeutung" (1892) und mit Russells Werk „The Philosophy of Logical Atomism" (1905)[4], dass die Beschreibung der proprialen Semantik „ohne Sinn" nicht möglich ist. Frege bewies am Beispiel der Namen *Abendstern* und *Morgenstern*, dass die denotative Gleichheit in der Bedeutung der beiden Bezeichnungen sich mit einem konnotativen Unterschied verbinden lässt: *Abendstern* und *Morgenstern* beziehen sich zwar auf den gleichen Gegenstand (die Venus), sie haben aber einen jeweils anderen Sinn, der als „die Art des Gegebenseins" (Frege 1892/1971: 41) definiert wurde. Auf diesen Unterschied in der Art des Gegebenseins folgert man am einfachsten aus der Informativität des Satzes *Der Abendstern ist der Morgenstern*, während die Sätze *Der Abendstern ist der Abendstern* oder *Der Morgenstern ist der Morgenstern* bekanntlich tautologisch sind. Der informative Satz ist eine Gleichheit des Typs a = b, die für die Referenzidentität der Ausdrücke steht. Die Tautologien entsprechen einer Gleichheit des Typs a = a (etwas ist mit sich selbst identisch). Da *Abendstern* und *Morgenstern* referenzidentisch sind, müssten diese Ausdrücke – wenn wir nach Mill argumentieren – Vollsynonyme sein. Das widerspricht unserer Intuition. Namen haben eine intensionelle Bedeutung, daher musste die Millsche These vom EN als individueller Name ohne Konnotation in ihrer einfachen – weiter oben dargelegten – Form aufgegeben werden. Die reine Bennungstheorie birgt auch die Gefahr, dass jene Namen, die weder

[4] In diesem Beitrag wird der Auszug aus der deutschen Übersetzung in Wolf 1993 zitiert.

denotativ-referentiell beschrieben werden können (da der Namensträger nicht direkt erreichbar ist, sprich fiktiv ist (z.B. *Anakin Skywalker*)), noch über einen konnotativ-intensionellen Inhalt verfügen, im Endeffekt als semantisch völlig leere Ausdrücke hingenommen werden müssten. Doch das ist kein haltbarer Standpunkt.

Russell definiert EN als „Wörter für Einzeldinge" (1905/1993: 68), wobei zwischen Namen im logischen Sinne (*dies*) und Namen im alltäglichen Sinne (*Sokrates, Elvis Presley*) zu unterscheiden ist. Wir befassen uns mit den Letzteren. Namen sind laut Russell (vgl. 1905/1993: 81) einfache Symbole, die nicht weiter zerlegbar sind in irgendwelche sprachlichen Bestandteile. Dabei wird selbstverständlich immer an prototypische Namen gedacht, an primäre Namen, die nicht aus der Kombination eines Namens und eines Appellativums oder aus der Kombination mehrerer Namen entstanden sind. Die noch durchsichtige etymologisch-appellativische Bedeutung spielt beim EN ebenfalls keine Rolle mehr.

In der Russelschen Auffassung (1905/1993: 69) kann ein Name „nur auf ein Einzelding angewendet werden, mit dem der Sprecher bekannt ist, weil man nicht etwas benennen kann, mit dem man nicht bekannt ist". Wir sind jedoch mit einer Reihe von Einzeldingen nicht „persönlich" bekannt, wie das die Beispiele *Sokrates, Elvis Presley* und *Bertrand Russell* zeigen. Kaum einer von uns kann behaupten, Sokrates oder die anderen Genannten gesehen oder gar persönlich kennen gelernt zu haben. Daher verwenden wir – so Russell (1905/1993: 69) – solche Namen in Wirklichkeit als „Abkürzungen für Beschreibungen; und nicht nur das: auch das, was sie beschreiben, sind nicht Einzeldinge, sondern komplizierte Systeme von Klassen oder Reihen".

Hinter Russells Argumentation steckt der plausible Gedanke, dass ein Objekt (Element einer Klasse, Menge) gerade dadurch zum Einzelding (Individuum) gemacht wird, dass es aus der Klasse herausgegriffen wird, also bekannt gemacht wird. Dieses Herausgreifen erfolgt durch die Benennung des Objektes. Wenn man ein Objekt benennt, ist man mit ihm vertraut, daher braucht man keine weiteren Informationen zur Herstellung der Referenz. Wenn wir aber nur den Namen kennen, mit dem Einzelding selbst jedoch nicht vertraut sind, können wir mit ihm nur jene Informationen (das komplizierte System von Klassen und Reihen) beschreiben, die wir vom Namensträger (Individuum) erfahren, gehört haben. Der Name steht in diesem Fall als Abkürzung für solche Beschreibungen. Diese Beschreibungen sind sog. ‚definite Kennzeichnungen', die selbst keine Namen sind. Die Definitheit garantiert die Individualität des Namensträgers. Es folgen mögliche Kennzeichnungen für zwei historische – und nicht logische – Namen, mit deren Trägern wir ganz bestimmt nicht vertraut sind:

Sokrates = „der Lehrer Platons"
„der Philosoph, der den Schierlingsbecher trank"

Moses = „der Mann, welcher die Israeliten durch die Wüste geführt hat"
„der Mann, welcher zur dieser Zeit und an diesem Ort gelebt hat und damals Moses genannt wurde"
„der Mann, welcher als Kind von der Tochter des Pharaos aus dem Nil gezogen wurde"

Eine exaktere Definition von Kennzeichnung lautet wie folgt (Brüning 1996: 63): „Kennzeichnungsausdrücke in der natürlichen Sprache Deutsch werden durch den Ausdruck *der*, *die* oder *das*, gefolgt von einem oder mehreren Eigenschaftsausdrücken, gebildet." Für unsere späteren Überlegungen ist wichtig, dass die Kennzeichnungen einer Definition entsprechen, die das Definiendum auf ein Genus proximum (auf die nächst höhere Art) zurückführt und es aus dieser Menge mittels verschiedener Differentiae specificae (spezifizierender Merkmale) herausgreift. EN können demnach immer auf einen Gemeinnamen zurückgeführt werden, sie gehören als Entitäten logischerweise immer einer größeren Gruppe an, von denen sie durch spezifizierende Merkmale hervorgehoben, individualisiert werden. Diese Überlegung erinnert an die erst viel später entstandene sog. ‚Sockeltheorie' der EN von Harweg:

> Die den Eigennamen in Form eines semantischen Sockels zugrunde liegenden Namen sind [...], Gemeinnamen, und zwar jene Gemeinnamen, die die Gattung bezeichen, zu der das Eigennamendenotat jeweils gehört. Solche Gemeinnamen bilden den Sockel eines jeden Eigennamens ohne Ausnahme. (Harweg 1997: 124)

Dazu ein Beispiel von Harweg:

> Im Falle eines Personennamens vom Typus des Nachnamens *Fischer* z.B. wäre dieser Sockel damit nicht die – nur im Sinne historischer Ableitung als Sockel interpretierbare – gleichlautende Berufsbezeichnung, sondern die – dem Eigennamen auch im Sinne synchroner Semantik zugrunde liegende, ja als semantisches Merkmal inhärente – Gattungsbezeichnung *Mensch* oder genauer: deren Signifikat.

Stark vereinfacht: Es gibt keine Entitäten, die keiner Menge, Klasse angehören, so dass sie als Mitglieder einer solchen Menge nicht bezeichnet werden könnten. Es gibt auch keine Entitäten, die nur mit einem EN bezeichnet würden, ohne in eine größere Klasse von ähnlichen Gegenständen eingegliedert werden zu können (z.B. *Hans, Maria* → Mensch). Mit Hilfe einer Kennzeichnung oder mehrerer Kennzeichnungen sind die ‚Gemeinnamensockel' feststellbar, die die Klassen angeben, von denen das durch den EN Bezeichnete ein herausgegriffenes (bestimmtes) Individuum

ist. Es ist ein wesentlicher Bestandteil der Russellschen Kennzeichnungstheorie, dass die Kennzeichnungen selbst auf einem definiten Appellativum (*der Mensch, der Lehrer*: vgl. die Beispiele oben) und mehreren spezifizierenden Merkmalen (..., *der dies und das machte*/..., *der so und so ist*, etc.) aufbauen. Einzeldinge, die dem Sprecher nicht vertraut sind, müssen nicht als fragwürdige Referenzobjekte akzeptiert werden, ihre Bedeutung ist durch die Beschreibung sprachlich definiert.

2.3. Bündeltheorie

Während Russell etwa 50 Jahre nach der „bedeutungsignorierenden" Namentheorie von Mill bemüht war, die deskriptive Bedeutung von EN zu beschreiben, versuchte Strawson weitere 50 Jahre später in seiner Bündeltheorie die Referenzfestlegung der EN zu erörtern. Strawsons Auffassung ist die erste bedeutende, pragmatisch orientierte Namentheorie. Demzufolge ist für Strawson ein EN „ein Wort, das man referierend gebraucht" (1950/1993: 121) wie *Napoleon*, *Helmut* oder *Zürich*. Erfolgreich ist der Gebrauch eines Namens, wenn Sprecher und Hörer in der Lage sind, ihn in der jeweiligen Situation in seiner einmaligen Referenz („unique reference") zu verstehen. EN stellen nur eine Klasse innerhalb der eindeutig referierend verwendbaren Ausdrücke. Weitere solche Klassen sind die Demonstrativpronomina, die singularischen Personalpronomina, das Impersonalpronomen *es* sowie Ausdrücke mit dem definiten Artikel (vgl. Strawson 1950/1993: 94).
Beschreibungen sind nicht fähig, die Referenz eines Namens festzulegen, sie dienen lediglich als Hilfsmittel zur Identifizierung eines Namensträgers. Der Gebrauch des EN

> wird *nicht* durch die deskriptive Bedeutung diktiert, die das Wort haben mag. [...] Vielmehr wird sein Gebrauch durch ad-hoc-Konventionen für jede einzelne Menge von Anwendungsmöglichkeiten des Wortes in bezug auf eine bestimmte Person geregelt. (Strawson 1950/1993: 121, Hervorhebung im Original)

Strawson konzentriert sich auf die wohl wichtigste Funktion von EN: auf die identifizierende Funktion. Namen identifizieren ein Individuum, und der Sprecher erfasst diese einmalige Referenz laut Bündeltheorie mit Hilfe von sog. „identifizierenden Beschreibungen". Identifizierende Beschreibungen sind als Antworten auf die Fragen *Wer/Was ist x?* zu verstehen:

> A name is worthless without a backing of descriptions which can be produced on demand to explain its application." (Strawson 1959: 20, zit. nach Schneider 1994: 10)

Sie sind oft formidentisch mit den definiten Kennzeichnungen, die wir bei Russell kennen gelernt haben (*Der x, der...*). Identifizierende Beschreibungen können auch demonstrative Elemente enthalten (*Der da, der ...*) oder auf die Referenz anderer Sprecher zurückgreifen. Die Herstellung der Referenz durch Zurückgreifen auf eine Referenz, die von anderen Sprechern (z.B. von Experten) stammt, wurde in der späteren Literatur unter dem Begriff der „parasitären Referenz" bekannt (vgl. Katz 1977). Wie wird also im Sinne von Strawson die Referenz durch eine Beschreibung festgelegt? Die verschiedenen identifizierenden Beschreibungen liefert die Sprechergemeinschaft durch ihre einzelnen Sprecher. Die relevante Menge dieser vielen möglichen Beschreibungen sind laut Schneider (1994: 10) die, die „von den Sprechern am häufigsten genannt werden". Interessanterweise vertritt Strawson die Meinung, dass nur ein „angemessener Teil" der relevanten Beschreibungen das Referenzobjekt identifiziert. Damit ist gesichert, dass „Irrtümer oder Wissenslücken seitens der Namensverwender nicht die fatale Folge einer falschen oder gar einer 'leeren' Referenz haben". Für den Namen *Napoleon* kommen identifizierende Beschreibungen folgender Art in Frage:

Wer ist Napoleon?

(a) *Der da, an der Wand.* (In einem Raum, wo ein Bild von N. an der Wand hängt.)
(b) *Der französische Eroberer, von dem wir letzte Woche gesprochen haben.*
(c) *Der Mann, der die Hinrichtung des Duc d'Enghien befahl.*
(d) *Der Verlierer von Waterloo.*
(e) *Der Kriegsführer, der auf St. Helena starb.*

Während die identifizierenden Beschreibungen (a) und (b) – obwohl sie jeweils ein demonstratives (deiktisches) Element enthalten – keine guten Kandidaten für die relevante Menge der Beschreibungen sind, können (c), (d) und (e) sogar unter den am häufigsten genannten Beschreibungen erscheinen. Wieviele Beschreibungen letzten Endes die Person (den Referenten) tatsächlich festlegen bleibt bei Strawson weitgehend unklar. Strawson ging es nicht um die genaue Bestimmung dieses angemessenen Teils, sondern um das Prinzip der identifizierenden Beschreibungen.
Der pragmatische Aspekt der Strawsonschen Auffassung ist nicht zu übersehen: Im Mittelpunkt steht der referierende Gebrauch eines Wortes, und entscheidend sind die von der Sprechergruppe festgelegten Beschreibungen. Die referenzielle Bedeutung von EN ist somit auch als

soziales, von der Sprachgemeinschaft konventionalisiertes Produkt definiert worden.

3. Die Funktionen des EN und das Erbe der klassischen Namentheorien

Scheinbar haben wir es bisher mit drei, einander widersprechenden Namentheorien zu tun gehabt: Mill spricht den Namen jegliche Bedeutung ab, Russell plädiert für eine rein deskriptive Bedeutung und Strawson hebt die Identifizierung des Referenten hervor. Doch wenn wir uns eine komplexe Theorie der EN skizzieren, in der alle wichtigen Leistungen, die der proprialen Eigenschaft zugeschrieben werden können, präsent sind, sehen wir, dass die drei behandelten klassischen Theorien jeweils einen Aspekt, eine Funktion der komplexen Darstellung aufgreifen und daher nicht im Gegensatz zueinander stehen, sondern einander ergänzen.
Nach heutiger Auffassung ist ein EN ein definiter sprachlicher Ausdruck (er bezieht sich auf ein bestimmtes, einmaliges Objekt oder auf eine einmalige Konstellation mehrerer Objekte) (vgl. Pamp 1985: 112). Doch welche sind die wichtigsten Funktionen des Nomen proprium und in welchem Verhältnis stehen sie zu den angesprochenen klassischen Theorien?

3.1. Benennungsfunktion

Der EN benennt kraft seiner phonetisch-graphischen Gestalt (Ausdrucksseite) das Objekt unmittelbar. Die Benennungsfunktion garantiert eine direkte und eindeutige sprachliche Bezugnahme, die vielleicht am markantesten am Beispiel des Vorstellens präsentiert werden kann (*Darf ich vorstellen? Mein Freund: Hans Meyer.*).
Für das „Funktionieren" der Benennungsfunktion eines EN reicht aus, wenn einem Gegenstand, der als Individuum hervorgehoben werden sollte, ein eindeutiges, identifizierendes Zeichen zugeordnet wird. Wie dieses Zeichen beschaffen ist, spielt für die Benennung keine Rolle, die Namensgebung ist hinsichtlich der erfolgreichen Benennung völlig arbiträr. Auch die Gegenstände, die einen Namen haben, hätten anders benannt werden können, um auf sie Bezug nehmen zu können und um sie nicht mit anderen zu verwechseln. Der Taufakt, der Namensgebungsakt, ist eine arbiträre Zuordnung.
Genau dieser Gedankengang macht den Kern der Millschen Namentheorie aus: Der Name fungiert als Etikett für das Individuum. Das berühmte *Dartmouth*-Beispiel (s. 2.1.) und das Beispiel mit der Märchenszene aus „Tausend und einer Nacht" (s. 2.1.) beschreiben die Arbitrarität des Namens

und damit seine semantische Leere. Mill konzentierte sich also auf die Benennungsfunktion des EN, die reine Benennungtheorie beschreibt eigentlich diesen Teilaspekt einer komplexen Namentheorie.
Die These von der Arbitrarität des EN birgt eine gewisse Gefahr. Sie impliziert, dass ein Objekt beim Taufakt auf jeden beliebigen Namen getauft werden kann:

> Der Etikettencharakter von Eigennamen lässt theoretisch die Möglichkeit zu, jedem zu benennenden Gegenstand eine willkürliche Zahlen- und/oder Buchstabensequenz zuzuordnen. (Nübling 2000: 279)

Doch wir wissen, dass alltägliche Namenbildung und -gebung sowohl phonetisch als auch morphologisch beschränkt sind. Es gibt in jeder Sprache verschiedene inadäquate Namen, wie z.B. nicht realisierbare Phonemkombinationen (*Kvdgm, Lllx*) oder Appellativa, die schlechte Kandidaten für einen EN sind (*Aufgrund, Für*). Sie sind nicht ausgeschlossen, aber begrenzt möglich, wodurch sich schon die Schwäche der Vorstellung von einer völligen Arbitrarität, von den Namen als einfachen Etiketten zeigt.

3.2. Klassifikationsfunktion

Der EN kann einen (meist eher kleineren) Teil an deskriptiver, lexikalischer Bedeutung aufweisen. Dieser Anteil an Bedeutung ist konventionalisiert, daher nicht individuenabhängig: Der EN bestimmt die Art des Individuums, das durch ihn benannt werden kann (Klassifikationsfunktion).
Diese Definition ist ein weiteres Argument gegen die allgemeine Gültigkeit der reinen Benennungstheorie. Wenn manche Namen Individuen bestimmter Klassen oder Kategorien bezeichnen können, kann die Zuordnung in diesen Fällen nicht völlig arbiträr sein. Die meisten Individualnamen (Personennamen) implizieren eine Klassenzugehörigkeit:

Helmut: [+PERSON], [+MÄNNLICH] › männl. Personenname
Rita: [+PERSON], [+WEIBLICH] › weibl. Personenname

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Die Träger der EN

> *Helmut Schmidt, Helmut Henne, Helmut Heissenbüttel, Helmut Höflehner, Helmut Kohl*

heißen alle *Helmut*, aber sie heißen nicht deswegen alle so, weil sie eine natürliche Klasse von Objekten bilden (etwa die der *Helmuts*). Sie haben außer dem Namen nichts miteinander gemeinsam; sie konnten jedoch alle nur *Helmut* genannt werden, weil sie alle Personen männlichen Geschlechts

sind! Diese Merkmale machen die lexikalische Bedeutung dieses Namens aus.
Im Anschluss an Russells Theorie haben wir in 2.2. Harwegs Begriff des ‚Gemeinnamensockels' von EN kennen gelernt. EN können demnach auf einen Gattungsnamen zurückgeführt werden, d.h. das bezeichnete Individuum wird auf eine Gattung zurückgeführt, aus der es als unikales Objekt herausgegriffen wurde, indem es mit einem EN benannt wurde. Diese Gattungs- oder Klassenzugehörigkeit erscheint in Russells deskriptiver Namensemantik. Die Beschreibungen, für die die Namen als Abkürzungen stehen, sind definite Kennzeichnungen, die immer mit einem definiten Appellativum (Gattungsangabe) anfangen und mit den speziellen Merkmalen des Individuums ergänzt werden (*Der Mann, der .../Der Lehrer, der ...*) (s. 2.2.). EN können also auf Gattungsnamen zurückgeführt werden. Manchmal wird ein Gattungsname zum konventionalisierten Bestandteil des EN, so dass dieser Bedeutungsteil als lexikalische Bedeutung ins Lexikon aufgenommen wird, wie z.B. im Falle der Personennamen.

3.3. Identifikationsfunktion

Der EN verbindet Informationen mit dem Namensträger. Die Art und die Struktur dieses Informationsbündels ist einmalig, daher kann auf ein Individuum Bezug genommen werden (Identifikationsfunktion: Identifizierung des Individuums).
Die Identifikationsfunktion ist die grundlegendste Funktion des EN. Sie ist die einzig relevante Eigenschaft, die EN – einmal abgesehen von eher unsystematischen Besonderheiten wie begrenzte Flexion, besonderes Verhältnis zu determinierenden Elementen – von anderen Sprachzeichen unterscheidet. Mit dem EN werden (sprachliche und nichtsprachliche) Informationen erreicht, mit deren Hilfe ein Individuum identifiziert werden kann. Das Informationsbündel repräsentiert das Wissen über ein Einzelding, also eine stets veränderliche Informationsmenge mit eventuell falschen Informationen. Dieser variable Informationsspeicher wird auch ‚Dossier' (vgl. Bierwisch 1996) genannt, auf das mit dem Namen zugegriffen werden kann. Man darf jedoch nicht vergessen, dass das Dossier nicht zum Namen, sondern zum (Wissen über das) Referenzobjekt gehört. Diese Auffassung ist in Einklang mit der Vorstellung von Strawson über die Referenzfestlegung durch einen angemessenen Teil der Menge der identifizierenden Beschreibungen, die von der Sprechergruppe geliefert werden. Die Dossier-Theorie kann als die modernisierte Version der Strawsonschen Theorie aufgefasst werden, wie das auch der folgenden Definition zu entnehmen ist:

> Zeichen sind 'Zugriffsadressen' und weiter nichts. [...], Namen sind Zugriffsindizes auf Informationsmengen über 'Einzelobjekte' (Individua). [...] der Merkmalbestand einer Informationsmenge über Einzelobjekte geht gegen Unendlich (er bildet eine 'offene' Menge). (Hansack 1990: 79f, Hervorhebung im Original)

Das Dossier (der erweiterte Individuenbegriff, die Informationsmenge, die Menge der identifizierenden Beschreibungen) mag für das Beispiel *Michail Gorbatschow* wie folgt aussehen:

> DOSS: {letzter Parteisekretär der Sowjetunion, Verkünder von Glasnost und Perestroika, hat einen Fleck auf seiner Glatze, spielte in einem Werbespot für McDonald's, revolutionärer sowjetischer Politiker, ...}

Die Ähnlichkeit mit dem *Napoleon*-Beispiel in 2.3. ist eindeutig. Sowohl Strawson als auch die Dossier-Theorie plädieren für die semantische Fülle von EN. Nur ist diese Fülle an Informationen kein lexikalisches Wissen, sondern die pragmatisch-kognitive Ebene des Proprialen an den Namen.

4. Konklusion

Mit den Namentheorien von Mill, Russell und Strawson zeigt sich eine klare Linie von einer sprachzeichenfixierten Erklärung des Proprialen bis hin zu einer wissensorientierten Beschreibung desselben. Dabei macht sich ein Wechsel von den logisch fundierten Beschreibungsversuchen zu einer pragmatischen Sichtweise bemerkbar. Die Grundidee der arbiträren Benennung (Mill), der verkürzten Beschreibungen (Russell) und der Identifizierung des Referenzobjektes (Strawson) mit Hilfe diverser Informationen schlägt sich in der integrativen Darstellung der drei wichtigsten Funktionen der Nomina propria nieder. Diese Beschreibung entspricht auch der Auffassung vom Lexikon als komplexer Informationsträger, in dem sprachliche und nichtsprachliche Informationen miteinander verflochten sind, von einem Lexikon, das letzten Endes nichts anderes ist als unser Weltwissen.

Literaturhinweise

Bierwisch, M. (1996): *Ignorierte Aspekte von Eigennamen*. Unveröffentl. Vortragsunterlagen.

Brüning, B. (1996): *Über Sinn und Bedeutung von Eigennamen. Eine semantisch-erkenntnistheoretische Untersuchung*. Wien.

Frege, G. (1892/1971): *Über Sinn und Bedeutung*. In: *Schriften zur Logik und Sprachphilosophie. Aus dem Nachlaß*. Hamburg.

Hansack, E. (1989): *Bedeutung, Begriff, Name*. Regensburg.

Harweg, R. (1997): *Namen und Wörter I*. Bochum.

Jespersen, J.O. (1963[8]): *The Philosophy of Grammar*. London.

Katz, J. (1977): *A Proper Theory of Names*. In: Philosophical Studies. Vol. 31: 1–80.

Kripke, S. (1981): *Name und Notwendigkeit*. Übers. von Ursula Wolf. Frankfurt am Main.

Mill, J.S. (1843): *Von Namen*. In: Wolf, U. (Hrsg.) (1993): 43–62.

Mill, J.S. (1868[2]): *A System of Logic. Ratiocinative and Inductive*. London. Vol. 1.

Nübling, D. (2000): *Auf der Suche nach dem idealen Eigennamen*. Beiträge zur Namenforschung. N.F. Bd. 35, H. 3: 277–302.

Pamp, B. (1985): *Ten Theses on Proper Names*. In: Names. Vol. 33, No. 3: 111–118.

Russell, B. (1905): *Die Philosophie des logischen Atomismus*. In: Wolf, U. (Hrsg.) (1993): 68–93.

Schneider, E. (1994): *Eigennamen. Eine sprachphilosophische Untersuchung*. Würzburg.

Strawson, P.F. (1950): *Über Referenz*. In: Wolf, U. (Hrsg.) (1993): 94–126.

Van Langendonck, W. (1985): *Pragmatics and Iconicity as Factors Explaining the Paradox of Quantified Proper Names*. In: Names. Vol. 33, No. 3: 119–126.

Wittgenstein, L. (1960): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main.

Wolf, U. (Hrsg.) (1993): *Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse*. Frankfurt am Main.

Balázs Sára (Budapest)

Zur historischen Entwicklung des deutschen Verbalsystems: Temporalität – Aspektualität – Modalität – Distanz

0. Wieder ein Beitrag zum deutschen Verbalsystem – noch ein „Verbalist"?

Trotz der Vielfalt der immer zahlreicher werdenden Beschreibungsversuche stellt ein theoretisch-praktisches Rahmenkonzept zur systematischen Erfassung des gesamten deutschen Verbparadigmas m.E. bis heute ein Desiderat dar. Gemeint ist damit ein komplexer deskriptiver Ansatz, der

(i) eine adäquate und v.a. übersichtliche Beschreibung des Tempussystems ermöglicht,
(ii) das seit jeher äußerst aspektaffine deutsche Verbalsystem auf der Basis der verbalen Aktionsarten auch auf eventuelle aspektuelle Oppositionen hin untersucht,
(iii) Parallelitäten im Oppositionssystem der Modi und verwandter Kategorisierungen behandelt,
(iv) das Oppositionssystem der Verbalgenera als konstitutiven Teilbereich in die Beschreibung einbezieht und
(v) alle genannten Kategorisierungen in einem einheitlichen, „viablen"[1] und kognitiv motivierbaren, auch pragmatisch relevanten Rahmen aufeinander bezieht,
(vi) in dem auch auf die folgerichtige Trennung von Inhalts- und Ausdrucksseite besonderer Wert gelegt wird.

Obwohl ein solches Unternehmen keineswegs einfach anmutet, ist die Ausarbeitung seiner wichtigsten Prinzipien unbedingt notwendig, wobei – da es sich um ein Rahmenkonzept handelt – ein Maximum an berücksichtigten (wenn auch marginalen) verbalen Strukturen, ja womöglich ein offenes System wünschenswert ist. Die wichtigsten Schwerpunkte eines umfassenden Lösungsversuchs der Probleme im nhd. Verbalbereich sind die Folgenden:

---

[1] Viabilität = historische Adäquatheit (Ágel 2001: 192): „Die Beschreibung (bzw. Erklärung) einer aktuellen Struktur ist viabel, wenn sie sich in die Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte der Struktur fügt."

(a) Bestimmung der Distribution finiter Formen, die an temporalen Oppositionen beteiligt sind (zwischen denen also klare zeitreferenzielle Unterschiede nachzuweisen sind);
(b) Untersuchung der immer noch nicht genügend geklärten Distribution und des Status der Vergangenheitstempora (v.a. Perfekt vs. Präteritum);
(c) Entwurf eines Systems, in dem auch oft als Randerscheinungen betrachtete Formen untergebracht werden können – hierzu gehören etwa die heute noch häufig als nicht-standardsprachlich eingestuften, jedoch sprechsprachlich frequenten Formen des indikativischen und konjunktivischen Doppel(plusquam)perfekts und des ebenfalls umstrittenen (relativ seltenen) indikativischen Vergangenheitsfuturs;
(d) nach Möglichkeit klare Unterscheidung und Untersuchung der Funktionsverteilung von Präsens, Futur und epistemischen Konstruktionen;
(e) Integrierung sämtlicher epistemischen Konstruktionen ins Verbalparadigma;
(f) Analyse der Rolle der verbalen Aktionsart im Aufbau aspektueller Bedeutungen;
(g) Untersuchung der aspektuellen Opposition auch im Passivparadigma, aus der sich auch in Bezug auf das Aktivparadigma wichtige Aufschlüsse gewinnen lassen.

Die gegenseitige, sehr enge Verflechtung der aufgelisteten Problembereiche liegt m.E. auf der Hand. Sie in Ausschnitten zu behandeln führt unvermeidlich zu einem unvollständigen Bild von einem faktisch kohärenten System, dessen Kategorien sich gegenseitig bedingen. Aus dem bisher Gesagten folgt die wichtigste Zielsetzung des vorliegenden Beitrags, in dem ein integratives mehrdimensionales Modell des nhd. Verbalsystems entworfen werden soll. Im Mittelpunkt meiner Ausführungen steht der Versuch, das nhd. Verbalsystem als solches aus seinem sprachgeschichtlichen Hintergrund abzuleiten.[2]

1. Zum Verbalsystem des Althochdeutschen

Da das zu erörternde neuhochdeutsche Modell in erster Linie die Bedingung der historischen Adäquatheit erfüllen soll, erscheint es als zweckmäßig, das

[2] Die empirische Sicherung des im Folgenden vorzustellenden Konzepts ist die wichtigste Aufgabe meiner Dissertation (in Vorbereitung), in der den hier angesprochenen Zusammenhängen und Forschungsdesideraten anhand der Analyse eines nhd. Textkorpus nachgegangen werden soll. Zu früheren Sprachepochen des Deutschen werden in diesem Aufsatz sowohl die neuere Forschungsliteratur als auch eigene Ergebnisse herangezogen.

althochdeutsche Verbalsystem zum Ausgangspunkt zu nehmen und dessen Aufbau etwas genauer zu betrachten. Der Übersichtlichkeit halber wird in Tab.1 zunächst das ahd. Verbparadigma des Aktivs in einem dreidimensionalen Modell dargestellt:[3]

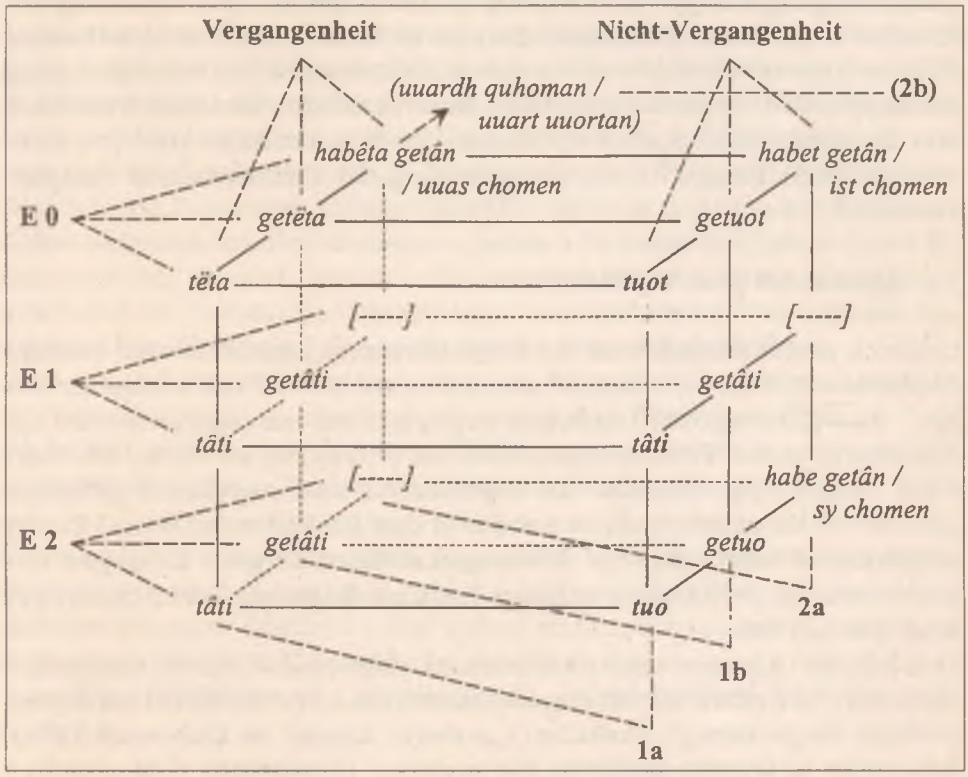


Tabelle 1: Das Verbalsystem des Althochdeutschen um 1000. (Aktiv)[4].

1.1. Tempus und Temporalität

Das System der temporalen Oppositionen im Ahd. ist das denkbar Einfachste und hat der Forschung nie ernsthafte Probleme bereitet (horizontale

[3] Da wir beim besten Willen nur von mehreren, jeweils varietätenbedingten Verbalsystemen des Alt- bzw. Neuhochdeutschen reden können, soll hierbei nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass die im Folgenden zu präsentierenden alt- bzw. neuhochdeutschen Verbalsysteme lediglich als theoretische Konstrukte aufzufassen sind, d.h. Rahmenkonzepte darstellen, die wir in ihrer komplexesten Form naturgemäß in keiner Varietät der behandelten Sprachepochen antreffen.

[4] Bis auf Schicht 2b sind in Tab. 1 die von Oubouzar (1974) registrierten Notkerschen Formen dargestellt.

Dimension in Tab. 1). Es lässt sich tatsächlich mit nur zwei der drei Reichenbachschen Zeitrelata (S [= Sprechzeit] und E [= Ereigniszeit], s. Reichenbach 1947) eindeutig erfassen: Präterita haben die Zeitreferenz „E vor S" (Vergangenheit), Präsentia die Tempusbedeutung „E nicht vor S" (Nicht-Vergangenheit).[5] Sehr wichtig ist allerdings die Überbelastung des Präteritums im Konjunktiv, dessen Formen im Irrealis der Nicht-Aktualisation (Ebene 1) bereits „E nicht vor S" ausdrücken können. Diese Neutralisierung der temporalen Opposition zwischen dem Präsens *tuo* und dem Präteritum *tâti* im Konj. dient später als Muster für den Indikativ und hat m.E. weitreichende Folgen für die Umgestaltung des indikativischen Tempussystems.

1.2. Aktionsart und Aspektualität

Ungleich problematischer ist die Frage nach dem Aspekt im Ahd. (Tiefendimension in Tab. 1), wobei in den meisten Arbeiten von einem für das Ahd. und Mhd. generell gültigen Aspektsystem ausgegangen wird. In Anlehnung an die Terminologie von Leiss (1992) bin ich dafür, die ahd.-mhd. „Aspektoppositionen" als aspektuelles oder aspektuell gefärbtes System[6] zu bezeichnen, da es für die in den Schichten 1a–b und 2a(–b) möglichen Formen strenge Bildungsrestriktionen gibt. Entgegen der traditionellen Auffassung schlage ich also folgende (dreischichtige) Klassifikation vor:

(1a) Schicht 1a (vorne) umfasst Imperfekta, Formen also, die ein Geschehen in seinem Verlauf aus der Innenperspektive (d.h. ohne Rücksicht auf dessen zeitliche Begrenzung)[7] darstellen („kursiver Aspekt" in Oubouzar 1974). Zu dieser Kategorie gehören die meisten (durativen) Grundverben („Verbalcharaktere" in Leiss 1992: 30ff) und gelegentlich auch *ge*-Komposita, bei denen die Aktionsartsemantik verblichen ist (z.B. *gilouben*). Die Opposition zu den Aktionsartverben drückt m.E. die Bezeichnung ‚Immutativum' mit den semantischen Merkmalen [–Zustandseintritt/+Vorgang] adäquat aus.

---

[5] Die nur schwach grammatikalisierten Futurumschreibungen mit *scal/will* + Infinitiv wurden in Tab. 1 nicht berücksichtigt, da Zukunftsbezug meistens durch telische Simplexverben, präfigierte Aktionsartverben oder *ge*-Komposita hergestellt wird.

[6] Leiss (1992) fasst die (lexikalisch-grammatischen) Aktionsarten vs. (grammatischen) Aspekte in der Kategorie der Aspektualität zusammen.

[7] Zu den Begriffen der ‚Innen-' vs. ‚Außenperspektive' vgl. auch Abschnitt 2.4., v.a. Tab. 3.

(1b) Schicht 1b (Mitte) umfasst hingegen eindeutig Formen, die am besten unter ‚Mutativum' subsumiert werden können.[8] Neben telischen Grund- und v.a. Aktionsartverben (Letztere als Präfixkomposita überwiegend mit partieller lexikalischer Semantik des Präfixes) erscheinen hier die *ge-*Komposita atelischer Verbalcharaktere, bei denen der außenperspektivische Aspektcharakter dieser Kategorie am ausgeprägtesten ist (mhd. etwa *sîn* vs. *gesîn* „geschehen"). Neben Perfektivität dient Schicht 1b auch zum Ausdruck von Ingressivität – die häufige Zukunftsimplikation dieser Formen resultiert immer aus der Grenzbezogenheit. Die aspektuelle Semantik des Mutativums lässt sich mit den Merkmalen [+Zustandseintritt/+Vorgang] beschreiben.
(2a) Schicht 2a (hinten) bilden schließlich die in ahd. Zeit aufkommenden Konstruktionen des ‚Resultativums' (*habên*+PP transitiver bzw. *wësan*+PP intransitiver, im Ahd. immer telischer Verben), die einen erreichten/geschaffenen Zustand als Ergebis eines vorausgehenden Vorgangs mit der aspektuellen Semantik [–Zustandseintritt/–Vorgang] darstellen.
Dass die ahd. aspektuelle Opposition im Wesentlichen auf dem Merkmal [±Zustandseintritt] aufbaut, zeigen neben dem Passivparadigma (s. 1.4) die im Ahd. gelegentlich erscheinenden ingressiven Formen aus *wërdan*+PP intransitiver Verben (Ansätze zu einer Schicht 2b), die etwa Eggers 1987 mit der Tradition der streng geregelten Übersetzungstechnik von Schreibschulen zu erklären sucht. Leiss (1992: 156f) plädiert hingegen dafür, Formen wie *uuard quhoman / uuard (chi)uuordan* (Isidor) und *uuart uuortan* (Monseer Fragmente und Tatian) als Resultativa einzustufen – diese Auffassung lässt sich dahingehend präzisieren, dass es sich um eine Art „mutatives Resultativum" („wurde zum [An-]Gekommenen") handelt (vgl. noch 2.2).

1.3. Modus und Modalität

Valentin (1990: 363) definiert Modus als die grammatische Kategorie, die „das Verhältnis eines propositionellen Inhalts zur vom Sprecher angenommenen Wirklichkeit" angibt und nimmt für das Ahd. ein Modussystem aus „zweieinhalb Modi" an. Es liegt auf der Hand, sich dieser Auffassung anzuschließen. Die modalen Ebenen in Tab. 1 (in der grundsätzlich auch die Inhaltsseite berücksichtigt wird) sind somit die Folgenden: E 0 (formal Indikativ) ist die modale Ebene der Aktualisation, E 1–2 (formal Konjunktiv/Optativ) die Ebene der Nicht-Aktualisation, wobei E 1 Irreales zum Ausdruck

[8] Da Resultativität nur für Zustandsaktive und Zustandspassive gilt (vgl. 2.4), halte ich den von Oubouzar (1974) verwendeten Terminus „resultativer Aspekt" für keine adäquate Bezeichnung. Obwohl die Schichten 1b und 2a beide außenperspektivisch sind, sollte ihre (auch nur terminologische) Vermengung strikt vermieden werden.

bringt und E 2 darüber hinaus generell „Sachverhalte [markiert], die [...] keine Entsprechung in der Referenz haben, oder solche, die nicht in dem Skopus des aktuellen Sprechers stehen“ (ebd., S. 364).

1.4. Verbalgenus und noch einmal Aspektualität

Im Gegensatz etwa zur Stellungnahme von Oubouzar (1974), nach der das ahd. Passiv keine Parallele zu Aktivformen aufweist, scheint mir die für das Aktiv gültige wichtigste Opposition von Immutativum vs. Mutativum auch für das ahd. Passiv ausschlaggebend zu sein, so dass Aktiv- und Passivparadigma m.E. im Sinne eines zu Grunde liegenden aspektuellen Systems auf den gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Vgl. hierzu zunächst Tab. 2:

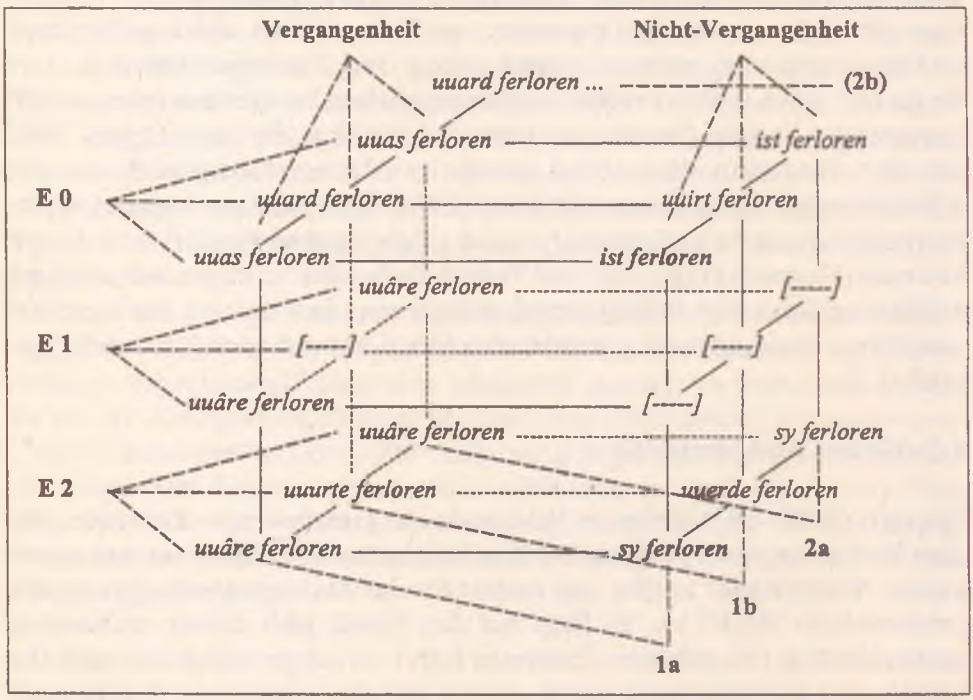


Tabelle 2: Das System der Passivformen im Althochdeutschen um 1000[9].

Die Schichten 1a–b und 2a verfügen über dieselben aspektuellen Merkmale wie die entsprechenden Schichten des Aktivparadigmas, mit dem Unter-

[9] Zum Formeninventar in Tab. 2 s. Fußnote 3.

schied, dass hier als primäre Opposition nicht die zwischen 1b und 2a angesehen werden muss: Die außenperspektivischen *wërdan*-Passive (Schicht 1b) drücken kraft der Merkmale [+Zustandseintritt/+Vorgang] immer Mutativität (d.h. Perfektivität oder Ingressivität mit Futurimplikation) aus, während man im *wësan*-Passiv primär die entsprechenden außenperspektivischen Resultativformen mit den Merkmalen [–Zustandseintritt/–Vorgang] sehen muss. Obwohl Schicht 2a folglich nur Zustände zulässt, wird durch den Eintritt von primär atelischen Verben in die Konstruktion ein Perspektivenwechsel von Außen- zur Innenperspektive ermöglicht, so dass die Formen in Schicht 1a im Ahd. auch als ‚Immutativa' mit den Merkmalen [–Zustandseintritt/+Vorgang] fungieren können (ahd. *ist gislagan* kann bekanntlich sowohl „ist geschlagen" als auch „wird geschlagen" bedeuten). Das somit als einheitlich herausgestellte aspektuelle System im Aktiv- und Passivparadigma soll zusammengefasst in Tab. 3 veranschaulicht werden:

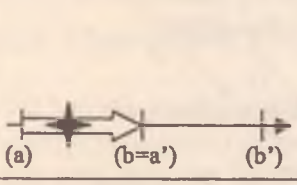
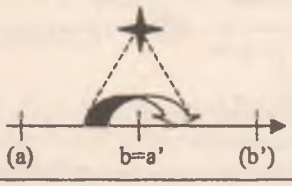
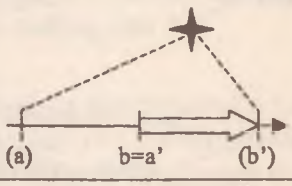
Innenperspektive	Außenperspektive	
Immutativum	Mutativum	Resultativum
		
tuot / ist getân	*getuot / wirdit getân*	*habet getân / ist getân*

Tabelle 3: System der aktivischen und passivischen aspektuellen Oppositionen im Ahd.[10].

2. Das Verbalsystem des Neuhochdeutschen

Nach der Darlegung der sprachhistorischen Basis soll im Folgenden ein nach den in Kap. 1 niedergelegten Prinzipien erarbeitetes nhd. Verbalsystem

[10] Zeichenerklärung zu Tab. 3: *a* und *b* markieren die Grenzen des verbalen ‚Geschehens' (*tuon*), *a'* und *b'* die Grenzen des dem Geschehen folgenden ‚Nachzustandes'. Der Pfeil steht für den fokussierten ‚Vorgang'/‚Zustand', das Sternchen für den perspektivischen ‚Sehepunkt' (im Wesentlichen identisch mit dem v.a. temporalsemantisch relevanten Relatum der ‚Referenzzeit', die auch Standpunkt/Betrachtzeit genannt wird). Es soll hier noch einmal nachdrücklich betont werden, dass die in Tab. 2 und 3 dargelegte aspektuelle Opposition keine Aspektopposition im engeren Sinne bildet: Die aspektuelle Bedeutung der Schichten 1a–b wird grundsätzlich von der verbalen Aktionsart beigesteuert, Schicht 2a wird in ahd. Zeit ausschließlich aus resultativen Grundverben (*findan*) und telischen Aktionsartverben (*irfullen*) gebildet.

Tabelle 4: Das Verbalsystem des Neuhochdeutschen um 2000.

präsentiert werden. Im Gegensatz zum auf insgesamt vier Oppositionen aufbauenden ahd. System wird für den nhd. Bereich finiter verbaler Formen grundsätzlich von einem sechsfachen Oppositionssystem ausgegangen (wie schon in Kap. 1 auch hier ohne Imperativ):

(1) Temporale Opposition (Rück- ~ Mit- ~ Vorschau: *hat gemacht ~ macht ~ wird machen*),

(2) Distanzopposition (Präsens ~ Präteritum: *macht ~ machte; hat gemacht ~ hatte gemacht*),
(3) Aspektuelle Opposition (Eventivum [Vorgang] ~ Resultativum [Ergebnis] für Innen- ~ Außenperspektive: *macht ~ hat gemacht*; Passiv: *wird gemacht ~ ist gemacht*),
(4) Modale Opposition (Nicht-Irrealis ~ Irrealis: *tut ~ täte / würde tun* [+ indirekte Rede]),
(5) Genusopposition (Aktiv ~ Medium ~ Passiv: *öffnet ~ öffnet sich ~ wird geöffnet*).
(6) Ein besonderes Problem, das ebenfalls nur in Bezug auf das Tempussystem i.w.S. gelöst werden kann, ist die Opposition deontischer vs. epistemischer Konstruktionen.

Die Konstellation dieser Oppositionen im Gegenwartsdeutschen – bis auf die Passivformen (hierzu s. Abschnitt 2.5) – stellt Tab. 4 dar (im Mittelpunkt der Indikativ auf den Ebenen E 0 und E 0' mit einer horizontalen Dimension der temporalen, einer Tiefendimension der aspektuell-perspektivischen und einer vertikalen Dimension der distanziellen Opposition).

2.1. Tempus und Temporalität[11]

Ich wende mich zunächst dem komplexen Problem der Beschreibung und Interpretation des gegenwartsdeutschen Tempussystems zu. Es liegt hierbei auf der Hand, der Frage nach dem Beschreibungspotenzial eines ungewöhnlich groß angelegten kompositionalen Tempusmodells mit insgesamt 5 Zeitrelata zur Beschreibung indikativischer und konjunktivischer temporaler Strukturen in Thieroff 1992 und 1994 nachzugehen. In Sára 2002 wird das Problem der praktischen Anwendbarkeit des genannten theoretischen Ansatzes auf einen zeitgenössischen literarischen Text[12] mit verschiedenen temporalen Strukturierungsebenen thematisiert. Die Ergebnisse bzw. Konsequenzen sind wie folgt:
(1) Unter theoretisch-methodologischem Aspekt wird die Beschreibungsadäquatheit des überprüften Tempusmodells vor allem dadurch in Frage gestellt, dass eine eindeutige Korrelation der einzelnen Bezugsgrößen

[11] Die Erforschung dieses Gebietes zeichnet sich durch eine erstaunliche Dynamik, z.T. äußerst stark divergierende Auffassungen und immer heftigere theoretische und methodologische Debatten aus. Da einen auch nur ungefähren Überblick zu geben hier praktisch unmöglich ist, sei nur auf die eine gewisse Vollständigkeit anstrebenden Gesamtdarstellungen von Weinrich 1964/1977, Fabricius-Hansen 1986, Thieroff 1992, Harweg 1994 und Vater 1994 verwiesen (eine knappe typologische Zusammenfassung biete ich in Sára 2002).
[12] Johnson, U. (1993): *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl*. Frankfurt am Main.

(Zeitrelata) mit bestimmten Textelementen (Tempusformen und Temporaladverbiale) durchaus nicht immer nachgewiesen werden kann, wobei insbesondere „Leerstellen" bzw. Redundanzen in den ermittelten Tempusformeln augenfällig sind – dies gilt in erster Linie für die oben genannten komplexen Strukturen zum Ausdruck temporalsemantischer Relationen (zu deren Erforschung vgl. Abschnitt 2.3).
(2) Daraus folgt, dass die Tempuslinguistik keineswegs als eine satzsemantische, ja nicht einmal als eine „absatz" semantische Angelegenheit betrachtet werden darf: Der z.T. auch temporal mehrfach gestaffelte Aufbau von Texten im weitesten Sinne macht offensichtlich, dass die Verfeinerung von Tempusmodellen zwecks effektiverer Beschreibung von Tempusfunktionen nur im Rahmenkonzept der Textlinguistik möglich wird, was wiederum die theoretisch hinreichend fundierte Analyse aus „Ganztexten" zusammengestellter, umfangreicher Textkorpora (unter Berücksichtigung des Varietätenspektrums) voraussetzt.
(3) Des Weiteren hat die Untersuchung bestätigt, dass der Problembereich der Temporalität (bzw. die grammatische Kategorisierung Tempus) auf der semanto-syntaktischen Ebene des Satzes mit anderen Kategorisierungen untrennbar verbunden ist, zu denen mindestens der Modus, das Verbalgenus und der im Deutschen besonders umstrittene „Aspekt" (eigentlich das Phänomen der aspektuellen Perspektivität) gerechnet werden müssen. Andererseits genügt ein Blick in die neuere Fachliteratur zur Feststellung, dass keine der genannten verbalen Kategorisierungen eindeutig definiert (geschweige denn etwa die Zahl der einzelnen Kategorien festgestellt und ihre Funktion klar umrissen) werden kann.[13]
Soweit ich es sehe, sind durch die Etablierung eines Tempussystems mit drei indikativischen Tempora (E 0 bzw. E 0' der horizontalen Dimension in Tab. 4) die meisten Schwierigkeiten aufzuheben. Da jedoch die Perspektivität im temporalen Bereich am ausgeprägtesten ist, liegt es nahe, diese „Tempora" generell als temporaldeiktische Perspektivierungskategorien aufzufassen (so z.B. Weinrich 1964/1977 und 1993 bzw. Köller 1988), die ‚Rückschau', ‚Mitschau' (Nullstufe) und ‚Vor(aus)schau' genannt werden könnten.
Zur Entwicklung der Tempusopposition gehört also v.a. die allmähliche Etablierung eines primär temporalen Gegensatzes v.a. zwischen Präsens vs. grammatikalisiertem Perfekt bzw. Präteritum und Plusquamperfekt auf zwei funktional verschiedenen Ebenen (s. Abschnitt 2.2). Diese Opposition war im Ahd. rein aspektueller Art, wird jedoch in mhd. Zeit bis hin zur vollständigen

[13] Gemeint sind beispielsweise neuere Ansätze in der Erforschung des Genus verbi (zum Passiv: Eroms 1990 und 1992, Ágel 1996(a), zur Reflexivität und Medialität: Ágel 1997(a), Welke 1997), des Modus (Fernandez-Bravo 1980, Valentin 1990). Eine grundsätzlich neue Auffassung von den Verbalkategorien vertritt Leiss 1992.

Grammatikalisierung zum „analytischen Präteritum" im 14. Jh. zunehmend temporal verwertet (Pfeile A in Tab. 4). Diese Opposition wird von Oubouzar (1974) als Phasenopposition mit einem jeweils spezifischen Standpunkt (Betrachtzeit) in der Nachphase des dargestellten Geschehens betrachtet, was insofern nicht ganz adäquat ist, als die ursprüngliche aspektuelle Opposition (zumindest bei resultativen Grundverben und telischen Aktionsartverben) m.E. auch im Nhd. erhalten bleibt, so dass bei Oubouzar zwei Kategorien vermengt werden (Näheres hierzu in Abschnitt 2.2). Die Metaphorisierung besteht hier darin, dass das ahd. außenperspektivische Resultativum „innenperspektiviert" wird – ein Phänomen, das uns im Ahd. *wësan*-Passiv (Resultativum zu Mutativum) schon begegnet ist (s. Tab. 3). Von besonderem Interesse ist des Weiteren auch die Frage nach dem semantisch-funktionalen Verhältnis zwischen Präsens (*öffnet*) und Futur (*wird öffnen*) bzw. Präteritum (*öffnete*) und Vergangenheitsfutur (*würde öffnen*). Laut Leiss (1992) liegt der funktionale Hund im Nhd. wieder in der verbalen Aktionsart begraben: Präsensformen resultativer Grundverben (*findet*) und telischer Aktionsartverben (*erlernt*) implizieren Zukunftsbezug, was für durative bzw. atelische Verben (*sucht/ streichelt*) nicht zutrifft, woraus folgt, dass deren Frequenz in expliziten Futurumschreibungen mit *werden*+Inf. proportional höher liegen dürfte (empirisch vorerst nicht einwandfrei gestützt; s. auch 2.4). Die drei Tempora der Basisebene E 0 lassen sich also mit insgesamt 2 Zeitrelata im Rahmen eines kompositionalen Tempusmodells problemlos beschreiben: Das analytische Präteritum *hat [schon vorgestern] geöffnet* hat die Zeitreferenz „E vor S", *öffnet* „E nicht vor S" und *wird öffnen* „E nach S". Betrachtet man alle Ebenen in der vertikalen Dimension in Tab. 4, kann jedoch die deutliche Tendenz, auf eine formale Differenzierung zwischen Mitschau und Vorschau zu verzichten, nicht übersehen werden: Die indikativischen Formen des seit dem 14. Jh. aufkommenden *werden*+Inf. werden zunehmend modal verwendet und gehen seit dem 15./16. Jh. allmählich in der Klasse der epistemischen Modalverben auf (E 0 ð E –1: Pfeile B in Tab. 4), während die Konjunktivformen einerseits (wahrscheinlich kraft ihres ikonischen Charakters: *würde* aus dem Präteritalstamm *wurd-*) „Ersatzformen" des ausgestorbenen Vergangenheitsfuturs vom Typ *ward tun* abgeben (E +1 ð E 0': Pfeile C), andererseits nach dem Schwund ihrer ingressiven Aktionsartsemantik als Formen des restriktiven Konjunktivs Karriere machen (E +1 ð E +1': Pfeile D).[14] Im nhd. Tempussystem scheint

[14] Für den letzten Fall bietet sich übrigens eine plausible Erklärung der Frage an, wieso sich die ursprünglich „zukunftsbezogene" resultativische Fügung *würde geöffnet haben* (Vorschau) zu einer „Vergangenheitsform" mit der Bedeutung „hätte geöffnet" entwickeln konnte: Sie muss ähnlich ihrem eventivischen Pendant *würde öffnen* hinsichtlich Mit- vs. Vorschau neutralisiert worden (Pfeil D) und in einem zweiten Schritt analog zu den übrigen „analytischen Präterita" in die Rückschauperspektive übergewechselt sein (Pfeil A auf Ebene +1').

sich also nach zehn Jahrhunderten wieder die alte Opposition zu etablieren, die auf eine explizite Differenzierung zwischen Vergangenheit („E vor S") und Nicht-Vergangenheit („E nicht vor S") aufbaut.

2.2. Distanz

Einen der wichtigsten Wandelprozesse sehe ich in der allmählichen Etablierung einer Distanzopposition zwischen den beiden Tempusgruppen (fortan: TG 1 vs. TG 2), deren Unterschied bisher nicht eindeutig ermittelt und beschrieben werden konnte.[15] Für die Erforschung dieses Problems ist die Klärung der Frage nach der Opposition der beiden Leittempora Präsens (*öffnet*) und Präteritum (*öffnete*) besonders relevant, die je nach Forschungsansatz entweder als eine primär temporale Distanzopposition (Thieroff 1992) oder aber als generell atemporal und propositional bestimmt (Hamburger 1968 und Weinrich 1964/1977) betrachtet wird. M.E. sind die gängigen Forschungsansätze unter zusätzlicher Einbeziehung des Konzepts der Diamedialität (konzeptionelle Achse von Oralität vs. Literalität, s. Koch & Oesterreicher 1984 und 1995, Ágel 2000) auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Meine These, die ich in Sára 2002(a) auch empirisch zu begründen versucht habe, lautet dahingehend, dass das alte „Präteritum" des Indikativs sich aus seiner im Ahd. generell temporalen Opposition zum „Präsens" herauslöst und eine neue Opposition eingeht, die sich vor allem seit frnhd. Zeit als eine sowohl kognitiv-funktional (distanziell) wie auch pragmatisch-sprachsoziologisch (konzeptionell) beschreibbare Opposition ausbaut und festigt (Pfeil E in Tab. 4).[16] Die beiden TGn zeigen folgende Funktionsverteilung: (a) Prototypische Tempora primär oraler Texte (z.B. sprechsprachlicher Texte in der Umgangssprache) sind Tempora der TG 1 mit dem Leittempus Präsens und den semantischen Merkmalen [+Bereit-

[15] Zur TG 1 werden alle Tempusformen mit präsentischem finitem Verb, zur TG 2 alle Tempusformen mit präteritalem finitem Verb gerechnet. Besondere Beachtung verdient die Tatsache, dass die grundverschieden konzipierten Tempustheorien von Weinrich (1964/1977) und Thieroff (1992 und 1994) in diesem Punkt zu im Wesentlichen identischen Ergebnissen führen: Weinrich beschreibt die Opposition unter dem eher pragmatisch-funktionalen Aspekt der ‚Sprechereinstellung' (TG 1 für Besprechen vs. TG 2 für Erzählen), Thieroff spricht von einer primär temporal ableitbaren ‚Distanzopposition' (TG 1 für Nicht-Entferntheit vs. TG 2 für Entferntheit).

[16] Es sei an dieser Stelle noch einmal daran erinnert, dass der ursprünglich ebenfalls temporale Unterschied zwischen Präsens und Präteritum des Konjunktivs (mit der Grammatikalisierung der „analytischen Präterita" auf den Ebenen E +1 und E +2) v.a. in mhd. Zeit ebenfalls endgültig neutralisiert und in einer anderen (ebenfalls kognitiv-funktional beschreibbaren) Opposition verwertet worden ist (Pfeil F in Tab. 4): TG 1 (Konjunktiv I) für indirekte Rede vs. TG 2 (Konjunktiv II) für Irrealis.

schaft] nach Weinrich bzw. [–Entferntheit] bei Thieroff; (b) Für literale Texte (prototypisch die erzählende Prosa der Literatursprache) sind hingegen über die „Grundschicht" der TG 1 hinaus grundsätzlich Tempora der TG 2 mit dem Leittempus [episches] Präteritum und den semantischen Merkmalen [+Aufschub] bzw. [+Entferntheit] charakteristisch, wobei Partien der wiedergegebenen direkten Rede nach wie vor Tempora der TG 1 enthalten.[17] Eine Prototypizitätsskala der Domänenverteilung zeigt also schematisch folgendes Bild (nach dem v.a. die Untersuchung des mittleren Übergangsbereichs bzw. von Einzelfällen der sog. lexemabhängigen Tempusblockierung besonders wichtig wären):[18]

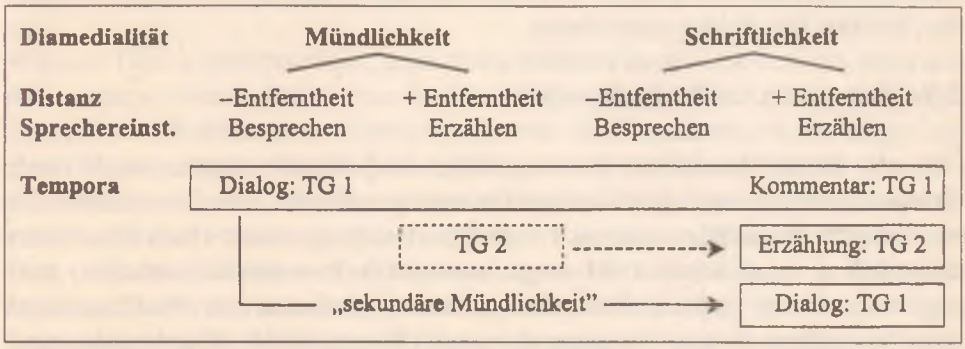


Tabelle 5: Domänen und Funktionsverteilung von TG 1 vs. TG 2 im Neuhochdeutschen.

Befunde über die Entwicklung des Paradigmenwechsels in der Perspektivität in Bildern, d.h. von sog. aspektuellen Darstellungen des Früh- und Spätmittelalters zu sog. zentralperspektivischen Darstellungen im 16. Jh., in denen faktisch Vergangenes und Gegenwärtiges als Hintergrund bzw. Vordergrund im selben Bild erscheinen können, legen den Schluss nahe, dass wir es ab dieser Zeit konzeptionell mit einer neuen, kognitiv begründeten Distanzopposition zwischen Präteritum und Präsens zu tun haben, die jedoch nach wie vor temporal ausgelegt werden kann. Diese Hypothese

[17] Es muss bemerkt werden, dass Texte der literarischen Prosa ins von Koch & Oesterreicher (1985 und 1994) entworfene (Gebrauchs-)Textsortenspektrum nicht integriert werden, wobei diese den für die „Sprache der Distanz" typischen Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien am meisten entsprechen.

[18] Hierbei scheint die Annahme besonders einleuchtend zu sein, dass die in der Mündlichkeit nach wie vor doch hochfrequenten Präteritalformen etwa der Modalverben und von *sein, haben* und *werden* eigentlich nichts anderes als „Perfektformen" (sozusagen „nichtanalytisierte analytische Präterita") darstellen: Wenn z.B. die Form *ist gewesen* so gut wie nicht verwendet wird, kann ihre Opposition zu *war* nicht aufrecht erhalten werden: *war* funktioniert dann als „Perfekt" und „Präteritum" zugleich (eine der neuesten, in dieser Hinsicht besonders selbstredenden Statistiken findet sich in Hennig 2000).

wird auch durch sprachliche Befunde bekräftigt: Ungefähr ab dem 16. Jh. kann man bereits eine sehr strikte Trennung von Textschichten beobachten (in Kommentaren und Dialogen wird TG 1 verwendet, in erzählenden Partien hingegen Tempora der TG 2). Die identische Zeitreferenz von Formen des (historischen) Präsens vs. des (epischen) Präteritums lässt sich ebenfalls nur mit der raumkonzeptionellen Distanzopposition erklären (Sára 2002(a)). Auch diese These könnte jedoch nur mit den statistischen Daten einer repräsentativen Korpusuntersuchung stichhaltig untermauert werden, wobei für das Nhd. hypothetisch davon ausgegangen werden kann, dass sich aus diachroner Sicht eine immer klarere, proportional eindeutig nachweisbare konzeptionelle bzw. distanzielle Funktionsteilung zwischen den beiden Bereichen abzeichnet.

2.3. Aktionsart und Aspektualität

Obwohl die in Abschnitt 1.2 behandelten ahd. Resultativa im Laufe ihrer Grammatikalisierung eine Temporalisierung erfahren, wird der historisch zu Grunde liegende, generell aspektuelle Gegensatz ebenfalls nicht aufgegeben, ja er scheint sich sogar systematisch weiter auszubauen und ergibt somit bei Verben resultativer/telischer Aktionsart ein durchgehend paralleles System von Vorgangsformen (Eventiva) vs. Ergebnisformen (Resultativa), deren Unterschied die Innen- vs. Außenperspektivierung begründen. Hierbei muss nachdrücklich betont werden, dass die eindeutige Bestimmung einer sog. „Perfektform" nur im jeweiligen Kontext möglich ist – bei *haben*-Perfekta etwa unter Berücksichtigung der Transitivität: während *hat geöffnet* „ambig" ist, wäre ein prototypisches Eventivum der Vergangenheit das intransitive *hat geschläfen* (ein „analytisches Präteritum" nach Leiss 1992: 288). Dies kann graphisch etwa folgendermaßen veranschaulicht werden:[19]

[19] Zur Zeichenerklärung vgl. Fußnote 10. Ein Stern markiert auch hier den perspektivischen Sehepunkt (= Referenzzeit), der in kompositionalen Tempusmodellen m.E. inadäquat in die Zeitdimension eingeordnet wird.

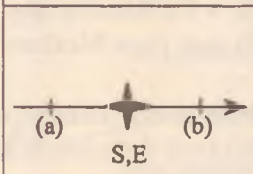
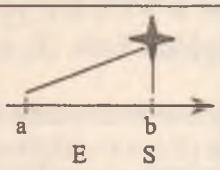
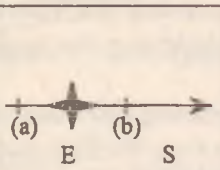
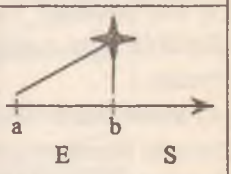
Mitschau		Rückschau	
Innenperspektive (Eventivum)	Außenperspektive (Resultativum)	Innenperspektive (Eventivum)	Außenperspektive (Resultativum)
			
öffnet	*hat [jetzt] geöffnet*	*hat [gestern] geöffnet*	*hat geöffnet gehabt*

Tabelle 6: Aspektuelle Opposition der Aktivformen im Neuhochdeutschen.

Wie aus Tab. 4 ersichtlich ist, geht diese Entwicklung sogar soweit, dass auf der „temporalen" Achse des Resultativums ab dem 15. Jh. neue, sog. Doppelperfektformen erscheinen, die von der Forschung in der Regel als „Vor-Vorvergangenheitstempora" interpretiert werden, während sie m.E. auf der aktuellen Stufe ihrer Grammatikalisierung vorerst eindeutig als resultativische Formen fungieren (Vollverben bis zu 95% mit resultativer bzw. telischer Aktionsart).[20] Die wichtigste Veränderung im frnhd./nhd. aspektuellen System ist also offensichtlich die Aufhebung der grammatischen Kategorie des ahd. Mutativums. Da es sich auch hier um einen für Aktiv wie Passiv gleichermaßen gültigen Wandelprozess handelt, wird auf das Phänomen in Abschnitt 2.5 kurz zurückgekommen.

2.4. Modus und Modalität bzw. verwandte Konstruktionen

Während die Abschnitte 2.1–3 und 2.5 verbale Kategorisierungen behandeln, deren Temporalsemantik in den meisten Theorien als ausarbeitbar gilt, hat die zeitreferenzielle Interpretation modaler und verwandter Kategorien in der Forschung schon immer erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Vom Ahd. zum Nhd. sind in diesem Bereich folgende fünf wichtige Veränderungen zu verzeichnen, die nach wie vor untersuchungs-, beschreibungs- und erklärungsbedürftige Wandelprozesse des Nhd. darstellen (vertikale Dimension in Tab. 4):

(1) Etablierung der dargelegten Distanzopposition im Indikativ (E 0 vs. E 0') mit schwachen Ansätzen zur besonderen pragmatischen Verwertung von Distanz als Höflichkeitsausdruck etwa in Sätzen vom Typ *Wer bekam das Bier? / Wie war doch Ihr Name?*).

[20] Vgl. dazu die nhd. Belegsammlung von Litvinov & Radèenko (1998) und meine Analyse von mehr als 350 Belegen aus Thomas Bernhards Erzählprosa (Sára 2001).

(2) Etablierung eines *würde*-Konjunktivs für Irrealis (E +1') und allmähliche Verschmelzung der Ebenen E +1 (dominant in der Rückschau) und E +1' (dominant in der Mit-/Vorschau).[21]
(3) Die modale Trennung der Ebenen E +1/E +1' vs. E +2 inklusive der allmählichen Ausscheidung der indirekten Rede (E +2) aus dem Modussystem.
(4) Sukzessive Ersetzung der Formen der indirekten Rede durch entsprechende Formen aus dem Nicht-Irrealis (E 0/E 0': Indikativ) und dem Irrealis (E 1/E 1': Konjunktiv II).[22]
(5) Das Verhältnis der im 15./16. Jh. aufkommenden epistemischen *werden*+Infinitive und der (deontischen) Futura wäre laut Leiss (1992: 191ff) ebenfalls auf der Folie der Aspektualität effektiv beschreibbar. Die Abgrenzungsschwierigkeiten sind jedoch im Nhd. sicherlich viel größer, als dies Leiss annimmt: Wenn sich nämlich eine neue Kategorie (epistemische Modalität zunächst bei resultativen/telischen Verben) etabliert, zieht es analog auch Verben an, deren *werden*-Fügungen laut Leiss einfach Zukunftsformen (Vorschau) darstellen.

2.5. Verbalgenus und noch einmal Aspektualität

Den in 2.3 erörterten aspektuellen Unterschied zwischen Vorgangs- vs. Ergebnisformen macht die nhd. Opposition zwischen *werden-* und *sein-* bzw. *bekommen-* und *haben*-Passiv besonders transparent – sie ergibt nämlich ein zum Aktiv weitgehend parallel strukturiertes System innenperspektivischer Eventiva vs. außenperspektivischer Resultativa. Die semantische sowie strukturelle Verwandtschaft der *sein-/haben*-Passive und der aktivischen Resultativkonstruktionen bzw. die synchron für beides gültigen, in der verbalen Aktionsart begründeten Bildungsrestriktionen sind nicht zu übersehen. So weist z.B. der durative Verbalcharakter *arbeiten* im Gegensatz zum telischen Aktionsartverb *bearbeiten* ein Passivparadigma auf, das man fälschlicherweise als „defekt" bezeichnen könnte: Während bei *bearbeiten* sowohl eventive als auch resultative Formen möglich sind, fehlen bei *arbeiten* die entsprechenden Formen des Resultativums (des „Zustandsaktivs" und des *sein-* bzw. *haben*-Passivs). Das Passivparadigma des telischen Verbs *öffnen* zeigt folgendes Bild (nur E 0-0'):

---

[21] Eine besondere Ebene des *würde*-Konjunktivs (E +1') musste wegen der oft eindeutig gegenwartsbezogenen Fügung *würde öffnen* (Mitschau) und der (zwar schwach grammatikalisierten und seltenen) Vergangenheitsform *würde geöffnet haben* (Rückschau) angenommen werden.
[22] Zu (3) s. v.a. Valentin 1990, zu (4) Fernandez-Bravo 1980.

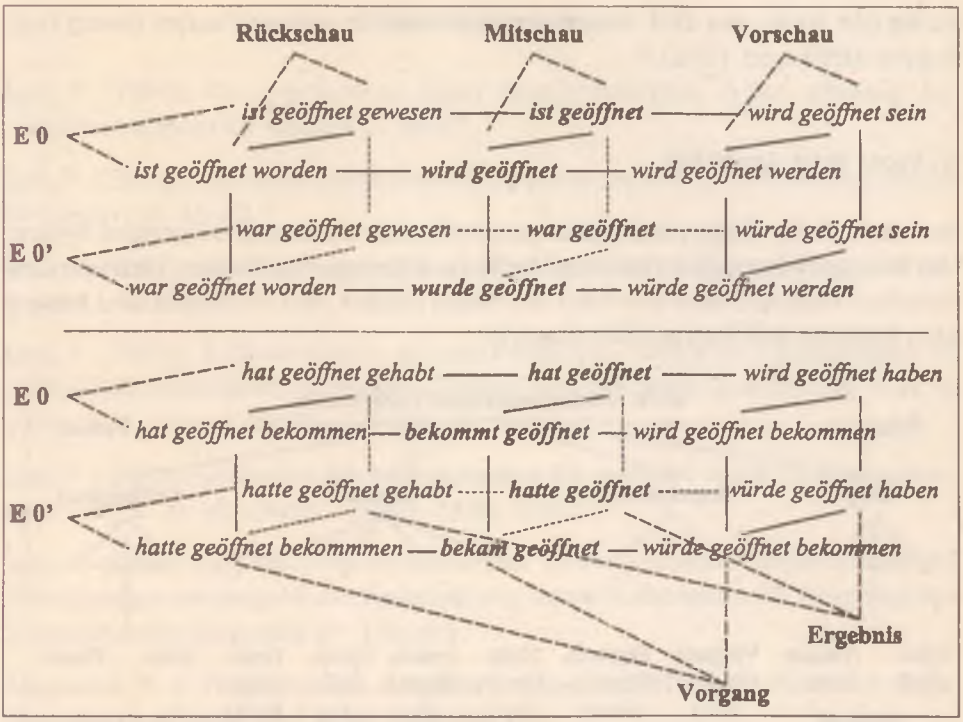


Tabelle 7: Aspektuelle Opposition der Passivformen im Neuhochdeutschen (Indikativ).

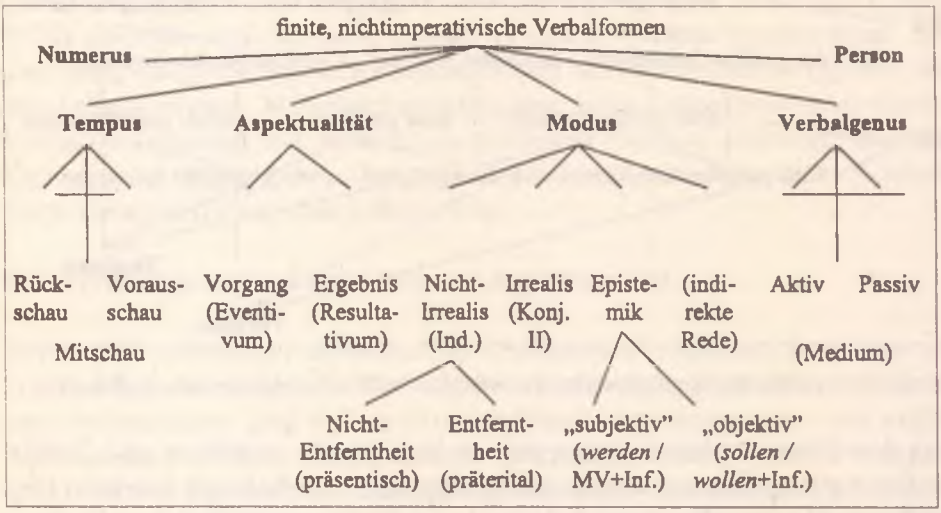
Was den Grammatikalisierungsprozess dieser (m.E. gerade in nhd. Zeit in Entfaltung begriffenen) aspektuellen Opposition anbelangt, könnten hier diachrone Untersuchungen mit der verbalen Aktionsart im Mittelpunkt einen besonders wertvollen Beitrag zur Interpretation der aktuellen Entwicklungsstufe leisten.[23] Der Strukturwandel zwischen dem ahd. und dem nhd. aspektuellen System besteht also darin, dass sich das relativ schwach grammatikalisierte dreigliedrige ahd. System zu einem zunehmend grammatikalisierten (aber immer noch aktionsartabhängigen, also teilweise lexikalisch verwurzelten) zweigliedrigen System entwickelt: Während im Aktiv die grammatische Markierung der mutativen Kategorie der *ge*-Komposita aufgegeben wird, geben die *werden*-Passive ihren ingressiven Charakter zugunsten eines atelisch-durativen Charakters auf und können

[23] Für den deontischen Gebrauch etwa des sog. Futur II (*wird geöffnet haben*) gelten wohl dieselben Restriktionen wie für die entsprechenden „präsentischen" und „analytisch-präteritalen" Resultativa (*hat [jetzt] geöffnet* und *hat geöffnet gehabt*) bzw. die Formen des *sein*-Passivs. Die Berücksichtigung einer (jeweils fakultativen) aspektuellen Opposition im deutschen Verbalsystem könnte wahrscheinlich u.a. das Problem sämtlicher sog. Perfekttempora grundsätzlich ins rechte Licht rücken.

so an die Stelle des ahd. innenperspektivischen *wësan*-Passivs treten (vgl. Eroms 1990 und 1992).[24]

3. Fazit und Ausblick

Auf Grund der obigen Ausführungen stellt sich somit m.E. folgendes System der Kategorisierungen (im Fettdruck) und Kategorien finiter, nichtimperativischer Verbalformen des Nhd. als viabel heraus (mit Numerus und Person also insgesamt 6 Kategorisierungen):



Es ist zweifelsohne schwer, ein ‚wie Leiss 1992 es sehr zutreffend ausdrückt, gegenwärtig mehr „diachrones" als „synchrones" sprachliches (Teil-)System zu beschreiben. Sollte der hier vorgestellte Ansatz also zu wenig radikal geraten sein, so resultiert dies aus dem Umstand, dass er als theoretische Ausgangsbasis einer umfangreichen empirisch-historischen Textkorpusanalyse konzipiert worden ist – die praktische Ausarbeitung der angesprochenen Problemfälle bleibt eine der m.E. spannendsten Aufgaben einer grundsätzlich auf die historische Dimension bedachten Grammatikforschung.

---

[24] Auf diese Weise könnte auch die zustandsaktivische „Lücke" im von Eroms (1990) entworfenen System der sachverhaltidentischen Aktiv- und Passivformen geschlossen werden: Formen für Vorgang, Zustand und Intransformativität sind somit *bearbeitet / hat bearbeitet / lässt bearbeitet* (gemäß den akkusativpassivischen *wird / ist / bleibt bearbeitet* und den dativpassivischen *bekommt / hat / behält bearbeitet*).

Literaturhinweise

Ágel, V. (1996): *Was gibt's Neues übers Passiv? Funktion, Typen, Bildung*. In: Deutschunterricht für Ungarn II: 76–87.

Ágel, V. (1996a): *Passiv und kein Ende: Rezipientenpassive*. In: Deutschunterricht für Ungarn III: 48–62.

Ágel, V. (1997): *Sind Reflexivverben wirklich reflexiv?* In: Deutschunterricht für Ungarn I: 62–78.

Ágel, V. (1997a): *Reflexiv-Passiv, das (im Deutschen) keines ist. Überlegungen zu Reflexivität, Medialität, Passiv und Subjekt*. In: Dürscheid, C. & Ramers, K.-H. & Schwarz, M. (Hrsg.) (1997): 161–201.

Ágel, V. (2000): *Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*. In: Besch, W. [et al.] (Hrsg.) (2000): 1855–1903.

Ágel, V. (2001): *Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex*. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 29: 192–204.

Bergmann, R. & Tiefenbach, H. & Voetz, L. (Hrsg.) (1987): *Althochdeutsch*. Bd.I: *Grammatik, Glossen und Texte*. Heidelberg.

Besch, W. (Hrsg.) (1990): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag*. Frankfurt am Main u.a.

Besch, W. [et al.] (Hrsg.) (2001²): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 3 Bde. Berlin/New York (= HSK 2.1 bis 2.3).

Betten, A. (Hrsg.) (1990): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen*. Tübingen (= RGL 103).

Dürscheid, C. & Ramers, K.-H. & Schwarz, M. (Hrsg.) (1997): *Sprache im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag*. Tübingen.

Eggers, H. (1987): *‚Uuard quhoman' und das System der zusammengesetzten Verbformen im ahd. Isidor*. In: Bergmann, R. & Tiefenbach, H. & Voetz, L. (Hrsg.) (1987): 239–252.

Eroms, H.-W. (1990): *Zur Entwicklung der Passivperiphrasen im Deutschen*. In: Betten, A. (Hrsg.) (1990): 82–97.

Eroms, H.-W. (1992): *Das deutsche Passiv in historischer Sicht*. In: Hoffmann, L. (Hrsg.) (1992): 225–249.

Fabricius-Hansen, C. (1986): *Tempus fugit. Über die Interpretation temporaler Strukturen im Deutschen*. Düsseldorf (= Sprache der Gegenwart 64).

Fernandez-Bravo, N. (1980): *Geschichte der indirekten Rede im Deutschen vom siebzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart*. In: Deutsche Sprache 8: 97–132.

Günther, H. & Ludwig, O. (Hrsg.) (1994): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin/New York.

Hamburger, K. (1957/1968²): *Die Logik der Dichtung*. Stuttgart.

Harweg, R. (1994): *Studien über Zeitstufen und ihre Aspektualität*. Bochum.

Hennig, M. (2000): *Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten*. Tübingen (= Linguistische Arbeiten 421).

Hoffmann, L. (Hrsg.) (1992): *Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten*. Berlin/New York (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1991).

Koch, P. & Oesterreicher, W. (1985): *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: Romanistisches Jahrbuch 36: 15–43.

Koch, P. & Oesterreicher, W. (1994): *Schriftlichkeit und Sprache*. In: Günther, H. & Ludwig, O. (Hrsg.) (1994): 587–604.

Köller, W. (1988): *Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens*. Stuttgart.

Leiss, E. (1992): *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. Berlin/New York (= Studia linguistica Germanica 31).

Litvinov, V.P. & Radčenko, V.I. (1998): *Doppelte Perfektbildungen in der deutschen Literatursprache*. Tübingen (= Studien zur deutschen Grammatik 55).

Manherz, K. & Erb, M. (Hrsg.) (2002): *Akten der Budapester Hutterer-Mollay-Gedenktagung am 24.11.2000*. Budapest (= Budapester Beiträge zur Germanistik 37). [in Vorbereitung]

Oubouzar, E. (1974): *Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbalsystem*. In: Schieb, G. [et al.] (Hrsg.) (1974): 1–96.

Reichenbach, H. (1947/1966): *Elements of Symbolic Logic*. New York.

Sára, B. (2000): *Tempus und Temporalität in Thomas Bernhards Erzählprosa*. In: Szalai, L. (Hrsg.) (2000): 85–97.

Sára, B. (2002): *„Die Wissenschaft wird schon wissen" – Ein empirisch-theoretischer*

Beitrag zur Interpretation indikativischer und konjunktivischer temporaler Strukturen des Gegenwartsdeutschen. In: Deutsche Sprache. [in Vorbereitung]

Sára, B. (2002a): *Perspektivität im gegenwartsdeutschen Verbalsystem – Zur Entstehung eines Systemraumes im temporalen Bereich*. In: Manherz, K. & Erb, M. (Hrsg.) (2002). [in Vorbereitung]

Schieb, G. [et al.] (Hrsg.) (1974): *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 95*. Halle an der Saale.

Szalai, L. (Hrsg.) (2000): *Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik*. Szombathely (= Acta Germanistica Savariensia IV).

Thieroff, R. (1992): *Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz*. Tübingen (= Studien zur deutschen Grammatik 40).

Thieroff, R. (1994): *Das Tempussystem des Deutschen*. In: Thieroff, R. & Ballweg, J. (Hrsg.) (1994): 119–134.

Thieroff, R. & Ballweg, J. (Hrsg.) (1994): *Tense Systems in European Languages*. Tübingen.

Valentin, P. (1990): *Ausdrucksseite und Inhaltsseite in der Entwicklung des deutschen Modussystems*. In: Besch, W. (Hrsg.) (1990): 363–369.

Vater, H. (1994): *Einführung in die Zeit-Linguistik*. Hürth.

Weinrich, H. (1964/19773): *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. Stuttgart u.a.

Weinrich, H. (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim.

Welke, K. (1997): *Eine funktionalgrammatische Betrachtung zum Reflexivum: Das Reflexivum als Metapher*. In: Deutsche Sprache 25: 209–231.

István Solti (Budapest)

Standardisierung und sprachliche Norm ab dem 17. Jahrhundert: Die Rolle von Schottelius

1. Einführung

Unser Anliegen in diesem Beitrag ist, der Frage nachzugehen, ob Schottelius und die von ihm geprägte Sprachbetrachtung in der Fachliteratur angemessen rezipiert und richtig verstanden wird. In der Fachliteratur und sogar in den neueren Sprachgeschichten wird er nicht nur erwähnt, sondern auch gewürdigt als der bedeutendste Grammatiker des 17. Jahrhunderts (bspw. bei Polenz und Sonderegger), aber manchmal scheint die Interpretation der Schottelschen Gedanken, eine Interpretation „aus zweiter Hand" zu sein. Die Beurteilung seiner Tätigkeit im grundlegenden Werk von Jellinek wird bei manchen Handbuchverfassern ohne weiteres Überlegen übernommen. Im ersten Teil der Arbeit (Kap. 2–4) versuchen wir mit Hilfe der grundlegenden Arbeit von Besch, einen Überblick über die gesellschaftlichen, politischen und sprachlichen Voraussetzungen der Standardisierung zu geben und im letzten Teil (Kap. 5) werden wir untersuchen, ob die zitierten Stellen aus dem Schottelschen Werk „Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubtsprache" (im Weiteren: AA) nur diese Interpretation zulassen.

2. Definition der verwendeten Begriffe

Bei der Darstellung der Standardisierung des Deutschen müssen Dialekt, Schreibdialekt, Schriftdialekt, Schriftsprache, Standardsprache streng von einander abgegrenzt werden. Für unser Thema (Standardisierung im 17. Jahrhundert) scheint die von Besch vorgeschlagene Abgrenzung (Besch 1) völlig akzeptabel zu sein. Dialekt wird also als territoriale Größe und gleicherweise als gesprochene Sprache verwendet (funktionale und soziale Differenzierung können dabei zurückgestellt, aber nicht vernachlässigt werden). Schreibdialekt ist demgemäß die Form, die mittel- oder großregionale Spracheigenheiten aufweist, aber mit keinem real existierenden Dialekt mehr

identisch ist. Schriftdialekt ist die Mischung von Schreibdialekten. Schriftsprache ist eine überregionale, relativ einheitliche Sprache für die schriftliche Kommunikation. Standardsprache besitzt schon Polyvalenz (schreib- und sprechsprachliche Funktionen – das Nhd.).

3. Abriss der „Vorgeschichte" nach Besch

„Vorgeschichte" wird im Rahmen dieser Arbeit aus pragmatischen Gründen die Periode vor Schottelius genannt. Auf Grund der Fachliteratur (Besch 1) scheint nämlich akzeptabel zu sein, die folgende Periodisierung der Standardisierung mindestens als Arbeitshypothese gelten zu lassen: 8.–15. Jh., 16.–18. Jh. und die sogenannte „Neuzeit" (Nhd.). Wir sind der Meinung, dass das 17. Jahrhundert und innerhalb dieser Periode das Wirken von Schottelius bezüglich der Periodisierung der Standardisierung einen Schwerpunkt bildet. Angenommen, dass sich die Standardisierung des Deutschen bis Ende der zweiten Periode auf der Schriftebene vollzieht, werden wir schematisch durchblicken, welche „Chancen" die Standardisierung in der ersten Periode hatte. Wir schließen uns dabei Kloss an (Besch 1: 970). Kloss nennt drei Hauptaufgaben bei der Umwandlung von mündlich gebrauchten Sprachvarianten in Schriftsprachen: (1) Vereinheitlichung der Rechtschreibung, (2) Vereinheitlichung der Sprachformen (Morphologie, Lexikon), (3) Ausbau.

3.1. Für die altdeutsche Zeit sind die Schreibdialekte charakteristisch, d.h. es gibt keine Vereinheitlichung im standardsprachlichen Sinne, weder (1) noch (2). Es erscheinen zwar Ausbauformen aber von genauso regionalem Charakter: Karolingische Hofsprache, mhd. Schriftsprache/Dichtersprache, die Sprache der Hanse (sie hat unmittelbar eine große Bedeutung für die Standardisierung). Müllenhof postuliert eine Hofsprache und darauf baut er eine Entstehungstheorie auf. Ob die mhd. Schriftsprache als Gemeinsprache funktionierte, ist heute noch fraglich. Der Sprache der Hanse lag als Basis die Lübecker Schreibsprache zu Grunde, sie besaß also auf der Schreibebene eine gewisse Überregionalität, aber ohne breite, gesprochene Grundlage im Volk. Nach dem Zerfall der Hanse erfolgte um 1600 eine Sprachersetzung (extremste Form der Sprachangleichung) auf der Schreibebene. Demzufolge entfaltete sich ein langsames Übergehen auf dem ganzen niederdeutschen Gebiet zum Hochdeutsch (das jetzt keineswegs als Kollektivum für md./obd. zu verstehen ist). Der vorletzte Schritt ist das ‚Gemeine Deutsch' (Opitz – zitiert in Jellinek). Es muss noch eingehender geklärt werden, ob der Begriff anfangs auch überregional verstanden wurde, evtl. stilistisch. In diesem Kontext sind noch Luther, als Vorbild für Über-

regionalität und der Rückgang des Lateins wichtig. Zusammenfassend scheint es angebracht zu bemerken: Die plurizentrische Entwicklung lässt kein Herausragen im kulturellen Sinne zu, dennoch zeigt sich die Notwendigkeit der überregionalen Kontakte immer stärker. Beschs Gesichtspunkte (Besch 1) für eine überregionale Sprachangleichung: (1) durch Meiden sehr spezieller Regionalmerkmale – solche Tendenzen sind von Anfang an zu beobachten; (2) durch Dialektaddition – markant v.a. auf der Wortschatzebene (Erscheinen von Doppelformen – der Prozess ist auch heute noch nicht abgeschlossen); (3) durch partielle oder weitgehende Sprachübernahme (im 16./17. Jahrhundert Sprachersetzung in Norddeutschland).

3.2. Die Periode 2 hat als Merkmal (durch 3, Besch 1) eine relative Sprachеinheit trotz der zweiten Lautverschiebung, und auch (1) und (2) gewinnen immer mehr Raum. In mehreren Stufen wird die Einheitsschriftsprache (die überregionale Sprache auf der Schreibebene) erreicht. Vorläufig bleibt die Dichotomie Schriftsprache („einheitlich") – Dialekt (individuelle, also ungeregelte Realisierung), und nur für das Ende des 19. Jahrhunderts kann mit einer Standardsprache (Polyvalenz) gerechnet werden. Für (1) kann noch erwähnt werden: Der Abbau regionaler Varianten wird durch Luthers Tätigkeit (eher als Vorbild) und ab Mitte des 18. Jahrhunderts durch den ostmd. Schreibusus verstärkt.

3.3. In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, die Entstehungstheorien kurz zu überblicken (Besch 2): Müllenhoff, Burdach, Frings. Müllenhoffs Kontinuitätstheorie wurde letztlich nicht akzeptiert, denn die plurizentrische Struktur des deutschsprachigen Raumes lässt solche Kontinuität nicht zu. Burdach meint, die Schriftsprache ist eine neue Schöpfung unter einmaligen kulturellen Umständen im kaiserlichen Prag zur Zeit Karls IV. Heute wird seine Erkenntnis positiv eingestuft, wonach eine Kultursprache nicht ohne weiteres aus einer Mundart hervorgehen kann. Neue Untersuchungen beweisen, dass sich in der Kanzlei ein beachtlicher sprachlicher Ausgleich vollzog. Das ist aber nur ein Vorspiel (Wiesinger 1978, zit. nach Besch 2: 1786). Frings Konzeption baut auf die Ostkolonisation im md. Gebiet (Obersachsen und Schlesien). Durch das Zusammenleben der Mundartsprecher soll sich ein kolonialer Ausgleich vollgezogen haben. Dadurch kann die herausragende Rolle der „Meißnischen Ausrede" auch bei Schottelius erklärt werden. Bei Frings geht die Richtung der Entwicklung vom Sprechen zum Schreiben (Besch 2: 1789). Diese Auffassung scheint nicht unumstritten zu sein, wird auch heute noch oft diskutiert.

4. Wenn wir diese kurze Zusammenstellung, als chronologische Darstellung der mitwirkenden Faktoren der Standardisierung betrachten, kann eine Liste

der Voraussetzungen der Standardisierung im 17. Jahrhundert zusammengestellt werden:

- Durch die ‚Sprachersetzung' im Norden (16. Jh.) kann mit einem relativen Abbau der dialektalen Zersplitterung gerechnet werden, zumindest auf der Schreibebene. Wir halten es sogar nicht für übertrieben, eine Art Anspruch auf Überregionalität für die Vermittlersprache vorauszusetzen.
- Die ländliche Schriftkultur (Maas) ist wahrscheinlich viel entwickelter, als man es im Allgemeinen annimmt. Maas spricht zwar über das 18. Jh., aber eine vorsichtige Rückprojektion seiner Ergebnisse erscheint hier angebracht. Das Schreiben wird gesellschaftlich immer wichtiger.
- Frühere Ausgleichstendenzen, zumindest areal.
- Bibelübersetzung/Luther als Leitwort: In der Fachliteratur wird mehrfach sein „Sendbrief vom Dolmetschen" als erste Formulierung der Vereinheitlichung der Sprache erwähnt.
- Die „Meißnische Ausrede" gewinnt eine Prestigerolle, was eigentlich für Frings Theorie zu sprechen scheint.
- Latein verliert langsam die Rolle der Prestigesprache.

Aufgrund der hier durchgeführten Untersuchungen bestätigt sich die These, dass das 17. Jh. durch die oben erwähnten Faktoren einen Schwerpunkt in diesem Prozess bildet. Dabei erscheinen neue Faktoren, die dem Fortschreiten der Standardisierung dienen.

- Der Normkanon von Frangk: Frangk wird bei den Grammatikern ähnlich „verwendet" wie Luther – als Orientierungsmaßstab. Bei ihm ist nämlich thematisiert, wie man Regeln für eine Norm setzt (z.B. welche Bereiche der Schreibtradition bei der Selektion berücksichtigt werden sollen).
- Die Sprachgesellschaften: Durch das Auftreten der Grammatiker wird die Sprache selbst thematisiert. Bereits Opitz hat den Begriff ‚Hochdeutsch' als überregionale Größe geprägt.
- Die schriftliche Kommunikation gewinnt noch mehr an Wichtigkeit. Sie ist das überwiegende Kommunikationsmittel unter den Sprachgesellschaften.
- Sprachpurismus gegen das Französische.
- Der Dreißigjährige Krieg, der durch die immensen Verluste in der Bevölkerung und durch die anschließende innere Migration für den weiteren Sprachausgleich positiv gewirkt hat.

5. Schottelius „Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubtsprache"

5.1. Im Rahmen dieser Arbeit können wir weder die gesamte Lebensleistung von Schottelius darstellen, noch eine komplexe Analyse seines Werkes durchführen. Unser Anliegen ist lediglich, der Frage nachzugehen, ob die in der

Fachliteratur im Allgemeinen zitierten Stellen dieses Werkes wirklich richtig interpretiert werden. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass Schottelius (Schottel verwendet immer die lateinisierte Form seines Namens) von niederdeutscher Herkunft ist. In der Fachliteratur (Jellinek, Polenz 2, Engels) wird die Tatsache oft betont, dass es im 17. Jh. auffallend viele Grammatiker aus dieser Region gab, aber uns scheint, dass die Wichtigkeit dieses Faktors nicht in vollem Maße erkannt wurde. Die Menschen, die ihre Muttersprache aufgeben und eine Kommunikationssprache extra erlernen müssen – diese Tatsache wird von Schottelius vielfach betont – sind weniger geneigt, das Primat eines Dialektes (im 17. Jh. wird immer das Meißnische gemeint) zu akzeptieren, und das kann in indirekter Weise, wie bei Schottelius, zur Verstärkung der Forderung der Überregionalität der Vermittlersprache unter den Dialektsprechern führen. Im Weiteren versuchen wir – wie bereits angedeutet – zu „kontrollieren", imwieweit die übliche Interpretation von Schottelius durch die Fachliteratur verfehlt ist. Unsere Quelle ist die AA als eine Synthese der Tätigkeit des Grammatikers, eine „summa philologica" (Hecht). Alle vorangehenden Werke werden hier aufgenommen und im Allgemeinen neu bearbeitet (AA kann als Ergebnis von 20 Jahren Arbeit angesehen werden). Zum Ausgangspunkt der Analyse haben wir vier Werke der Fachliteratur (Engels, Gardt, Jellinek, Polenz 2) gewählt. Jellineks Arbeit (1913) könnte heute schon als veraltet betrachtet werden, das wäre aber vorschnell geurteilt. Ohne Jellinek gäbe es keine Literatur über Schottelius, und bei manchen Handbüchern hat man das Gefühl, erneut Jellinek zu lesen. Im Grunde genommen wird Schottelius seit den 1980er Jahren an der ihm gebührenden Stelle gewürdigt, aber es gibt noch immer einige Topoi, die kritiklos wiederholt werden. Wir sind der Ansicht (wie im Allgemeinen auch die Fachliteratur), dass Schottelius durch sein grundlegendes Werk eine Zusammenfassung, eine Synthese der vorangehenden sprachwissenschaftlichen Literatur und damit den Ausgangspunkt für die „moderne Sprachwissenschaft" vorzeichnete. Seine Aus- und Nachwirkungen sind noch nicht völlig aufgearbeitet, aber es ist anzunehmen, dass sie über Leibniz, Gottsched, mindestens aber bis Adelung, implizit sogar bis Humboldt reichen.

5.2. Um die AA richtig zu verstehen, ist eine kurze Einleitung unentbehrlich. Was Schottels Zielsetzung in der AA anbelangt, herrscht praktisch Einstimmigkeit in der Fachliteratur. Die AA ist ein Versuch, eine Norm für die deutsche Sprache, die als überregionale Größe verstanden wird, und in der Periode eher als virtuelle Größe gilt, zu setzen. Der Schlüsselbegriff ist die ‚Grundrichtigkeit' (= Norm). Durch das Erfassen der Grundrichtigkeit will Schottelius eine standardisierte Sprache erreichen. Diese Einheitssprache wird bei ihm als überregionale Größe auf der Schreibebene themati-

siert. Die AA besteht aus vier Teilen: Lobreden, Grammatik, Poetik, Traktate. In der Fachliteratur spricht man häufig über drei Teile. Die Traktate werden vernachlässigt, obwohl auch sie oft zitiert werden. Die meistzitierten Stellen stammen aus den Lobreden (eine traditionelle Gattung der Würdigung), in erster Linie aus der 10. Lobrede. Diese Teile (Buch 1: zehn Lobreden, Buch 5: sieben Traktate) dienen als theoretische Einführung (Lobreden) oder Grundlegung (Traktate) zum Werk. Bei der Interpretation kommt es vor, dass man sie mit Maßstäben des 20. Jahrhunderts durchführt (kein historisches Denken, Verachtung der Dialekte, Normsetzung von oben – dies die häufigsten Vorwürfe).

5.3. Unsere Beweisführung basiert auf einer traditionellen Vorgehensweise. Wir haben die meistzitierten Stellen der Lobreden in einem größeren Kontext untersucht und neue Stellen gesucht, die eine genauere Interpretation ermöglichen. Wir nehmen die Lobreden der Reihe nach unter die Lupe. Die erste Lobrede wird nicht oft zitiert, obwohl sich eine wichtige Aussage für die Normsetzung in diesem Kapitel befindet.

> [...], woselbst in sonderbare obacht in diesem Buche durch und durch ist genommen / alles nach den veris principiis, fundamentis etrectis loquendi normis hervor zulegen / und das uhralte [...] Gebeu der Teutschen Sprache gar nicht auf einen ausländischen bodemlosen sandigen Stand / sondern auf einen festen / richtigen [...] Teutschen Grund zu setzen / [...]. (AA: 7)

> Dasselbige / was unter einem Volke gemein ist / ist bey demselben auch ohn Tadel / wie davon schreibt Seneca lib. 3. de ira cap. 26. weil ein gemeiner Gebrauch das jenige / was darin sonsten unbräuchlich seyn künte / durch die vergemeinschafte Bewilligung hinweg nimmt; [...]. (AA: 8)

> Quintilianus [...] bewilliget anderweit solchen Lehrsatz: Die Schreibekunst / sagt er / muß sich nach der Gewonheit richten: und nach dem bekanten Spruche ist der Gebrauch / ein rechter Lehrmeister der Sprachen. (AA: 8)

> [...] Scaliger [...] also sagt: Derselbiger Gebrauch / dem ein Hauptgesetz / oder der Grund der Sprachen entgegen laufft / ist kein Gebrauch / sondern eine mißbräuchliche Verfälschung. [...] also werden wir auch in einer Sprache dasselbe keine gute Gewonheit und gemeinen Gebrauch nennen können / welches an sich / und nach grundmässigkeit der Sprache ein Mißbrauch und Ungewonheit ist / [...]. (AA: 9)

> Es wolle aber niemand alhie zu bald ein Richter werden / ehe und zuvor er wissen möchte / was es recht sey / darüber er sein Urtheil ausspreche:[...]. (AA: 10)

> Demnach übergebet man billich die unrichtigen Gewonheiten / welche weder Ursach noch Beyfall in wahrer Grundrichtigkeit der Sprache antreffen / und bleibet zufoderst in Ausfertigung der Sprachkunst allerdings bei dem / dem ein allgemeiner guter Gebrauch / der sich auf grundmessigen Lehrsatz bezihen kan / beystimmig ist / oder welches sonst seine unfehlbare richtige Ursach und Beweistuhm / in den natürlichen Gründen der Sprache zufinden vermag / [...]. (AA: 11)

Aus dieser Zitatenreihe geht deutlich hervor, was die theoretische Grundlage der Schottelschen Normsetzung ist. Diese Stellen sind in der Fachliteratur im Allgemeinen nicht berücksichtigt (eine Ausnahme bildet z.B. Engels), obwohl hier eindeutig zu sehen ist: Eine Sprachnorm ist nur aus dem Sprachgebrauch durch Selektion und Abstraktion zu gewinnen. Auch der Gedanke ist wichtig, dass man dabei keinem fremden Muster folgen darf, sondern die Abstraktion den inneren Gesetzen der gegebenen Sprache entsprechen muss und die so errungene Norm nur regulierend auf den Sprachgebrauch rückwirken kann. Zu der Selektion wird Sachverständnis gebraucht; das wird an anderen Stellen auch betont. Es ist anzunehmen, dass darunter die Kompetenz des Sprachwissenschaftlers verstanden wird und dahinter nicht die Verachtung der „Pöbelsrede" steckt, obwohl dem Anschein nach diese Formulierung auch zu dem Vorwurf beitragen könnte.
Die zweite Lobrede wird genauso selten in der Fachliteratur zitiert, obwohl auch hier wichtige Momente der Sprachauffassung von Schottelius zu finden sind, die seine Normsetzungstätigkeit beeinflussen.

> [...] Aldieweil die Teutsche Sprache eine solche Pracht / Würde / Bewegligkeit und liebliche Art an sich hat / daß sie mit allen anderen Sprachen / nicht allein was die Zier / sondern auch die bewegliche Ordnung / [...] und so abfliessende Arten der Spruchreden belangend ist / einen Gegenstand wagen könne. (AA: 17)

> Hutterus al. L. sagt ferner: durch solche löbliche Constitutiones und Ordnung wird das Heil Römische Reich / Teutscher Nation / nechst Gott und der Kays. Majest. Als mit einer Ketten zusammen gehalten / daß es nicht zerfället. Und ferner sagt er: Und solten diss als solcher gewaltigen Potentaten actiones und consilia, so viel der Teutschen Sprache Ehr und Herrligkeit betrift / billich wol in acht genommen werden; denn das ist Gottes und aller Menschen Art und Eigenschaft gewesen / wird auch wol dabey bleiben / daß sie neben ihrer Gewalt / ihre eigene Vater und Muttersprache nobilitist und erhaben. (AA: 18)

Unter den gesellschaftlichen Voraussetzungen des 17. Jahrhunderts ist es wohl verständlich, dass Schottelius so deutlich für die Gleichberechtigung des Deutschen als Prestigesprache argumentiert und die Muttersprache unter den integrierenden Faktoren der Nation, d.h. des Reiches stellt. Dadurch wird das Hochdeutsche (als überregionale Größe) Symbol des Nationalgefühls.

Die dritte Lobrede, die ebenso wenig zitiert ist, thematisiert in erster Linie den Ursprung der deutschen Sprache und stellt in diesem Zusammenhang das Deutsche als Prestigesprache dar. Daneben wird über Mundartunterschiede und über einen Periodisierungsversuch gesprochen.

> Es ist aber zu merken / daß es eine Verwirrung [in Babel] / und nicht eine Erschaffung neuer Sprachen gewesen / denn dieselbige allervollenkommeste Ertzsprache / welche dem Adam gegeben / und nach welcher der Adam alle Dinge [...] benahmet hat / [...] dieselbige einzige WeltSprache ist durch Göttliche Allmacht also zerworren / [...] und zerteihlet in vielerley dialectus und idiomata, daß sie sich untereinander gar nicht verstanden: [...]. (AA: 33)

> Ist also diese uhralte Sprache bey den freyen Teutschen vornemlich nach dem Grunde geblieben / [...]. (AA: 35)

> Gleich wie sich alle Ding mit der Zeit darin enderet / [...] also hat auch in der bestunten Zeit eine jede Sprache ihren Wachstum / Abgang / und höchsten Stand des vollkommenen Wesens zugewarten [...]. (AA: 40)

> Zum anderen / werden durch die Mund- oder Landarten Teutscher Sprache die Stammwörter am Ausspruche und Schreibung vielfaltig verändert / aber nicht am wesentlichen Tohne ganz aufgehoben / [...] sind [...]. (AA: 42)

> [...] Es sol ein Schwabe und Niedersachse einer den anderen im Ausreden schwärlich verstehen / da sie doch im Grunde einerley Wörter und einerley Redarten gebrauchen / aber dieselbe anderst aussprechen. (AA: 41)

Aufgrund der Zitate kristallisiert sich die Meinung heraus, dass es keine Fehlinterpretation ist, wenn wir bei Schottelius die Kontinuität der Sprache thematisiert sehen. Daneben steht, dass Schottelius die Veränderung der Sprache anerkannte, aber für seine Normsetzungstätigkeit das historische Denken nur als Argumentation für das Prestige des Deutschen wichtig war. In diesem Kapitel befindet sich seine Periodisierung der Geschichte des Deutschen (AA: 48, Punkt 54–59), dieses Thema greift aber über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Für die Normsetzung scheint uns der Gedanke viel wichtiger, dass eine sprachliche Einheit hinter der dialektalen Vielfalt steckt.

In der vierten und fünften Lobrede werden Schottels Stammworttheorie und die Wortbildungsregeln thematisiert. Dieser Komplex kann auch als der in der Fachliteratur am besten bearbeitete Bereich angesehen werden.

> [...] Also einer jeglichen Sprache Kunstgebäu bestehet gründlich in ihrem uhrsprünglichen natürlichen Stammwörteren: welche als stets saftvolle Wurtzelen den ganzen Sprachbaum durchfeuchten [...]. (AA: 50)

> Ist [...] mit verwunderung abzunehmen / wie die Teutschen Buchstaben oder Letteren / alle einlautend / und also zu Erlernung des Lesens / die allerbequämlichsten seyn:[...]. (AA: 51)

Die sechste, siebte, achte und neunte Lobrede werden in der Fachliteratur selten zitiert. Hier haben wir solche Äußerungen gesammelt, die zum Verstehen von Schottels Sprachauffassung beitragen können.

> [...] Also hat GOTT gleichfals alle Natur durch die Kunst der Sprachen umgränzet / ja die Sprachen sind durch alle Geheimnissen der Natur gezogen : also daß / wer der Sprachen recht kündig wird / zugleich dadurch die Natur durchwanderen / die Künsten ihm recht entdekken / die Wissenschaften recht offenbaren / [...] kan. [...] Bibliander nennet daher die Sprachen [...] eine Schatzkammer aller Gelahrtheit / aller Künsten und Wissenschaften / ein Band und Werkzeug Menschlicher Einigkeit. (AA: 74)

> Man wird Teutsches Gold nirgendes anders / als aus Teutschen Bergen graben können: Zier / Wolstand und Reichtuhm Teutscher Rede muß nur aus Teutscher Sprache entsprossen / und nach rechter Kraft entlehnet seyn. (AA: 114)

> Die Teutsche Sprache hat bishero solche Ausübungsart vornemlich gehabt / daß ein jeder nach eugener Freiheit / die Wörter darin geendet / gestaltet / geschrieben und geredt / [...] auch deroselben Redarten und natürliches Vermögen / guten Theils dahinten gelassen und ofters verdrungen und verzwungen / durch ausländische Flikkereien / nach allen misbräuchlichen Einfällen: [...]. (AA: 144)

> [...] Die gemeine altages Rede / welche nicht allein nach jedes Landes Mundart verändert und verzogen wird / sondern die auch nur allein ein kleines Stükk oder Teihl unpolirter Wörter ist / in Gegenstande der ganzen Sprache / dieselbige kan und sol auch ja nicht hinderen oder misgönnen / die rechten Mittelse zuerwehlen / wodurch man in der Hauptsprache selbst / ein wenig weiter gehen / und dero wolvermögen / in Ausbildung hoher Sachen / kunstmessig hervorsuchen möge. (AA: 145)

Die erwähnten Lobreden bearbeiten Teilgebiete (Zusammensetzung, Einführung in die Poetologie, Sprachverwandtschaft, Sprachkritik), die in sich selbst eine Art Normsetzung tragen, deshalb haben wir nur diese Zitate ausgewählt. Die erste Stelle ist in der Fachliteratur praktisch nicht vertreten, obwohl sie für Schottels Sprachauffassung von enormer Wichtigkeit sein kann. Die zweite gehört zur Reihe: Deutsch sein = deutsche Sprache beherrschen; die Dritte ist ein Beispiel dafür, dass Schottelius die gemeine Rede nur in dem Sinne „verachtet", dass sie unfähig ist, die sprachliche Norm darzustellen.
Die zehnte Lobrede ist die meistzitierte Stelle der AA.

> Es ist keine Sprache darin dialecti entstanden / und die durchgehends gleiche Ausrede und Gebrauch also geendert und vermenget worden. [...] auf Teutsch wird Dialectus genant eine Mundart [...] eine sonderliche Art der Sprache / so viel die Ausrede / die Bildung und Endung der Wörter betrift. (AA: 150)
>
> [...] Wer nur von einem Dialecto der Sprache handelt / der handelt nicht von der ganzen Sprache selbst: [...] Die Hochteutsche Sprache ist kein Dialectus, auch nicht die Niederteutsche Sprache / sonderen haben ihre Dialectos, [...]. (AA: 152)
>
> Man kan [...] warnehmen / wie in den Reichssatzungen / [...] von Jahren zu Jahren die Hochteutsche Sprache sich algemehlich der alten Teutschen oder Sächsischen Mundart entrissen / die Worte und Redarten nach Hochteutscher Mundart geformet / biß es zu dem nunmehr bekanten / angenommenen / zierlichem Hochteutschen / und darin sich befindender lieblichen Grundrichtigkeit gerahten. (AA: 155)
>
> Es ist sonst fast lächerlich / daß ein und ander / sonderlich aus Meissen / ihnen einbilden dürfen / der Hochteutschen Sprache / ihrer Mundart halber / Richter und Schlichter zu seyn [...]. (AA: 158)
>
> [...] Die rechte Meißnische Ausrede / wie zu Leipzig / Merseburg / Wittenberg / Dresden üblich / ist lieblich und wollautend / und hat in vielen Wörteren das Hochteutsche sich wol darauf gezogen / wie breit und verzogen aber der Meisnische Dialectus auf dem Lande und unter den Bauren sey / ist nicht unbewust. (AA: 159)

Aus den Zitaten geht hervor, dass die Sprache mehr als eine Mundart ist. Die Mundart wird als subjektive Größe, gleich einer regionalen Größe, verstanden. Die Sprache (heute Hochdeutsch/Standardsprache) ist demgemäß eine überregionale Größe, in der die Grundrichtigkeit (die systeminneren Gesetze, die Norm) dargestellt und richtig interpretiert werden kann.

5.4. Zusammenfassend kann Folgendes festgestellt werden: Schottels Zielsetzung in der AA ist es, eine Norm zu definieren. Diese Norm muss aus dem Sprachgebrauch abstrahiert werden, nämlich durch eine Selektion. Seine Absicht ist es, eine synchronische Grammatik zu schreiben, deshalb spielt das historische Denken eine geringere Rolle, wie z.B. Argumentation für das Deutsche als Prestigesprache. Das Deutsche als Prestigesprache darzustellen, war auch im Konkurrenzkampf gegen das Latein (in dieser Zeit immer weniger) und das Französische nötig. Durch eine „Kunstsprache" wird auch das Nationalgefühl, als eine Art Einheit verstärkt. Die politische Einheit ist im 17. Jahrhundert eher als virtuelle Größe zu bewerten.
Die Normsetzung geschieht auf der Schreibebene, da der Usus, das Gesprochene, unzuverlässig ist. Das wird in der Fachliteratur „Verachtung der Mundarten" genannt. Für Schottelius ist das Gesprochene eine subjektive

Größe, die individuelle Realisierung kann nicht für die Norm, für die Grundrichtigkeit stehen. Er versucht die Idealsprache zu finden. Wenn, wie W. Hecht, der als Herausgeber des Neudrucks im Nachwort formuliert (1967: 15), dass „Normen, [...] auf der [...] Erkenntnis beruhen, daß hinter der gesprochenen Sprache eine höhere, ewige, natürliche Ordnung der Sprache stehe", scheint uns nicht übertrieben, hierin eine Vorstufe für die spätere Entwicklung der Linguistik zu sehen. Das Begriffspaar ‚Grundrichtigkeit'–‚Gebrauch' weist in der Tat Parallelen zu der synchronlinguistischen Dichotomie ‚Langue'–‚Parole' auf. Der Gedanke erscheint nur implizit im Werk, aber ‚Grundrichtigkeit'–‚Gebrauch' scheinen in ähnlicher Weise auf diese beiden Schichten abzuheben.

Literaturhinweise

Besch, W. (1983): *Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen.* In: Besch, W. [et al.] (Hrsg.) (1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York. Bd. 2: 961–990 (= HSK 1.2). [Zit. als: Besch 1]

Besch, W. (1985): *Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache.* In: Besch, W. & Reichmann, O. & Sonderegger, S. (Hrsg.) (1985): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin/New York. Bd. 2: 1781–1810 (= HSK 2.2). [Zit. als: Besch 2]

Engels, H. (1983): *Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts.* Giessen.

Gardt, A. & Mattheier, K. & Reichmann, O. (Hrsg.) (1995): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen.* Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 156).

Gardt, A. (1995): *Das Konzept der Eigentlichkeit im Zentrum barocker Sprachtheorie.* In: Gardt, A. & Mattheier, K. & Reichmann, O. (Hrsg.) (1995): 145–168.

Hecht, W. (1967): *Nachwort zum Neudruck der AA.* Tübingen.

Jellinek, M.H. (1913): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung.* Heidelberg. Bd. 1.

Kloss, H. (1978): *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800.* Düsseldorf.

Maas, U. (1995): *Ländliche Schriftkultur in der Frühen Neuzeit.* In: Gardt, A. & Mattheier, K. & Reichmann, O. (Hrsg.) (1995): 249–278.

Polenz, P.v. (1995): *Sprachsystemwandel und soziopragmatische Sprachgeschichte in der Sprachkultivierungsepoche.* In: Gardt, A. & Mattheier, K. & Reichmann, O. (Hrsg.) (1995): 39–68. [Zit. als Polenz 1]

Polenz, P.v. (1994): *Deutsche Sprachgeschichte.* Bd. 2: *17. und 18. Jahrhundert.* Berlin/New York. [Zit. als Polenz 2]

Schottelius, J.G. (1663/1967): *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubtsprache.* Braunschweig (1663)/Tübingen (1967).

Sonderegger, S. (1979): *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems.* Berlin/New York. Bd. 1.

Wiesinger, P. (1978): *Das Verhältnis des Prager Kreises um Karl IV. zur neuhochdeutschen Schriftsprache.* In: Patze, H.v. (Hrsg.) (1978): Blätter für Deutsche Landesgeschichte CXIV: 847–863.

József Tóth (Szombathely)

Die Kontinuität der Wortfeldforschung

1. Einleitung und Zielsetzung

Die Lehre vom sprachlichen Feld gab der Entwicklung der Sprachwissenschaft, insbesondere der Bedeutungs- und Wortschatzforschung, neue Impulse. Vorliegende Studie setzt sich zum Ziel, die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des in der Sprachwissenschaft vieldiskutierten Wortfeldbegriffes darzulegen. Den Rahmen für diesen kontinuierlichen Entwicklungsprozess bieten die Anfänge der Bedeutungs- und Bezeichnungslehre und die Auffassung der Wortfelder als kognitive Orientierungspunkte.

2. Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Wortfeldbegriffes

Auf der Grundlage der umfangreichen Fachliteratur ist festzustellen, dass es sich um eine Theorie handelt, die immer wieder neu diskutiert wird. Der Forscher findet so verschiedene Feldbegriffe mit jeweils verschiedenen Voraussetzungen und Zielsetzungen. In meinem Periodisierungsvorschlag werden sechs Phasen der Theorieentwicklung herausgearbeitet.

2.1. Die Anfänge der Theorieentwicklung

In der ersten Phase wird v.a. an die Problematik des Gliederungsgedankens Goethes und Humboldts erinnert, bei denen die Grundkonzeption des Feldgedankens bereits weitgehend vorgebildet ist. Sie haben zwar einzelne Bereiche des Wortschatzes auf ihre inhaltliche Struktur hin nicht systematisch erforscht, doch bilden ihre Erkenntnisse von der Sprache und vor allem vom Aufbau des Wortschatzes eine unentbehrliche Grundlage ganzheitlicher inhaltbezogener Sprachforschung. Es kann nachgewiesen werden, dass die sog. „Stunde Null" in der Feldforschung nicht die Trierschen Ansätze bedeuteten, sondern das zeitlich getrennte Aufkommen der anfangs vorwiegend

historisch orientierten Bedeutungs- und Bezeichnungslehre. Die unterschiedlichen Feldauffassungen sind im Grunde genommen in Opposition dazu entstanden. Das Gedankengut der neuen Alternative zur Semasiologie, die das isolierte Wort untersucht, lässt sich in zahlreichen nichtalphabetischen, systematischen Sach- oder Begriffswörterbüchern verfolgen. Es ist wichtig, auch hier zu betonen, dass die Darstellung der Bedeutungsverwandtschaft in der Lexik durch die Entwicklung der Onomasiologie neue Impulse erhielt. Die erste Phase der Theorieentwicklung wird des Weiteren durch die Neuorientierung der gesamten Sprachwissenaschaft bei Saussure bzw. G. v. der Gabelentz und folglich durch ihren entscheidenden Einfluss auf die Entstehung der verschiedenen Richtungen der Wortfeldlehre geprägt. Bestimmend sind hier außerdem auch die Auswirkungen anderer Wissenschaftsdisziplinen auf die Gesamtentwicklung der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts, insbesondere der zwanziger und dreißiger Jahre. Hervorgehoben werden von ihnen die ganzheitlichen Methoden in der Psychologie. Wichtig ist auch die Kritik an der Semasiologie und Onomasiologie v.a. von L. Weisgerber, weil dadurch möglich wurde, die sprachlichen Inhalte als selbständiges Forschungsobjekt zu erkennen. Die erste Phase der Theorieentwicklung wird durch die drei ältesten Ansatzpunkte zu den Feldlehren (K.W.L. Heyses Analyse des Wortfeldes „Schall" 1856, H. Osthoffs Gedanken des Suppletivwesens 1899 und R.M. Meyers Bild eines Bedeutungssystems 1910) sowie durch die Vorstellung des historischen Kontextes des metaphorisch verwendeten Ausdrucks ‚Feld' im Bereich der Psychologie und Physik abgerundet.

2.2. Die frühe Phase der Wortfelddiskussion

Da drei frühe Varianten des Bedeutungsfeldes (G. Ipsens „formal-inhaltliche Felder" 1932, W. Porzigs „Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen" 1934 und A. Jolles „Minimalfelder" 1934) m.E. – im Gegensatz zur Ansicht in der Forschungsliteratur – in der weiteren Feldforschung eine nennenswerte Wirkung ausübten, war eine zweite Phase abzusondern. Nur durch die kontinuierliche Beschäftigung mit dem Feldgedanken konnten sich nämlich immer wieder neuere Feldanschauungen mit Erfolg durchsetzen.

2.3. Die dritte Phase: umfangreiche Felduntersuchungen 1931–1938

Die dritte Phase, in der 1931–1938 schon umfangreichere Felduntersuchungen entstanden, ist durch den Trierschen paradigmatisch-lexikalischen Feldbegriff und die Abgrenzung gegen andersartige Feldbegriffe von G. Ipsen, W. Porzig und A. Jolles gekennzeichnet. Ihre Arbeiten waren wegweisend für die weitere Entwicklung des Feldgedankens. Hier

muss die Triersche Feldlehre auch gegen die von Wartburg vorgeschlagene sprachpsychologische Lösung des Diachronie-Synchronie-Problems abgegrenzt werden, denn die Trierschen Untersuchungen richteten sich nach dem sprachinhaltlichen und geistigen Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Feldgefüge. Auch die lebhafte Kritik an Triers Feldauffassung darf hier nicht verschwiegen werden. Die Argumente der Kritiker bezogen sich v.a. auf die theoretischen Fragestellungen und nicht auf die dazugehörigen praktischen Ausführungen.

2.4. Die vierte Phase der Wortfelddiskussion 1939–1968

Infolge der Revison des eigenen Wortfeldmodells seitens Triers schon 1934, der Rehabilitation des Ipsenschen Feldbegriffs von H. Schwarz (1969) und der gerechteren Würdigung des Ipsenschen Beitrags zur Entwicklung der Wortfeldtheorie seitens Triers 1968 wird die Wortfeldtheorie Anfang der 30er Jahre als das Ipsen-Triersche Wortfeldmodell, in den späteren 30er Jahren als das Trier-Weisgerbersche Modell apostrophiert. Der letztere Wortfeldbegriff deutet schon auf die nächste, vierte Phase der Theorieentwicklung hin, in der der Begriff des Feldes von L. Weisgerber mit großer Begeisterung übernommen und in der inhaltbezogenen Grammatik weiterentwickelt wurde. Neben dem Ausbau einer neuen Feldmethode, in der der Triersche paradigmatische Ansatz mit einem syntaktischen verbunden wurde, und der Typologisierung der Wortfelder, besteht Weisgerbers Verdienst vor allem darin, dass er die Feldlehre in ein umfassendes sprachtheoretisches Gebäude einordnete. Nicht vergessen darf man auch K. Reuning, der Anfang der 40er Jahre den Versuch unternahm, auch selbst ein umfangreiches Feld, das „Feld der angenehmen Gefühle" in der deutschen und englischen Gegenwartssprache zu vergleichen. Um die Weiterentwicklung der Theorie und Praxis der Wortfeldlehre in ihrer Komplexität darzustellen, dürfen weder neuere Auffassungen der Protagonisten der Wortfeldtheorie (J. Trier, W. Porzig) noch Forschungsergebnisse zahlreicher weiterer Theoretiker in den 50er und 60er Jahren (wie z.B. S. Öhman 1953, H. Schwarz 1959, G. Kandler 1959, H. Gipper 1959, H. Schwarz 1966, J. Trier 1968, O. Ducháček 1968 u.v.a.) unerwähnt bleiben. Dank der intensiven Bemühung um Präzisierung und Weiterentwicklung der älteren Feldkonzeption von H. Schwarz, einem Schüler von Trier, wird dieses Modell in Anlehnung an C.-P. Herbermann (1995) als Trier-Schwarzsche Konzeption bezeichnet.

2.5. Eine Sonderphase der Wortfelddiskussion: die 60er und Anfang der 70er Jahre

Die Wortfelddiskussion in den 60er Jahren und Anfang der 70er Jahre wird als eine Sonderphase bezeichnet, weil sie revolutionäre Neuerungen aufwies. Diese fünfte Entwicklungsphase der Wortfeldkonzeption wurde durch den methodischen Neuansatz von der strukturalistischen Sprachwissenschaft und durch die Einbeziehung syntaktischer Komponenten geprägt. Durch E. Coserius strukturelle Wortfeldmethode erlebte der Terminus ‚Wortfeld' in den ausgehenden 60er und beginnenden 70er Jahren eine Renaissance. Coserius Wortfeldmodell basierte auf dem Prinzip der funktionellen Opposition und der Annahme der rein kompositionellen Bedeutungskonstitution. In dieser Entwicklungsphase bestand das Verdienst von H. Geckeler, dem Schüler Coserius darin, dass er die wichtigsten Begriffe und Elemente für die Inhaltsanalyse in unterscheidende Züge bereitstellte. In P. Grebes satzstrukturbezogener Konzeption bedeuteten in dieser Sonderphase die Begriffe ‚Sinnkopplung' und ‚Worthof' einen Rückgriff auf den Porzigschen Feldbegriff.

2.6. Entwicklungen der letzten zwei Jahrzehnte

Die 70er Jahre waren charakterisiert durch ein geringes Interesse für die Problematik der Wortfeldtheorie. Lutzeier war es, der das lange Schweigen der Wortfeldtheoretiker brach und 1981 eine eigenständige Wortfeldkonzeption erarbeitete. Das Lutzeiersche Modell leitet in meiner Darstellung die sechste und letzte Entwicklungsphase ein. Seit den 80er Jahren kam es zu einer Wiederbelebung und Erneuerung der Wortfeldtheorie durch G. Helbig, H. Schumacher, H. Schreiber, K.-E. Sommerfeldt, G. Starke u.v.a. Wortfelder wurden mit unterschiedlichen linguistischen Methoden beschrieben. Um die Kontinuität der Wortfeldforschung deutlich zu machen, ist es äußerst wichtig, auch neuere Forschungsergebnisse der 90er Jahre, wie z.B. die von S. Piehler, P. R. Lutzeier, H. Geckeler, H. Dupuy-Engelhardt, H. Weber, I. Busch, M. Emsel, G. Wotjak, H.-J. Busch, F. Hundsnurscher hervorzuheben. Lutzeier bezeichnete 1992 die Wortfeldtheorie als integralen Bestandteil einer Kognitiven Linguistik. So müssen auch mögliche Berührungspunkte zwischen der Wortfeldtheorie und den Kognitiven Wissenschaften berücksichtigt werden. Lutzeier (1993) ist der Ansicht, dass wortfeldartige Organisationen sowohl für die kategoriale Einordnung individueller Äußerungen als auch für die generelle Erfassung der sprachlichen Kategorisierungssysteme als kognitive Orientierungshilfen dienen können. Da die Wortfeldproblematik in der Linguistik der 90er Jahre kein abgeschlos-

senes Kapitel darstellt, ist der Autor des Beitrages davon überzeugt, dass in diesem Bereich weitergeforscht werden muss. So lassen weitere neuere Forschungsergebnisse hoffentlich nicht lange auf sich warten.

3. Zusammenfassung der Ergebnisse der Forschungsarbeit

Es ist nicht abzustreiten, dass der Begriff des ‚Feldes' zum Fortschritt in der Wissenschaft ganz allgemein und besonders zur Forschung auf semantischem Gebiet entscheidend beigetragen hat. Es ist festzustellen, dass Wortfelder einen Beitrag zur Erfassung der lexikalischen Bedeutung leisten. Neben der in der Fachliteratur als ursprünglich oder klassisch bezeichneten Ipsen-Trierschen Auffassung und ihrer Weiterentwicklung, die als Feldauffassung Trier-Weisgerberscher Prägung etikettiert wird, ist der Feldgedanke durch zahlreiche linguistisch relevante Variationen geprägt, für die das Übergewicht der paradigmatischen bzw. der syntagmatischen Sprachbetrachtung kennzeichnend ist. Es erscheinen auch Arbeiten, in denen versucht wird, beide Vorgehensweisen zu vereinen. Richtungsweisend war diesbezüglich m.E. auch das Trier-Schwarzsche Wortfeldmodell. Besonders beachtenswert ist die Vervollkommnung der Trier-Weisgerberschen Aufassung vom Wortfeld in struktureller Richtung durch E. Coseriu (1967). Obwohl die Wortfeltheorie viel kritisiert wurde, war diese Kritik nicht so überzeugend, dass die Feldlehre als ungültig angesehen werden müsste. Sie bedarf aber der Ausarbeitung einer Methode und der Entwicklung einer Technik. Das alles hat E. Coseriu mit seiner strukturellen Wortfeldmethode verwirklicht. Er hat eine umfassende Konzeption der lexematischen Strukturen und somit die Strukturform des ‚Wortfeldes' innerhalb dieser Gesamtkonzeption entworfen. Die Pionierarbeit der Feldforschung ist hier aber noch gar nicht erfüllt. Nach der Lektüre dieses Beitrages bekommt der Leser mit Sicherheit einen Überblick über die theoretische Diskussion und die praktische Anwendung der Feldtheorie. Dabei fällt auf, dass die anfängliche zeitlich-komparative Ausrichtung der Feldtheorie eine Ausweitung durch eine räumlich-komparative Komponente erfuhr. Durch die Begriffe der ‚Sinnkopplung' und des ‚Worthofes' von P. Grebe wurde ermöglicht, im Gegensatz zum bisherigen Wortfeldbegriff auch Valenzbeziehungen einzuschließen und Auskunft über die semantische Verträglichkeit und Verbindbarkeit von Wörtern zu bekommen. Auch die Entwicklungen der letzten zwei Jahrzehnte im Bereich der Vervollkommnung der Methoden der Bedeutungsbeschreibung der Feldglieder beweisen, dass die Wortfeldthorie noch zeitgemäß ist. Besonders hervorzuheben ist Lutzeiers Beitrag zur Weiterentwicklung der Wortfeldtheorie. Geeignete Anwendungsbereiche der seines Erachtens gut fundierten

Konzeption sieht er neben der Behandlung von Ausschnitten des Lexikons in der Erstellung einer Datenbasis für die Computerlinguistik und für die Praxis der Lexikographie, in der kognitiven Linguistik im Bereich der Kategorisierung und im Bereich der Schnittstelle zwischen Syntax und Semantik, in dem Austausch zwischen Psychologie und Linguistik und in der Untersuchung des mentalen Lexikons. Lutzeier schlussfolgert in seinem Aufsatz:

> Lexikalische Felder sind sowohl Zeugen als auch Kristallisationspunkt für insgesamt in einer natürlichen Sprache wirkende feldmäßige Kräfte. Die Linguistik hat somit die Aufgabe, dieser Tatsache in ihrer Theoriebildung und praktischen Arbeit gerecht zu werden. (Lutzeier 1995: 27)

Die Aktualität der Wortfeldtheorie ergibt sich heute aus ihren Beziehungen zu anderen älteren Disziplinen wie zur Anthropologie und Psychologie sowie zu neueren wie zur interdisziplinären Kognitiven Linguistik und zur Computerlinguistik. Und natürlich nicht vergessen werden darf die Relevanz der Wortfeldtheorie für die ein- und zweisprachige Lexikographie. In diesem Zusammenhang schreibt Lutzeier:

> Anstöße von außen und die zu erwartenden Auswirkungen der Wortfeldtheorie nach außen sind wichtig. Die Vitalität der Wortfeldtheorie wird sich dennoch zunächst im Innern selbst beweisen müssen. (Lutzeier 1993: 1f)

Heute muss man aber m.E. mit dem Terminus ‚Feld' besonders behutsam umgehen, weil alle Wortfeldkonzeptionen denselben zumeist vagen Ausdruck ‚Feld' okkupieren, der eine bildliche und attraktive Suggestions- und Assoziationskraft besitzt. Es ist aber mit Nachdruck festzuhalten, dass sich bis jetzt keine linguistische Richtung so intensiv und erfolgreich mit dem lexikalisch-semantischen Sprachsystem beschäftigt hat wie die Wortfeldforschung. Die konkreten Deskriptionsergebnisse beweisen, dass das Wortfeldmodell als solches für gewisse Wortschatzausschnitte seine Funktion erfüllen kann. Dem Gegenstandsbereich der lexikalischen Semantik dürfte es aber m.E. nur gerecht werden, wenn es sich ihm unter komplementärer Verwendung anderer Modelle annähert. Dieser Begriff bietet so für die unterschiedlichen Konzeptionen der lexikalischen Semantik eine sinnvolle Anschluss-, wenn nicht sogar Übernahmemöglichkeit. Wer aber heute den Terminus ‚Wortfeld' verwendet, sollte genau sagen, welche der vielen Auffassungen er damit meint. Als Schlussfolgerung ist festzustellen, dass – da die Wortfeldlehre keine allgemeingültige Methode besitzt – auch die Ergebnisse ihrer Forschungen unterschiedlich sind. Sie bietet aber zumindest eine Orientierungshilfe, um die Ergebnisse der Bedeutungsforschung zu systematisieren und so – wenn auch nicht vollkommen – der Struktur der Sprache näherzukommen.

3.1. Zusammenfassung: Die Entwicklung der Wortdfeldforschung seit den Anfängen der Bedeutungs- und Bezeichnungslehre bis hin zur Auffassung der Wortfelder als kognitive Orientierungspunkte

In der abschließenden Darstellung sind die Grenzen der einzelnen Phasen der Wortfelddiskussion nicht strikt zu verstehen, es bestehen, wie oben erörtert, zeitliche Überschneidungen und Überlappungen.

Phasen der Wortfelddiskussion:	**Ergebnisse der Forschung:**
1) Die Anfänge der Theorieentwicklung:	**A/B/C/D/E**

A)	
Alte Ansätze in der vor-theoretischen Phase im 18–19. Jh.:	*die Wissenschaftslehre J.W. Goethes, W.v. Humboldts ...
1794	*Der Gedanke von Leibniz: die Zusammenfassung der Wörter in einem Wörterbuch, einem „Nahmbuch" nach den „Arten der Dinge" in Gruppen

B)	
Von der „Stunde Null" bis zum Ausgang des 19. Jh.:	*das getrennte Aufkommen der Bedeutungs- und Bezeichnungslehre: Ch.K. Reisig, F. Haase, F. Heerdegen, H. Paul, W. Wundt, M. Hecht ... / J. Gilléron, F. Diez, A. Zauner ... *Klassifikation des Sprachmaterials nach Sach- oder Begriffsgruppen
1852	* P.M. Roget: Thesaurus of English Words and Phrases
1873–1877	* D. Sanders: Deutscher Sprachschatz
um 1881 (1961[12])	* H. Wehrle: Deutscher Wortschatz * (H. Wehrle & H. Eggers: Deutscher Wortschatz)
1892	* A. Schlessing: Deutscher Wortschatz oder der passende Ausdruck
1894	* H. Pauls Gedanke: die Behandlung des Wortschatzes in Bezug auf die begriffliche Zusammengehörigkeit im Wörterbuch

C)	
Ansätze seit der Jahrhundertwende bis zu den 30er Jahren des 20. Jh.:	* Neuorientierung der gesamten Sprachwissenschaft: G. v. der Gabelentz, F. de Saussure * Auswirkung anderer Wissenschaftsdisziplinen auf die Gesamtentwicklung der Sprachwissenschaft: Psychologie, Philosophie, Soziologie, Biologie, Ganzheitsmedizin, Pädagogik ... * Kritik an der Onomasiologie und Semasiologie: L. Weisgerber

D)	
Die drei ältesten Vorläufer der Feldanalyse:	
1856	* Analyse des Wortfeldes „Schall": K.W.L. Heyse
1899	* Gedanke des Suppletivwesens: H. Osthoff
1910	* Bedeutungssysteme: R.M. Meyer

E)	
Erste explizite Formulierung des Feldbegriffs 1924:	* Bedeutungsfeld: G. Ipsen
(1876)	(* der erste Gebrauch des Terminus ‚Feld' von E. Tegnér)
(1910)	(* Begriffsfeld: A. Stöhr)
(1919)	(* Begriffsfeld: H. Werner)

2) Die frühe Phase der Wortfelddiskussion: **G. Ipsen/W. Porzig/A. Jolles**

frühe Variationen des Feldbegriffs:	
1932	* formal-inhaltliche Felder: G. Ipsen
1934	* elementare Bedeutungsfelder: W. Porzig
1934	* Minimalfelder: A. Jolles

3) Die dritte Phase: umfangreiche Feld-untersuchungen 1931–1938: **J. Trier/ W. v. Wartburg/F. Dornseiff**

A)	
1931, 1932, 1934, 1936	* „Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes", die Theorie des paradigmatischen lexikalischen Feldes: J. Trier
1933/34	* F. Dornseiff: Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen
1934	* Abgrenzung der Trierschen Wortfeldkonzeption gegen die andersartigen Feldbegriffe von G. Ipsen, W. Porzig und A. Jolles
1934, 1937	* die sprachpsychologische Richtung: W. v. Wartburg; Kontroverse zwischen der Trierschen gliederungsgeschichtlichen und der Wartburgschen psychologischen Richtung

B)	* Weiterführung des Trierschen Werkes in Dissertationen:
1935	* Th. Schneider: Der intellektuelle Wortschatz ..., H. Hüsgen: Das Intellektualfeld ..., M. Trelle: Zwei Feldgefüge im Sinnbezirk des Verstandes ..., H. Bechtoldt: Der französische Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes ...
1937	* P. Wahmann: Der althochdeutsche Wortschatz im Bereich der Gnade, Gunst und Liebe
1938	* H. Fischer: Der Intellektualwortschatz im Deutschen und Französischen ...

4) Die vierte Phase der Wortfelddiskussion 1939–1968: **L. Weisgerber/K. Reuning/W. Porzig/S. Öhman/ H. Schwarz/G. Kandler/H. Gipper/O. Ducháček/ J. Trier**

A)	
1939, 1951/52, 1954,	* die Wortfeldkonzeption der inhaltbezogenen Grammatik:
1964	* L. Weisgerber

B)	* Feldforschung in den 40er Jahren:
1941	* K. Reuning, der unverdient vergessene Theoretiker und Kritiker an der Feldkonzeption: * K. Reuning: Erörterung der komplizierten Situation auf dem Gebiet der Feldforschung – Kritik an der Wortfeldkonzeption Triers * Untersuchung des Emotionalfeldes: synchronischer Vergleich des Emotionalfeldes, Ausdrucksmittel der angenehmen Gefühle im Deutschen und Englischen
1941/42	* F. Scheidweilers Kritik an der Wortfeldlehre

C)	* Feldforschung in den 50er und 60er Jahren:
1950	* W. Porzig: Die Integration des Trierschen Feldes, Typologie der Felder: parataktische und syntaktische Felder
1951	* S. Öhman: Das deutsche und schwedische Vokabular menschlicher Einrichtungen, Wahrnehmungsbereiche und Verwandtschaftsbeziehungen
1953	* S. Öhman: Kritischer Überblick über die Entwicklung der Feldlehre
1954	* W. Luthers Kritik an der Wortfeldlehre
1959	* H. Schwarz: Leitmerkmale sprachlicher Felder
1959	* G. Kandler: Kritik an den Wesenszügen der Feldlehre
1959	* H. Gipper: Bestimmung von Wortinhalten im „Sessel-Stuhl-Bereich"
1966	* H. Schwarz: Zwölf Thesen zum gegenwärtigen Stand der Feldforschung
1968	* O. Ducháček: verschiedene Typen sprachlicher Felder
1968	* J. Trier: Altes und Neues vom sprachlichen Feld
(1972)	* J. Trier: Feld, sprachliches

5) Eine Sonderphase der Wortfelddiskussion – die 60er und der Anfang der 70er Jahre:

O. Reichmann/P. Grebe/H. E. Wiegand/E. Coseriu/ H. Geckeler

A)	* Methodischer Neuansatz der strukturalistischen Sprachwissenschaft:
1962–1968	* E.Coseriu: Ausarbeitung der Inhaltsanalyse in unterscheidende Züge und Integration der Feldlehre in die strukturelle Semantik
1966	* O. Reichmanns Untersuchung zum Wortschatz der Siegerländer Landwirtschaft und Haubergswirtschaft
1967	* E. Coseriu: verschiedene Typen von lexikalischen Solidaritäten
1971	* H. Geckeler: Sembezogene Inhaltsanalyse

B)	* Einbeziehung syntaktischer Komponenten der Sprachbeschreibung:
1963	* P. Grebe: syntaktischer Hof der Wörter
1966	* P. Grebe: semantisch-syntaktischer Hof der Wörter
1969	* P. Grebe: Worthof von *schreiben*
1969	* B. Engelen: Reduzierung der Inhalte von *schreiben*
1966–1969	* Satzbauplan- und Valenzforschung in Europa: B. Engelen, G. Wahrig, G. Helbig, W. Schenkel
1973	* R. Hoberg: syntaktisch-semantische Kopplungen

C)	
1970	* H. E. Wiegands Sprachzeichenauffassung, entwickelt in Anlehnung an F. de Saussure und in Modifikation L. Hjelmslevs insbesondere von K. Baldinger, E. Coseriu, B. Pottier, A.-J. Greimas, G. Wotjak, H. Henne und H. E. Wiegand

6) Entwicklungen der letzten zwei Jahrzehnte:

P.R. Lutzeier/E. Agricola/D. Viehweger/G. Helbig/ H. Schumacher/H. Schreiber/K.-E. Sommerfeldt/ G. Starke/S. Wyler/S. Piehler/P.R. Lutzeier/H. Geckeler/H. Dupuy-Engelhardt/H. Weber/I. Busch/ M. Emsel/G. Wotjak/H.-J. Busch/K.-P. Konerding/R. Müller/F. Hundsnurscher

A)	* Ein poststrukturalistischer Neuansatz:
1981	* P.R. Lutzeier: Wiederentdeckung des Wortfeldbegriffs

B)	* Linguistische Beschreibung von Wortfeldern:
1981–1983	* Wörterbücher neuen Typs: Projektgruppe Verbvalenz, E. Agricola, D. Viehweger, G. Helbig
1986	* H. Schumacher: Modellwörterbuch zur Verbfeldanalyse
1987	* H. Schreiber/K.-E. Sommerfeldt/G. Starke: Linguistische Beschreibung von Verbgruppen
1996	* K.-E. Sommerfeldt/H. Schreiber: Wörterbuch der Valenz etymologisch verwandter Wörter

C)	* Wortfeldforschung der 90er Jahre:
1990	* S. Wyler: Ist die Wortfeldtheorie noch zeitgemäß?
1991	* H.-J. Becker: Das Feld um *alt*
1993	* P.R. Lutzeier (Hrsg.): Sammelband zur Wortfeldtheorie
1995	* P.R. Lutzeier: Historischer Rückblick, gegenwärtige Einschätzung der eigenen Feldkonzeption, Perspektiven
1996	* S. Piehler: Probleme und Potenzen der linguistischen Feldtheorie

D)	* Wortfeldkonzeption in der Kognitiven Semantik:
1993	* K.-E. Sommerfeldt: Geschehenstypen bei einzelnen Textsorten
1993	* P.R. Lutzeier: Wortfelder als kognitive Orientierungspunkte

Literaturhinweise

Arens, H. (1955): *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Freiburg/München.

Becker, H.-J. (1991): *Das Feld um alt*. Heidelberg.

Geckeler, H. (1971): *Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie*. München.

Geckeler, H. (Hrsg.) (1978): *Strukturelle Bedeutungslehre*. Darmstadt.

Helbig, G. (1973²): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. Leipzig.

Herbermann, C.-P. (1995): *Felder und Wörter*. In: Hoinkes, U. (Hrsg.) (1995): Panorama der Lexikalischen Semantik. Thematische Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstags von Horst Geckeler. Tübingen: 263–291.

Heyse, K.W.L. (1856): *System der Sprachwissenschaft*. Berlin.

Hoberg, R. (1970): *Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung*. Düsseldorf (= Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim. Bd. XI).

Hoberg, R. (1973): *Sinnkopplung und Worthof. Bemerkungen zu Paul Grebes syntagmatischen Arbeiten*. In: Moser, H. (Hrsg.) (1973): Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Düsseldorf. Teil 2: 73–86 (= Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim Bd. XXIV).

Ipsen, G. (1924): *Der Alte Orient und die Indogermanen*. In: Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg. Heidelberg: 200–237.

Kertscheff, B. (1979): *Die Semantik und der Feldbegriff*. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation. Berlin. Bd. 1: 35–56.

van der Lee, A. & Reichmann, O. (Hrsg.) (1973): *Aufsätze und Vorträge zur Wortfeldtheorie von Jost Trier*. The Hague.

Lutzeier, P. (1981): *Wort und Feld. Wortsemantische Fragestellungen mit besonderer Berücksichtigung des Wortfeldbegriffes*. Tübingen.

Lutzeier, P. (Hrsg.) (1993): *Studien zur Wortfeldtheorie*. Studies in Lexical Field Theory. Tübingen (= Linguistische Atbeiten 288).

Lutzeier, P. (1995): *Lexikalische Felder – was sie waren, was sie sind und was sie sein könten*. In: Harras, G. (Hrsg.) (1995): Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen. Berlin/New York: 4–29 (= Jahrbuch des Institut für deutsche Sprache 1993).

Lutzeier, P. (1995): *Lexikologie. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen.

Meyer, R. (1910): *Die militärischen Titel*. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Bd. 12: 145–156.

Meyer, R. (1910): *Bedeutungssysteme*. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Bd. 43: 352–368.

Narr, G. & Petersen, U. (Hrsg.) (1984⁴): *Georg von der Gabelentz. Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Darmstadt.

Osthoff, H. (1899): *Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen*. Heidelberg.

Piehler, S. (1996): *Probleme und Potenzen der linguistischen Feldtheorie*. In: Beier, R. (Hrsg.) (1996): Sprache – System und Funktion. Festschrift für Günter Weise. Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: 179–189 (= Theorie und Vermittlung der Sprache 25).

Porzig, W. (1986⁸): *Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der Sprachwissenschaft*. Tübingen (= Uni-Taschenbücher 32).

Schmidt, L. (Hrsg.) (1973): *Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes*. Darmstadt.

Schreiber, H. & Sommerfeldt, K.-E. & Starke, G. (1987): *Deutsche Wortfelder für den Sprachunterricht: Verbgruppen*. Leipzig.

Schreiber, H. & Sommerfeldt, K.-E. & Starke, G. (1991): *Deutsche Adjektive. Wortfelder für den Sprachunterricht*. Berlin/München/Leipzig u.a.

Schreiber, H. & Sommerfeldt, K.-E. & Starke, G. (1993): *Deutsche Substantive. Wortfelder für den Sprachunterricht*. Leipzig/Berlin/München u.a.

Sčur, G.S. (1974/dt. 1977): *Feldtheorien in der Linguistik*. In: Sprache der Gegenwart. Bd. 42. Düsseldorf.

Schumacher, H. (Hrsg.) (1986): *Verben in Feldern. Valenzwörtebuch zur Syntax und Semantik deutscher Verben*. Berlin/New York (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Bd. 1).

Sommerfeldt, K.-E. & Starke, G. (1992²): *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.

Sommerfeldt, K.-E. (1993): *Sprachliche Felder – Valenz – Textsorte*. In: Wirkendes Wort, Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. H. 2: 317–336.

Sommerfeldt, K.-E. & Schreiber, H. (1996): *Wörterbuch der Valenz etymologisch verwandter Wörter. Verben, Adjektive, Substantive*. Tübingen.

Tóth, J. (1997): *Relevanz der zeitgenössischen wortsemantischen Auffassungen für die Wortfeldtheorie*. In: Henrici, G. & Kohn, J. (Hrsg.) (1997): DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis. Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely: 135–147 (= Acta Germanistica Savariensia).

Tóth, J. (1997): *Zur Vorgeschichte der Feldtheorien*. In: Mádl, A. & Dietz, G. (Hrsg.) (1997): Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest: 217–228.

Trier, J. (1931/1973²): *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes*. Heidelberg.

Weisgerber, L. (1927): *Die Bedeutungslehre – Ein Irrweg der Sprachwissenschaft?* In: Antal, L. (Hrsg.) (1972): Aspekte der Semantik. Zu ihrer Theorie und Geschichte 1662–1970. Frankfurt am Main: 51–76.

II.

LITERATURWISSENSCHAFT

Anita Soós (Budapest)

Narration – (Ver)führung – (Be)deutung: Ein vergleichender Deutungsversuch von Sören Kierkegaards „Das Tagebuch des Verführers", „Die Wiederholung" und „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'"

> Hinter der Welt, in der wir leben, fern im Hintergrund liegt eine zweite Welt [...], eine Welt, die aus leichterem, zarterem Stoff gebaut ist und von anderer Bonität ist als die wirkliche.

Das Auflösen der festen Konturen des Subjekts ist eines der charakteristischsten Merkmale der Kierkegaardschen Texte. Es entstehen fiktive Identitäten, die seine Texte in ein Feld der unbeschränkten Subjektivität verwandeln. In meinem Deutungsversuch möchte ich zeigen, wie diese Subjektivität auf der Ebene der Narration geschaffen wird, was für eine Rolle die Narration in der Erschaffung gewisser Kierkegaardscher Schlüsselbegriffe spielt – wobei ich mich in erster Linie auf den Begriff der ‚Verführung' und den der ‚Wiederholung' konzentrieren werde – wie diese Begriffe als Strukturprinzipien verwendet werden, und schließlich, wie die Erzähltechnik die Interpretation der einzelnen Texte beeinflusst. Die folgende Analyse untersucht die Romanform und die narrative Struktur der einzelnen Texte. Es wird auf drei Werke von Kierkegaard („Das Tagebuch des Verführers", „Die Wiederholung" und „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'") ausführlicher eingegangen, da diese sich zu einer vielseitigen Behandlung der erwähnten Problematik anbieten.

Alle drei Texte bearbeiten eine Verlobungsgeschichte, sie können sogar als Variationen auf das gleiche Thema, variiert in der Phantasie des Autors aufgefasst werden. Kompliziert wird die Sache dadurch, dass man die drei Autorenidentitäten voneinander trennen muss, was durch den Unterschied zwischen den Namen der fiktiven Verfasser akzentuiert wird.[1] Eine andere Deutungsmöglichkeit ist es, die Variationen als Versuche, gewisse Begriffe in der Sphäre der Fiktionalität zu erarbeiten, aufzufassen. Obwohl die drei

---

[1] Die Untersuchung der Verfassernamen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kierkegaard-Forschung. Es bildet einen sehr komplexen Problemkreis, auf den in dieser Analyse nicht näher eingegangen werden kann. Zusammenfassend kann aber festgestellt werden, dass der Verfasser keine wirkliche Person, sondern eine Klassifikationsfunktion ist, die in der Klassifizierung der Texte äußerst wichtig ist. Vgl. Foucault (1981).

Texte thematisch weitgehende Übereinstimmungen aufweisen, kann man auch bedeutende Abweichungen feststellen, unter denen aus der Sicht der vorliegenden Analyse diejenigen von der größten Bedeutung sind, die den Ausgang der behandelten Texte betreffen. Alle drei Texte folgen der Chronologie der Ereignisse, aber hören in unterschiedlichen Phasen der Liebesbeziehung auf, was in der Einführung, Erarbeitung und Weiterentwicklung der Begriffe ‚Verführung', ‚Wiederholung' und ‚Reue' eine wichtige Rolle spielt. Während „Das Tagebuch des Verführers" mit dem Moment der Verführung des jungen Mädchens endet, thematisiert „Die Wiederholung" auch die Verlobungsgeschichte und die Wirkungen, die diese auf den jungen Protagonisten ausübt. „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" begnügt sich nicht mit dem Erzählen der Geschehnisse und den Reflexionen der Hauptfigur. Vielmehr öffnet sich die Geschichte in Richtung des Unendlichen durch die konzentrierte aber zugleich auch erweiterte Wiederholung „Der Wiederholung".

Es ist eine der Deutungsweisen der Kierkegaardschen Texte, wenn sie entlang der immer wieder auftauchenden Schlüsselbegriffe gelesen werden. Die erwähnten drei Werke sind auch in dem Sinne weitgehend verwandt, dass sie als Inszenierungen von einem solchen Schlüsselbegriff gelesen und verstanden werden können. Diese Begriffe werden – unsere Aufgabe erleichternd – sogar jeweils in den Titeln thematisiert: die ‚Verführung' (Betrug) in dem „Tagebuch des Verführers", die ‚Wiederholung' in „Der Wiederholung" und die ‚Schuld' (Reue) in „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'". Den Prozess, der sich zwischen Leser und Text in allen drei Texten abspielt – und der praktisch als ein technisches Problem erscheint – kann man, indem man den Texten die sokratische mäieutische Funktion beimisst, unter die Begriffe der Verführung beziehungsweise des Betrugs einordnen, was ein Lesen mit dem Ziel und der Technik des „In-die-Wahrheit-verführen-Prinzips" impliziert. Diese Technik wird im „Tagebuch" thematisch formuliert. Dichtung und Verführung sind für Johannes eng verwandt. Der Verführer gestaltet das Sein auf die Weise, dass er die Andere während des Verführungsprozesses in seine Gewalt bringt.[2] Der Begriff der Verführung kann auf zwei verschiedene Weisen definiert werden. Die theologische Definition impliziert die Kategorien des Guten und des Bösen, insofern der Verführer als Verderber und die Verführte als Verdorbene aufgefasst werden, und der Prozess der Verführung mit dem Sündenfall in Parallele gestellt wird. Die andere Definition nimmt den Begriff der Macht zum Ausgangspunkt. Nach dieser Auffassung gewinnt der Verführer über die Verführte Macht und beherrscht ihren Willen, so dass sie die Fähigkeit ganz

[2] Vgl. Hirsch & Gerdes (1994: 329f): „Ich gewinne über sie alle Gewalt, sie gar keine über mich. Ist solch ein Verhältnis eine Ehe? Es gleicht ja einer Verführungsgeschichte."

verliert, sich für gewisse Handlungen entscheiden zu können und ihm in allen Situationen gehorcht. Alles was sie tut, wird von ihm gesteuert, von Schritt zu Schritt geplant und nach dem Plan ausgeführt. Es ist auch in Kierkegaards Texten der Fall, bis der Begriff im Bereich des Ästhetischen entwickelt wird (wie z.B. die Schilderung des Verhältnisses zwischen Johannes und Cordelia im „Tagebuch des Verführers"), aber der Begriff wird gleich in eine andere Dimension gestellt, wenn das Gewicht auf das Gottesverhältnis gelegt und die Möglichkeit der Vermittlung der Wahrheit akzentuiert wird. Auf diese Weise wird die Verführung/der Betrug als Technik – die Technik der Herstellung der Wahrheit und die der Wiederherstellung des Gottesverhältnisses – in den Vordergrund treten. Wenn man das in Betracht zieht, kann man Kierkegaards Verführungstheorie positiv bewerten. Die Kierkegaardschen Texte zeichnen sich nicht nur dadurch aus, dass sie erotische Konflikte behandeln, sondern auch dadurch, dass sie ihre Beziehung zum Leser erotisieren. Der Verfasser erscheint als Verführer und der Leser als Verführter. Das lässt sich darauf zurückführen, dass der Text eine solche Führung ist, die „im Betrug wurzelt" (Verführung). Ein solcher Text führt den Leser nicht im traditionellen Sinne, sondern dadurch, dass er ihn nicht führt, verführt er ihn in die Richtung einer Art Wahl, wobei er alleine eine Entscheidung treffen muss. Der Text möchte die Haltung des „Du bist es, mein lieber Leser, der die Wahl trifft, ich bin nur dein Gehilfe, der dich dazu veranlasst und dich sogar dazu auffordert" einnehmen. Obwohl er die Freiheit der Wahl deklariert, suggeriert er sie gewissermaßen; der Text also steuert, obwohl er es leugnet. Dadurch aber, dass der Text selbst über eine Lenkungsfunktion verfügt, entweicht er von Zeit zu Zeit dem Willen des Verfassers, übt auf ihn eine Rückwirkung aus[3] – was eine Identifikation zwischen der Beziehung des Textes und des Verfassers (wobei ich jetzt trotz der pseudonymen Verfasserangaben Sören Kierkegaard im Sinne habe) und der von Johannes und Cordelia ermöglicht. Der Text – aufgrund des Mangels an seiner vollständigen Beherrschung durch den Verfasser – wird völlig unbändig, verirrt sich in der Bildhaftigkeit, in den Dialogen und den unerschöpflichen Assoziationsmöglichkeiten, was nicht nur die Desorientierung und Verunsicherung des Lesers, sondern auch des

[3] Joakim Garff (1995) beschäftigt sich in seiner Doktorarbeit ausführlich mit der Beziehung des Textes und des Verfassers (darunter Kierkegaard verstanden), mit der Fiktion und der Wirklichkeit, mit der Aufeinanderbezogenheit und der Wechselwirkung der beiden. Im Sinne der sogenannten Bio-Graphie-Theorie hält er es für unmöglich, diese beiden voneinander zu trennen und empfiehlt eine biographische Lesart der Texte, da diese nicht nur ein authentisches Ich schaffen wollen, der schaffende Subjekt selbst ist in ihnen implizit anwesend. Die biographische Kierkegaard-Lesart ist in der Kierkegaard-Forschung insofern revolutionär, als sie die Schrift (Graphie) für primär hält, weil die Wirklichkeit durch die Schrift gestaltet wird, genauso wie auch der Verfasser, der eigentlich von ihr verführt wird.

Verfassers zur Folge hat. Die Wirklichkeit löst sich in einer wuchernden Sprache auf.

Die drei Texte weisen – wie bereits erwähnt – nicht nur thematisch, sondern auch in der narrativen Struktur Gemeinsamkeiten und Unterschiede auf. Das Hauptgerüst des „Tagebuches" – wie der Titel schon andeutet – macht die für die Epoche so charakteristische Tagebuchform aus. Die Aufzeichnungen werden durch die einleitenden Worte des Herausgebers und die Briefe von Cordelia an Johannes beziehungsweise die von Johannes an Cordelia suppliert. Daraus wird schon ersichtlich, dass der Text überwiegend aus subjektiven Formen besteht, was der Autorenintention, d.h. der Beeinflussung des Lese- und Verstehprozesses völlig entspricht (Foulcault 1996). Johannes als Verführer hat nicht nur Cordelias Verführung, sondern als Erzähler auch die des Lesers vor. In diesem Verführungsprozess ermöglicht die Tagebuchform eine intime Kommunikation, ein Geständnis, was die Aufmerksamkeit auf den Foucaultschen Begriff des Geständnisses (Foucault 1996) beziehungsweise den der Beichte lenkt. Foucault betont die Verwandlung des Verlangens in Diskurs, was seinen direkten und vielleicht einfachsten Ausdruck in der Beichte oder im Geständnis findet, die für uns die Technik der Herstellung der Wahrheit repräsentieren. In Foucaults Auslegung erscheint der westeuropäische Mensch als ein Tier, das Geständnis ablegt, das entweder von sich selbst oder unter Zwang zu sprechen anfängt. Er erzählt und verwandelt alles in Diskurs, was ihm widerfährt. Indem er zu den Ereignissen eine passende Formulierung finden kann, können sich die diffusen Elemente in eine Kausalität verwandeln. In dieser wahrheitsenthüllenden Beziehung zu dem Anderen wird die Person des Erzählers geschaffen. Ich möchte betonen, dass diese Persönlichkeit nicht im Erzählprozess, sondern erst in dem Verhältnis des Sprechers und des Hörers, d.h. in den Deutungsversuchen Gestalt annimmt. Das „Ich" versucht in seinem Geständnis sich selbst zusammenzusetzen, und dieser identitätsschaffende diskursive Prozess bildet den Kern der Erzählung. Obwohl jeder Hinweis auf die Aussagen eines theoretischen Werkes in der Analyse eines literarischen Textes sich als äußerst problematisch erweisen kann, weckt die Foucaultsche Theorie anhand der Kierkegaardschen Texte verschiedene Gedanken. Johannes macht, anstatt einen Beichtvater gewählt zu haben, sein Tagebuch zum Vertrauten[4], und schreibt in diesem über seine geheimen Pläne und Phantasien. Nur einem Zufall ist es zu verdanken, dass das Tagebuch als literarisches Werk ans Tageslicht kommt.

[4] Die Vertrautenfunktion wird in mehreren Texten von Kierkegaard akzentuiert und wird oft mit der Betrachter- oder Spionfunktion eng verknüpft.

> Ich schloß also den Schreibtisch auf, um aus der Geldschublade herauszunehmen, was das Haus vermochte. Aber siehe da! Die Schublade geht nicht heraus. Alle Anstrengungen sind vergebens. [...] Wie Xerxes das Meer peitschen ließ, so wollte ich eine fürchterliche Rache nehmen. Ich ließ ein Beil holen und führte einen furchtbaren Schlag auf den Schreibtisch. Ob ich nun im Zorn fehlschlug, oder ob die Schublade ebenso eigensinnig war wie ich, die Wirkung des Schlags war nicht die erwartete: die Schublade war und blieb verschlossen. Dagegen geschah etwas anderes. Ich hatte vielleicht zufällig einen bestimmten Punkt getroffen, oder die Erschütterung des Schreibtischs in allen seinen Fugen war der Anlaß, kurz ich weiß nicht wie es kam, aber plötzlich sprang eine verborgene Tür auf, die ich nie vorher bemerkt hatte. Diese Tür verschloß ein Versteck, von dem ich natürlich auch nichts gewußt hatte. Hier fand ich zu meiner größten Überraschung eine Menge beschriebener Blätter, eben die Manuskripte, die den Inhalt der vorliegenden Schrift ausmachen. (Hirsch & Gerdes 1993: 7)

Johannes schafft aber in seinem Tagebuch nicht nur sich selbst, sondern auch die Geliebte. Cordelia bekommt erst in den Aufzeichnungen, in dem Plan der Verführung einen Körper, aber das auf diese Weise hervorgebrachte Bild wirkt auf seinen Schöpfer zurück. Johannes schafft und wird – sozusagen sich selbst lesend – zugleich auch geschaffen. Wird dieses Verhältnis auf eine andere Ebene gehoben, d.h. auf die des Problems der Fiktionalisierung, oder die der Beziehung von Wirklichkeit und fingiertem Text in den Vordergrund gestellt, stößt man auf die Frage des Gebrauchs der Pseudonyme, und das Verhältnis der Kierkegaardschen Texte zur Wirklichkeit. Obwohl man die Verfasserbiographie – unter Verfasser Sören Kierkegaard verstanden – bei der Interpretation der Kierkegaardschen Texte oft ignoriert, darf die Beziehung dieser beiden nicht außer Acht gelassen werden (natürlich nicht im positivistischen Sinne).[5] Die Produktivität des Verfassers kann durch einen banalen Zufall im wirklichen Leben in Gang gesetzt, verändert oder gestoppt werden. Aber es ist nicht nur der Abdruck des Lebens, der im Text erscheint, d.h. dass das Leben als das Resultat des Fiktionalisierungsaktes im Text wiederholt wird, es gibt auch eine Bewegung in die entgegengesetzte

[5] Obwohl Kierkegaard die Verwandlung der Wirklichkeit in Literatur (was in der Romantik und in dem sog. poetischen Realismus akzeptiert wurde) abgelehnt hat, greift er immer wieder zu diesem Modell. Diese Abneigung kommt schon in seiner Dissertation (1837) zum Ausdruck, in dem er H.C. Andersen deshalb kritisiert, weil ihm eine Lebensanschauung mangele und seine Romane nicht reflektiert genug seien und der Kierkegaardschen Forderung des „das Leben soll rückwärts verstanden werden" nicht entsprächen, sondern nur bloße Abdrücke der Wirklichkeit seien. Kierkegaards Schlussfolgerung in Bezug auf die Fiktion ist, dass sie von der Wirklichkeit abweicht, unabhängig davon, dass die beiden zueinander in einer Wechselwirkung stehen können.

Richtung, demzufolge der Text auf das Leben zurückwirkt, es sozusagen gestaltet. Johannes vertraut sich in seinem Tagebuch nicht Cordelia, sondern sich selbst an, im Gegensatz zu Sören Kierkegaard, der die Figur und das Tagebuch von Johannes dazu benutzt, sich für Regina verständlich zu machen, und eine Art Erklärung zu geben. Durch die Veröffentlichung des Tagebuches in Buchform will der fingierte Text eine bestimmte Wirkung auf die Wirklichkeit ausüben. Dieser Aspekt des Verhältnisses Fiktion–Wirklichkeit kommt noch stärker in der „Wiederholung" zum Ausdruck, indem Inhalt und Struktur des Textes durch die Verlobung von Regina Olsen gewissermaßen überschrieben werden. Das macht die Unbeherrschbarkeit der Wirklichkeit durch einen fingierten Text deutlich.

Im Falle der „Wiederholung" ist es ein Mensch, der die Vertrautenfunktion des Tagebuches auf sich nimmt. Dementsprechend verändert sich – besonders im ersten Teil – auch die narrative Struktur des Textes: das epische Erzählen eines außenstehenden Betrachters löst das Selbstgeständnis ab. Das führt aber nicht zur Aufhebung der in der Tagebuchform immanenten Subjektivität. Während „Das Tagebuch des Verführers" von der inneren subjektiven Erzählinstanz der Verführerfigur bestimmt wurde, werden die Ereignisse in der „Wiederholung" durch den Filter einer äußeren, aber nicht weniger subjektiven Erzählerfigur – die zugleich der Verfasser des Textes ist – gelassen. Constantins Erzählung wird um die Briefe des verliebten jungen Mannes ergänzt und er wird in seiner Vertrautenposition bestätigt. Der Erzähler will mit seinen Erwägungen und Erzählungen nicht nur auf den jungen Mann, sondern auch auf den Leser einen bleibenden Eindruck machen. Das bedeutet, dass Kierkegaard als Verfasser noch weiter vom Text abrückt, indem der pseudonyme Verfasser als eine fingierte Person im Text die Entwicklung einer anderen fingierten Figur und des fingierten Textes steuern will. Es werden nicht nur das Mädchen und der Leser, sondern auch die fingierte Person (nämlich der junge Mann) vom Erzähler verführt. Das ist aber wieder das Resultat eines komplizierten narrativen Spiels, das die Beziehung der zwei fiktiven Identitäten nicht eindeutig definiert. Da Constantin nicht nur der Verfasser, sondern auch ein Held seines Buches ist, d.h. in verschiedenen Rollen auftauchen kann, hat er auch mehrere Stimmen. Aber nicht nur die Funktion Constantin Constantius wird (im Gegensatz zu seinem Namen) gespalten, es lässt sich auch eine entgegengesetzte Bewegung beobachten: nämlich, dass eine Funktion sich auf verschiedene Figuren „zerstreut", der Verführer wird in Constantin und im jungen Mann verkörpert. Die Figur und die Tätigkeit des jungen Mannes verbleiben noch im Wirkungsfeld des Sinnlichen, aber mit Constantin taucht die Figur des reflektierten Verführers auf. Das, was Johannes im „Tagebuch des Verführers" in einer Person vereinigt hat, löst sich voneinander ab. Die Begriffe „Verführung" und „Betrug" werden durch die Verdoppelung der Persönlichkeit als Mittel mit neuen Inhaltsmomenten versehen. Der junge Mann kann als eine Art Wiederholung des

jungen Constantin Constantius aufgefasst werden, was als Erscheinen eines im Text thematisierten Begriffes auf der Ebene der Personen aufgefasst werden kann. Diese Erscheinung beschränkt sich nicht auf „Die Wiederholung", sie weist über die Grenzen des Textes hinaus und öffnet ihn in Richtung anderer Werke, indem diese auf Johannes im „Tagebuch des Verführers" verweist und auch Quidam in „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" antizipiert. Auf diese Weise wird die Frage „Was wird wiederholt?" akzentuiert und erweitert, und sie kann mit den Worten: „Der Text". beantwortet werden, was die Steigerung der Subjektivität zur Folge hat. Wenn die Beziehung zwischen den drei Texten als die Serie der Wiederholungen unterschiedlicher Art betrachtet wird, gelangt man zu einer Wiederholung vierter Potenz, indem „Das Tagebuch des Verführers" als die Wiederholung der Wirklichkeit im Text (d.h. Wiederholung erster Potenz) aufgefasst wird, „Die Wiederholung" als die Wiederholung von diesem Text (also Wiederholung zweiter und dritter Potenz, da sie sich selbst in den zwei Teilen verdoppelt). Darin ist sie „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" ähnlich, da dieser nicht nur frühere Texte, sondern in der Form von einem parallelen Tagebuch auch sich selbst verdoppelt. Anhand der vielen Wiederholungen der Bearbeitung ein und derselben Geschichte könnten wir die Frage stellen, wie es möglich ist, dass wir, obwohl wir die Technik des Verführers kennen und den Ausgang der einzelnen Texte mit hundertprozentiger Sicherheit im Voraus bestimmen können, diese nicht langweilig finden. Die Wiederholung muss, damit sie nicht entleert bzw. zum Selbstzweck wird, ständig etwas Neues anbieten, was in den Kierkegaardschen Texten vor allem im Bereich der Begriffserweiterungen verwirklicht wird. Das zwingt den Leser zur aktiven Teilnahme im Leseprozess, und eben diese gar nicht so einfache Denktätigkeit hält ihn in einem Zustand der Spannung und der permanenten Erregung. So gelingt es, die in der Zwiespältigkeit der Wiederholung inhärente Gefahr zu vermeiden. Statt der Leere erwecken die Texte beim Leser das Gefühl der Verborgenheit, was das begriffliche Weiterdenken ermöglicht. Die Kierkegaardsche Ästhetik bleibt nicht beim Denken stehen, die Aufgabe des Lesers ist in erster Linie nicht intellektuell, sondern handlungsorientiert. Es ist nicht der Text, der am wichtigsten ist, sondern das, was sich außerhalb des Textes befindet. Auf diese Weise wirkt die Wiederholung auf die Wirklichkeit zurück, indem das Subjekt im Sinne der Verlängerung des Textes handelt. Man kann also über eine bestimmte Wirkungsästhetik sprechen. Aber damit wird schon die Erweiterung des Wiederholungsbegriffes im Sinne des Religiösen antizipiert. Aber bevor auf „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" eingegangen werden soll, müsste einiges zum Charakter der Verführung im „Tagebuch des Verführers" und in der „Wiederholung" festgehalten werden. Der Ausgangspunkt ist in beiden Werken die Leidenschaft, die der Held (und hier wird sowohl an Johannes, den jungen Mann, als auch an Constantin Constantius gedacht) für den Gegenstand seiner Liebe fühlt. Aber wenn man die Natur der Ver-

führung und die Person des Verführers unter die Lupe nimmt, kann man wesentliche Unterschiede beobachten. Das lässt sich dadurch erklären, dass man über Verführung im Kierkegaardschen Sinne nur dann sprechen kann, wenn die Leidenschaft nicht die grenzenlose Überschwemmung der Gefühle bedeutet, sondern rational beherrscht wird, d.h., wenn der Verführer im Stande ist seine Gefühle und Reaktionen zu kontrollieren, sogar zu planen. Die Verführung ist also ein Kalkül, die sorgfältige Berechnung des Verführers. Johannes in dem „Tagebuch" schreibt in seinen Aufzeichnungen eigentlich ein Drehbuch der Verführung. Das Tagebuch ist zugleich ein Plan, also Fiktion und die Chronik der Verwirklichung, also realisierte Fiktion. Während Johannes an seinem Plan arbeitet, beobachtet er den Gegenstand der Verführung, er selbst aber bleibt unsichtbar. Um sein Inkognito nicht zu lüften „wickelt er sich bis an die Augen in seinen Mantel, und wird er beinahe sichtbar, wird man vom Licht einer Straßenlaterne geblendet" (Hirsch & Gerdes 1993: 321). Auf die Beobachtungen folgt immer eine kaltblütige Kalkulation, der neue Schritt wird präzise vorbereitet. Der Prozess der Verführung ist also im höchsten Grade die Leidenschaft des Geistes, das Spiel und der Sieg der Vernunft über die natürliche Zuneigung (vgl. Baudrillard 1985). Man kann die gleiche leidenschaftslose Berechnung sehen in der „Wiederholung", aber hier ist nicht der junge Mann der Verführer, er führt nur den Plan der Verführung aus. Er kann sich gar nicht in einen richtigen Verführer verwandeln, indem er selbst in dem Grad verführt worden ist, dass er gar nicht imstande ist seine Handlungen zu durchschauen. Darum braucht er die Hilfe von außen, namentlich Constantin Constantius, dessen Leidenschaft sich ausschließlich auf der Ebene des Geistes bewegt, das Gefühl, das ihn in seiner Macht hat, ist die Leidenschaft des Gedanken, also durchaus kontrolliert. Die Verführung im Kierkegaardschen Sinne wird in erster Linie nicht in der Beziehung des jungen Mannes zu dem Mädchen, sondern zu Constantin Constantius durchgeführt, und zwar in den Bestrebungen von Constantius, den Willen des jungen Mannes zu kontrollieren. Der Prozess beschränkt sich auf die geistige Ebene. Wenn der Verführer seinen Plan genau verwirklichen kann, ist er der Sieger. Der Prozess endet mit der Vernichtung des Verführten als ein selbständiges Individuum, was im Fall des jungen Mannes letzten Endes nicht passiert. Der Plan erweckt ihn aus dem geistigen Schlummer, und da er nicht imstande ist, die Anweisungen von Constantius zu verwirklichen, entschlüpft er seiner Kontrolle und wird in einem gewissen Sinne fähig seinen eigenen Weg, den Weg als Dichter zu finden.

In „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" greift der Verfasser wieder zur Tagebuchform, aber er macht sie insofern nuancierter, als er das Tagebuch im Sinne der Wirklichkeit und der Idealität – unter Beibehaltung der Chronologie – zugleich wiederholt. Das zweifache, fast völlig parallele Erzählen

der Ereignisse ermöglicht die Vervielfältigung des Tagebuches. Das eine Jahr Unterschied zwischen den Tagebucheintragungen morgens und nachts und der Verführungsgeschichte hat die Verdoppelung der Zeit zur Folge, es indiziert sogar die Vervielfältigung von dieser. Die ständige Wiederholung des Textes bewirkt die Verwandlung des Zeitlichen in Zeitlosigkeit und verknüpft den Begriff der Wiederholung mit dem Unendlichen. Das „Unendlichmachen" der Zeit kommt nicht nur durch die Wiederholung zustande. Es wird auch in der Erzähltechnik akzentuiert, d.h. mit dem Wechseln der Zeitperioden (Morgen–Nacht) in der Weise hervorgehoben, dass die Morgeneintragungen überwiegend im Präsens die Vergangenheit vergegenwärtigen, was als Fiktionalisierungsakt eine Art Zeitlosigkeit schafft und auf die Ewigkeit assoziieren lässt. Das Resultat dieser vom Verfasser jedes Jahr intendieten Vergegenwärtigung der Geschehnisse (also immer wieder neue Tagebücher) können wir aber nicht in der Hand haben, und dadurch wird der Begriff abstrahiert. Eivind Tjønneland (1996) untersucht das Verhältnis Wiederholung–Unendlichkeit, und kommt zu der Folgerung, dass „wahre" Wiederholung nur durch die Unendlichkeit gesichert werden kann. Wenn die Wiederholung die Ewigkeit voraussetzt, besteht auch die unendliche Möglichkeit der Wiederholung. In seiner These spricht er über die Wiederholung als über einen dem Religiösen angehörenden Begriff. So gelangen die Entwicklung und Bedeutungserweiterung des Wiederholungsbegriffes in „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" eine zeitlang an einen Ruhepunkt. Die „Entwicklung" beginnt im Ästhetischen und endet im Religiösen. Damit steht auch die Verführung vorläufig still, da sie im sokratischen Sinne zur Wahrheit (ver)führt hat.

Als Konklusion kann festgestellt werden, dass die drei Texte aus dem Gesichtspunkt des Begriffes der Verführung und der Wiederholung dem folgenden Entwicklungsmodell folgen: „Das Tagebuch des Verführers" wird als die fiktionalisierte Wiederholung des Lebens aufgefasst, „Die Wiederholung" gilt als die Wiederholung des Textes, was zu einer gesteigerten Subjektivität führt. In „‚Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'" wird der Begriff durch die Unendlichkeit der Wiederholungsmöglichkeiten auf eine andere Ebene gehoben, die Wiederholung bewegt sich nicht innerhalb des Rahmens des Textes, sondern sprengt sie, wirkt auf ihren Verfasser zurück und dient dem Aufrechterhalten der ‚Reue'. Die Entwicklung beginnt im Ästhetischen und endet im Religiösen. Obwohl die Definition der Verführung, die sich in den erwähnten Texten entfaltet, weitgehende Gemeinsamkeiten aufweist, kann man einer gewissen Bewegung folgen, wobei die Person des Verführers allmählich in den Hintergrund tritt, in anderen Texten sogar spurlos verschwindet. Das bedeutet aber nicht, dass die Verführung auf der begrifflichen Ebene nicht mehr erscheint. Im Gegenteil, sie ist in der Beziehung zwischen Text und Leser stets präsent. Anstatt thematisch konkrete Form anzunehmen,

wird sie abstrakt und übt ihre Wirkung so aus, dass man sie gar nicht entdecken kann, ist zwar da, aber so, dass sie gar nicht da ist, wobei der ironische Charakter des Verführungsspiels, ein wesentliches Merkmal des Kierkegaardschen Werkes, zum Ausdruck kommt. Der gleiche Prozess läuft also in allen Kierkegaardschen Texten ab, unabhängig davon, ob sie die Verführung thematisieren oder nicht: Die Verführung übt ihre Wirkung unter der Textoberfläche aus und steuert den Leseprozess. Es ist der Text, der den Leser verführt, der sich, nachdem er sich seiner Betrogenheit bewusst wird, der Macht des Textes dadurch zu entziehen versucht, dass er die dargebotenen Möglichkeiten gründlich durchdenkt, auf sie reflektiert und *ver*führt-geführt in eine bestimmte Richtung, nämlich in Richtung einer Wahl, geht. Am Ende des Leseprozesses trifft der Leser seine Entscheidung, die nicht mehr ästhetisch, sondern religiös ist, wählt also sich selbst. Wenn er die Bewegung des Geistes auf diese Weise durchführt, hat der Text als Verführer sein Ziel unbemerkt erreicht.

Quellenverzeichnis und Literaturhinweise

Quellenverzeichnis

Hirsch, E. & Gerdes, H. (Hrsg.) (1991–1998): *Kierkegaards Gesammelte Werke*. Gütersloh.

Kierkegaard, S. (1841/1993): *Entweder/Oder*. In: Hirsch, E. & Gerdes, H. (Hrsg.) (1993).

Kierkegaard, S. (1843/1991): *Die Wiederholung*. In: Hirsch, E. & Gerdes, H. (Hrsg.) (1991).

Kierkegaard, S. (1845/1994): *Stadien auf des Lebens Weg*. In: Hirsch, E. & Gerdes, H. (Hrsg.) (1994).

Literaturhinweise

Bacsó, B. (1994): *Ismételhető-e az ismétlés?* In: Nagy, A. (Hrsg.) (1994): 87–96.

Baudrillard, J. (1985): *Forførelse*. Århus.

Bertung, B. & Müller, P. & Norlan, F. (Hrsg.) (1993): *Kierkegaard – pseudonymitet*. København.

Egeberg, O. (Hrsg.) (1993): *Eksperimenter. Læsninger i Søren Kierkegaards Forfatterskab*. Århus.

Foucault, M. (1996): *A szexualitás története. A tudás akarása*. Budapest.

Foucault, M. (1981): *Mi a szerző?* In: Világosság 1981/7: 26–38.

Frandsen, F. & Morsing, O. (Hrsg.) (1995): *Denne slyngelagtige eftertid Tekster om Soren Kierkegaard. I*. Arhus.

Garff, J. (1995): *„Den Sovnlose". Kierkegaard last astetisk/biografisk*. Kobenhavn.

Garff, J. [et al.] (Hrsg.) (1996): Innovelse i Kierkegaard. Halden.

Genette, G. (1996): *Az elbeszélő diskurzus*. In: Thomka, B. (Hrsg.) (1996): 61–98.

Harrits, F. (1993): *Invers. Om Gjentagelseni Soren Kierkegaards Forfatter-virksomhed*. In: Egeberg, O. (Hrsg.) (1993): 9–38.

Lotman, J.M. (1995): *Das Problem des künstlerischen Raums*. In: Orosz, M. & Zalán, P. (Hrsg.) (1995): 158–173.

Nagy, A. (Hrsg.) (1994): *Kierkegaard Budapesten*. Budapest.

Orosz, M. & Zalán, P. (Hrsg.) (1995): *Grundlagen der Literaturwissenschaft*. Budapest. Reader II.

Petersen, J. (1995): *Kategorien des Erzählens*. In: Orosz, M. & Zalán, P. (Hrsg.) (1995): 219–243.

Schmidt, L.H. (1995): *Kierkegaards gentagelse*. In: Frandsen, F. & Morsing, O. (Hrsg.) (1995): 139–152.

Thomka, B. (Hrsg.) (1996): *Az irodalom elméletei I*. Pécs.

Titzmann, M. (1995): *„Zeit" als strukturierende und strukturierte Kategorie in sprachlichen Texten*. In: Orosz, M. & Zalán, P. (Hrsg.) (1995): 174–191.

Tjønneland, E. (1996): *Vanens virkelighet som gjentagelsens mulighet*. In: Garff [et al.] (Hrsg.) (1996): 75–88.

Todorov, Z. (1995): *Die Kategorien der literarischen Erzählung*. In: Orosz, M. & Zalán, P. (Hrsg.) (1995): 127–157.

Tøjner, P.E. & Garff, J. & Dehs, J. (Hrsg.) (1995): *Kierkegaards æstetik*. Kobenhavn.

Tojner, P.E. (1995): *Stilens tanker*. In: Tojner, P.E. & Garff, J. & Dehs, J. (Hrsg.) (1995): 9–68.

Winkel Holm, I. (1995): *Tilbagekaldt tekst. Dekonstruktion, implosion og det litterare billede hos Soren Kierkegaard*. In: Ny Poetik 1995/4: 32–39.

Dezső Szabó (Stuttgart u. Budapest)

Literarische Darstellung und die Medien – Eine einführende Untersuchung auf Basis von Werner Faulstichs „Vermittlung und Rezeption"

Die Sprache der Medien verdunkelt wovon sie spricht.
(Hans Magnus Enzensberger)

0. Einleitung

Unser Ausgangspunkt für diesen Beitrag ist, dass die Literatur wesentliche Entwicklungen der Mediengeschichte teilt. Die Medien erweiterten die instrumentelle Basis der Literatur und führten auch zu Veränderungen von Form und Inhalt der literarischen Texte. Im heutigen Literaturleben lässt sich immer deutlicher ein Wandel beobachten. Die traditionellen Formen der Darstellung geraten mit den neuen Medien zunehmend in eine Konkurrenz. Es zeigt sich, dass sich die Literatur und damit die Autoren in einer veränderten Situation befinden. Blieben etwa die Schriftsteller der Gruppe 47 anfangs mehr oder weniger unter sich, war die Kritik kollegiale Arbeitskritik, so sind heute die Literaturvermittler (Verleger, Lektoren, Kritiker) in Überzahl. Wie sieht nun dieser „Literaturbetrieb" aus? Darunter verstehen wir die Summe der Erscheinungsformen des literarischen Lebens, den vielfältigen Markt, auf dem sich Autor und Werk zu bewegen haben. Zwischen dem Autor, der sein Werk als Ware auf den Markt bringt, und dem Leser, der dort dann ein riesiges Angebot vorfindet, liegt der Apparat von Produktion und Verteilung, mit anderen Worten der Literaturbetrieb. Die Literaturproduktion ist den Gesetzen der freien Marktwirtschaft unterworfen, die sich auf Angebot und Nachfrage stützen. Die Tätigkeit des Autors wird dabei im Allgemeinen als eine freiberufliche aufgefasst. Gewiss gibt es einige Autoren, die es sich leisten können, aus ihrer „rein" literarischen Arbeit zu leben. Die Existenzmöglichkeiten der meisten Autoren sind aber derart eingeschränkt, dass sie sich ohne zusätzliche Einkünfte durch die Massenmedien oder andere haupt- und nebenberufliche Tätigkeiten kaum halten könnten. So lässt sich leicht verstehen, warum sich die Tätigkeiten der Autoren für die Medien selber differenziert und erweitert haben. Die Autoren sind schon aus materiellen Gründen auf die Mitarbeit in den Massenmedien angewiesen und somit zwangsweise

mit den Medien konfrontiert, ja aufgefordert, auf sie zu reflektieren.[1] Damit lässt sich auch das Aufkommen von „Allround-Autoren" erklären. Nicht zu vergessen: das Buch ist ja selbst ein Medium. Die Art und Weise, wie es auf dem Markt durchgesetzt wird, ist zugleich, was das Geschäft mit dem Buch zunehmend zum reinen Warenhandel verkommen lässt. Die Verlage müssen sich notwendigerweise auf den Leser (d.h. auf den Kunden) konzentrieren und vor allem Gewinne erzielen. Was mit all diesen Bemerkungen angedeutet werden sollte: Der Weg zwischen Autor und Publikum wird immer mehr durch außerliterarische Faktoren beeinflusst. Dies hat selbstverständlich Veränderungen in der Rezeption und auch im Verhältnis von Literatur und Medien zur Folge. Die Medien veränderten die Literatur dermaßen, dass man sich der Umwälzung in ihrer ganzen Tragweite kaum bewusst wird. Sie schufen, wie bereits erwähnt, eine Konkurrenzsituation für die Literatur, auf die die Schriftsteller kaum vorbereitet waren und dementsprechend unterschiedlich reagierten bzw. reagieren. Will man sich über den Niederschlag dieser Veränderungen ein Bild machen, so muss man primär den Ausgangspunkt näher untersuchen, d.h. das Verhältnis zwischen der jeweiligen literarischen Gattung und den Medien. Werner Faulstichs Auffassung eignet sich gut, um eines der möglichen Modelle aufzuzeichnen. Ich habe für die konkrete Untersuchung ein mögliches literaturtragendes Medium, die Zeitung, und aus den literarischen Gattungen den Roman ausgewählt. Dieser Betrachtung sollen aber zunächst einige Bemerkungen vorausgeschickt werden.

1. Die Gegenstände der Untersuchung

1.1. Die Zeitung

Die Presse ist das älteste publizistische Massenmedium.[2] Die Fachliteratur (vgl. Noelle-Neumann & Schulz & Wilke 1994: 417) kennzeichnet die Zeitung über vier Merkmale: 1) die Publizität, 2) die Aktualität, 3) die Universalität und 4) die Periodizität. Dazu kann noch hinzugefügt werden, dass die Fixierung in Schrift oder Druck als Merkmal zur Abgrenzung von anderen Formen der Kommunikation angesehen werden kann. Die Zeitung wird, wie andere Presseerzeugnisse, im Einzelverkauf oder im Abonnement abgesetzt. Letzteres ist für unsere Untersuchung ein wichtiger Faktor, da

[1] Vgl. die theorethischen Arbeiten Enzensbergers, Handkes, Baumgarts, Grass' u.a.

[2] Der Begriff ‚Presse' wurde früher für alle Druckwerke verwendet, so gesehen ist also die Herstellung einer Verbindung zwischen ihr und der Literatur geradezu naheliegend.

abgesetzt. Letzteres ist für unsere Untersuchung ein wichtiger Faktor, da hier die Schriftsteller eine optimale Chance haben, um durch ihre – eventuell auch in Fortsetzungen erscheinenden – Werke den Leser an das Blatt zu binden. Somit wird der Autor wahrhaft Teil des täglichen Marktprozesses, ja des Literaturbetriebes in den Medien. Literatur als Gedrucktes wird somit ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand. Anders formuliert (Arnold & Detering 1996: 60), „tritt an die Stelle intensiver Lektüre weniger Bücher eine extensive Lektüre einer großen Anzahl von Texten". Auffallendstes Kennzeichen der Struktur des Zeitungswesens zumindest in Deutschland ist die Lokalgebundenheit der Zeitungen, ferner, dass sich nur noch wenige Blätter offen zu einer parteipolitischen oder weltanschaulichen Richtung bekennen. Dies ist schon aus finanziellen Gründen erklärlich, denn um eine optimale Leserzahl zu erreichen müssen sie sich von allen Kategoriebindungen lösen. Bezeichnend für die Entwicklung der deutschen Presse seit den fünfziger Jahren war ein Auflagenzuwachs, der, zumindest in diesem Ausmaß, in den anderen vergleichbaren westeuropäischen Ländern nicht stattfand. In der jüngsten Zeit muss man auf die globale Pressekonzentration und auf die damit verbundene Vormachtstellung einiger Zeitungen bzw. Verleger hinweisen.[3] Gerade in Deutschland sind wesentliche Veränderungen und Tendenzen in der Literatur nicht zu verstehen, wenn man etwa die Rolle der Presse um die Wende der 1960er–70er Jahre nicht interpretieren kann. Eine letzte, ergänzende Bemerkung: Die meisten Zeitungen kämpfen bereits jetzt mit dem Problem, wie und in welchem Umfang sie ihren Kulturteil plazieren sollen. Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass selbst eine Zeitung vom Format der „Zeit" vor der Aufgabe steht, die gesamte Konzeption zu überdenken. Für die Autoren bedeutet dies, dass sie bei der Gestaltung ihrer Werke für die Zeitung auch von den neuen, technisch-optischen Möglichkeiten Gebrauch machen müssen. Die neuen Darstellungsformen bewirkten eine stärkere Differenzierung, andererseits aber auch die wechselseitige Beeinflussung und Vermischung der journalistischen Ausdrucksmittel. Die heute gebräuchlichen journalistischen Formen lassen sich in drei Gruppen einteilen:

1) Tatsachenbetonte (referierende) Formen: Nachricht, Meldung, Bericht, Reportage usw.
2) Meinungsbetonte (urteilende) Formen: Leitartikel, Kommentar, Kolumne, Kritik usw.
3) Phantasiebetonte Formen: Zeitungsroman, Kurzgeschichte, Feuilleton usw.

[3] Mehr als die Hälfte der gesamten Zeitungsproduktion ist bereits in den Händen von 2–3 Verlegern!

Die Grenzen verfließen jedoch zwischen der Absicht, zu informieren oder zu überzeugen, und der, zu unterhalten.[4]

1.2. Der Roman

Der Roman ist die epische Großform der Erzählkunst in Prosa. Er ist heute die vorherrschende und am weitesten verbreitete Literaturgattung. Dies ist sicher auch damit zu erklären, dass er zunächst keinen strengen Regeln unterlag. Später, vor allem in unserem Jahrhundert vollzogen zusätzliche „Auflockerungen": die chronologische Folge der Geschehnisse verlor an Wichtigkeit, die Bauelemente wurden selbstständig, die Rolle des Protagonisten änderte sich ebenfalls.[5] Mit den Inhalten änderte sich auch die Position des Erzählers. Aus dem alles wissenden Erzähler wurde ein Beobachtender, unsicher Reflektierender. Kaum, wenn nicht unmöglich, ist eine Aufteilung nach Stoffen und/oder dargestellten Personen, nach Themen bzw. behandelten Problemen. Für einige Kritiker (Cioran 1983) ist der Roman sogar bereits eine überholte Gattung, „die ihre Substanz vergeudet hat". Dagegen hält Thomas Mann den Roman für die dominierende Kunstform, den Romanautor für den Prototyp des modernen literarischen Künstlers.
Die Hauptlinie des Romans wird immer mehr durch die Anwendung neuer Erzähltechniken bestimmt, wo die Medien einen entscheidenden Einfluss haben. Sie weisen meistens eine periodische Akzentuierung der Spannung am Schluss jeder Fortsetzung auf, um dann auf die nächste begierig zu machen.

2. Der Roman und die Medien

Eine Analyse des Romans ergibt drei Voraussetzungen: der Roman wurde gedruckt, gekauft und gelesen. Diese drei sind bei ihm zugleich Kategorien, nämlich dass der Roman gedruckt wurde beschreibt eine Art von Vermittlung. Konkret heißt das, dass ein jeder Roman durch ein Medium vermittelt wird, insofern stellt diese Form der Vermittlung eine ästhetische Kategorie dar. Eine zweite Art der Vermittlung, die Distribution genannt wird, ist der Kauf des Romans. Hier zeigt sich der in der Einführung angesprochene Warencharakter des Romans.[6] Die Ware wird aber auch konsumiert (der Roman wird gelesen) dementsprechend haben wir den Gebrauchswert (Rezeption).

---

[4] Mittlerweile ist mit ‚Infotainment' sogar eine neue Form entstanden, wenn etwa Nachrichten als Unterhaltung präsentiert werden.
[5] Es reicht aus, in diesem Zusammenhang an Autoren wie Döblin oder Dos Passos zu erinnern.
[6] Der Tauschwert der „Ware" wird dabei im Preis ausgedrückt.

Der Romanschriftsteller, der sich als „Berufsschriftsteller" etablieren konnte, ist also gut beraten, wenn er sein Werk vor der Buchpublikation in einer Zeitung abdrucken lässt. Ob Vorab-, Nachdruck, Neukonzeption, Teilveröffentlichung oder direkt für die Zeitung konzipierter Roman[7]: Die Publikation in der Presse trägt maßgeblich zu der Popularität des Autors bei. Und nicht zuletzt mindert es ebenfalls das wirtschaftliche Risiko, denn als Vorab- oder Nachdruck eines Buches ist der Roman eine Werbung für Autor, Werk und selbstverständlich auch für den Verleger. Mit dem Roman soll außerdem für die Zeitung selbst geworben werden, denn das Ziel ist ja schließlich, den Leser dauerhaft an das Blatt zu binden bzw. neue Leser zu gewinnen, die zum Beispiel über die Sport- oder Politikseite der Zeitung nicht zu erreichen sind. Man kann also ohne Übertreibung sagen, dass der Roman wesentlich dazu beiträgt, neue Absatzmöglichkeiten zu finden. Dies hat natürlich auch seine Schattenseiten. Ich denke dabei nicht nur etwa an eventuelle urheberrechtliche Schwierigkeiten, sondern möchte auch an die Probleme bei der Auswahl des geeigneten Romans für die Publikation in der Zeitung hinweisen. Diese erfolgt nämlich nicht nur nach rein literarischen Kriterien, sondern auch nach ideologischen oder sogar nach politischen. Es besteht auch die Gefahr, dass „die Literatur von den Medien zu Unterhaltung und somit unschädlich gemacht wird" (Hinton & Bullivant 1974: 90). Kristina Zerges (1977: 107f) zeigt am Beispiel der Arbeiterpresse sehr anschaulich, welche Momente bei der Auswahl ausschlaggebend sein konnten. In der sozialdemokratischen Presse waren mit dem Roman Grundsatzfragen einer sozialistischen Literatur und Bildungsfragen der Partei eng verbunden. Es ließen sich dabei zwei Positionen beobachten. Die eine wollte den Unterhaltungsteil strikt von dem politischen Teil der Zeitung trennen, also den jeweiligen Roman rein nach literarischen Gesichtpunkten auswählen. Die andere Richtung vertrat die Meinung, dass nur Romane in der Zeitung abzudrucken seien, die konsequent die sozialistische Weltanschauung widerspiegeln. Die Gefahr bei solchen Überlegungen liegt auf der Hand: Nicht unbedingt das reine Wortkunstwerk steht im Vordergrund, sondern z.B. die Vermittlung sprachlich anspruchsvoller Formen mit inhaltlichen Problemen aus aktuellen Gesellschaftsbereichen oder der agitatorische Charakter eines bestimmten ideologischen Denkens. Wir können ergänzen: die Besitzer sind sich der Medien als Machtinstrumente bewusst, und sie wissen ebenfalls, dass diese Macht wenig mit Inhalt zu tun hat. Dazu setzt Helmut Heißenbüttel (1972: 233) allerdings voraus, dass „sich das Zutrauen auf die Identität der Umwelt auf die technischen Medien übertragen hat". D.h., dass wir bereits in ähnlichem Maß an die verschiedenen technischen Informationsverarbeitungs-Optionen

[7] Entspricht „Fortsetzungsroman". Es scheint mir wichtig erneut festzuhalten, dass die Vermarktung der Literatur in der Presse erst durch die Publikation von Romanen in Fortsetzungen ansetzte.

gewöhnt sind wie an unsere Sinneswahrnehmenung. Eine weitere Folge der Zusammenarbeit von Literatur und Medien ist zweifelsohne der Umschmelzungsprozess literarischer Formen, Scheidungen zwischen den Gattungen der Literatur, zwischen herkömmlichen und neuen technischen Medien und zwischen Autor und Publikum (Scheunemann 1991: 129). Eine konkrete Folge für den Roman: das Sammeln von Zeugnissen und Dokumenten des Alltags, die Montage, tritt als alternatives, artistisches Verfahren wieder in der Literatur hervor; eine Diffusion der Begriffe und damit die Aufhebung der Schranke zwischen fiktionaler und nicht-fiktionaler Darstellung. So finden Materialien, Protokolle, Akten, Zeitungsausschnitte usw. im Roman ihre Anwendung, die in der Regel durch die Presse (und andere Medien) allgemein verbreitet und damit jedermann zugänglich sind. Dies geschieht nicht nur, um einen Anspruch auf Authentizität zu sichern, sondern diese sind Bestandsteile des öffentlichen Lebens. Hier entsteht also der Literatur die Chance, Komplementär- und sogar Korrekturfunktionen zum Informationsangebot der Medien auszubilden. Norbert Bolz (1993: 21) macht in diesem Zusammenhang jedoch auch auf die Tatsache aufmerksam, dass das Buch (hier: Informationsverarbeitungssystem) der Komplexität unserer sozialen Systeme nicht mehr gewachsen ist. Um diese Komplexität ohne Verlust von Informationen darzustellen, wäre bei unserem Beispiel, dem Roman, eine Simultanpräsentation in mehreren Ebenen nötig. Dass es dazu bereits früher Ansätze in der Literatur gab, wurde in Kap. 1.2. angedeutet.

3. Der Roman und die Rezeption

Die Literatur ist als Mitteilung an Empfänger (Rezipienten, Zielgruppe) gerichtet. Es besteht einerseits eine Mitteilungsabsicht des Autors und eine Wirkung auf den Rezipienten, andererseits bestimmt das Publikum die Entstehung gerade bei der Zeitung bereits mit, da sich der Autor auf die Erwartungen seiner zukünftigen Leser einrichtet. Die Mitteilungsabsicht und die Wirkung müssen selbstverständlich nicht übereinstimmen. Zwischen dem Autor und dem Rezipienten ist noch ein Medium, nämlich die Sprache, geschoben. Es ist nicht sicher, dass der Empfänger die Mitteilung so aufnimmt, wie der Autor es beabsichtigt.[8] Ein Werk löst sich vom Verfasser in dem Augenblick, in dem es gelesen wird: Die Rezeptionsgeschichte beginnt.

[8] Ein gutes Beispiel dafür ist Swifts „Gulliver", ein Buch, das die Menschen über die Absurdität bestimmter politischer Überzeugungen und menschlicher Vorurteile aufklären wollte, im Endeffekt jedoch als Kinderbuch berühmt wurde.

Faulstich (1993: 34) unterscheidet zunächst zwei Wortbedeutungen bei der Rezeption, nämlich Rezeption als „Produktion" und Rezeption als „Verwertung" im Medientransfer. Zum Ersten meint er damit die Aufnahme, Interpretation oder Neugestaltung eines Romans, zum Zweiten versteht er sie als Verwertung im Medientransfer, also die Aufnahme des Romans in andere Medien. Für diese Untersuchung ist aber die Rezeption durch die (Zeitungs)Leser entscheidend – das betrifft selbstverständlich auch die Kritiker oder Rezensenten des Romans. Dazu muss man allerdings Unterscheidungen treffen, wie etwa Romane mit literarischem Anspruch, bestimmte Lesergruppen, textspezifische Kriterien usw. Faulstich behandelt auch andere Rezeptionsweisen, wie z.B. die psychologische Rezeption, wo im Grunde untersucht wird, was sich beim Lesen innerhalb der Phantasie des Lesers vollzieht. All dies hat demnach für die Romananalyse einen Widerspruch zur Folge: der Literaturwissenschaftler kann nur wissenschaftlich tätig werden, wenn er zuvor „normaler" Leser war. Der Romankritiker kann in der Zeitung seine persönliche Meinung abgeben, der Literaturwissenschaftler jedoch strebt nach wissenschaftlichen, d.h. nach kontrollierbaren Erkenntnissen. Daraus ergibt sich, dass Leser und Forscher, also Rezeption und Interpretation, nur schwer voneinander zu trennen sind. Zu bemerken ist, dass die Stimmen, die betonen, wonach die Rezeptionsästhetik die Herausforderung durch die Massenmedien nicht konsequent genug angenommen habe, immer lauter werden. Und dies, obwohl Jauß (1972: 288) frühzeitig gewarnt hatte:

> Allein durch die Anwendung der bisher kanonisierten Methoden der Philologie kann die Literaturwissenschaft das, was früher ihr Bildungsauftrag genannt wurde und jetzt ihre kritische gesellschaftliche Funktion sein könnte, nicht mehr erfüllen, nämlich an ihren Gegenständen eine Urteilsbildung zu entwickeln, die sowohl ästhetische Wahrnehmung und moralische Reflexion in der Erfahrung der Kunst freisetzt, als auch gegenüber den Einflüssen der geheimen Verführer, der ästhetischen und nichtästhetischen Wirkungen der Massenmedien unverführbar sind.

Als Ansatzpunkt können wir auf jeden Fall annehmen, dass die Verwertung und „Mediealisierung" der Literatur wesentlich in die Struktur und Beschaffenheit der literarischen Werke eingreift. Des Weiteren bedarf die Untersuchung einer Zusammenarbeit aller sachrelevanten anderen Wissenschaften, gerade auch weil die Zahl der rein medienwissenschaftlichen Projekte bereits inflationär ist. Faulstich greift in einem anderen Werk (1982: 276f) diese Gedanken auf, und empfiehlt, das einzelne literarische Werk im Lichte seiner Medialisierung zu betrachten. Damit erst wäre Literaturgeschichte wieder möglich: als Mediengeschichte, als Mittler zwischen Werk, Rezeptionsgeschichte einerseits und Geschichte der Ästhetik der Medien anderseits.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Wir haben gesehen, dass die Art des jeweiligen Mediums die Bedeutung eines literarischen Produktes maßgeblich bestimmen kann.
Eine zweite, weitreichende Folge ist, dass das literarische Produkt von seiner Verbreitung durch marktrelevante Instanzen direkt abhängig ist.
Für die Zusammenarbeit von Literatur und neuen Medien können wir festhalten, dass die Medien – trotz der angedeuteten Gefahren – für die Literatur Vorteile bieten. Die Literatur (hier: die klassische Buchform) wird auch in Zukunft in der Konfrontation mit den Medien eine eigenständige Funktion zu erfüllen haben, sie soll jene Bedürfnisse abdecken, die z.B. die elektronischen Medien nicht erfüllen können. Wenn man sieht, wie sehr die Literatur durch das ursprüngliche Konkurrenzmedium Film innovative Elemente nicht einzusehen, warum die neuen Medien es nicht zu einer produktiven und konstruktiven Anpassungsleistung bringen könnten. Neue Sichtweisen müssen schließlich zu neuen Schreibweisen führen, die dann zu neuen Rezeptionsweisen führen können. Diese neuen Techniken verlangen aber auch neue Formen, die der Macht von Informationen gewachsen sind, und kreativ mit dieser Macht umzugehen wissen. Der Umgang mit der schnellen Kommunikation der neuen Medien erfordert daher formale Vereinfachungen der Sprache einerseits, andererseits die Aufnahme neuer Symbole in die gedruckte Sprache, wodurch sich die Ausdruckskraft verstärken könnte.
Schließlich konnten wir erkennen, dass die Rezeption ein methodologisches Problem aufzeichnet, dessen Lösung dann auch die Ergebnisse einer Analyse des literarischen Produktes beeinflusst. Damit wird auch die kritische Diskussion bereichert, ihre theoretischen Grundlagen ebenso wie ihre Praxis betreffend.

Literaturhinweise

Arnold, H.L. & Detering, H. (Hrsg.) (1996): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München.

Bolz, N. (1993): *Die Zeit nach dem Ende der Geschichte*. In: Bolz, N (1993): Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse. München.

Faulstich, W. (1982): *Medienästhetik und Mediengeschichte. Mit einer Fallstudie zu „The War of Worlds" von H.G. Wells*. Heidelberg.

Faulstich, W. (1993): *Vermittlung und Rezeption*. In: Ludwig,H.-W. (Hrsg.) (1993): Arbeitsbuch Romananalyse. Tübingen: 13–40.

Heißenbüttel, H. (1972): *Zur Tradition der Moderne. Aufsätze und Anmerkungen 1964–1971*. Neuwied/Berlin.

Hinton, T. & Bullivant, K. (1974): *Literatur in upheaval writers and the change of the 1960's*. Manchester.

Jauß, H.R. (1972): *Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft*. in: Zmegac, V. (Hrsg.) (1972): Methoden der deutschen Literaturwissenschaft. Eine Dokumentation. Frankfurt am Main: 274–290.

Knilli, F. & Hickethier, K. & Lützen, W.D. (Hrsg.) (1976): *Literatur in den Massenmedien – Demontage von Dichtung*. München.

Linz, M. (1983): *High Noon. Literaturwissenschaft als Medienwissenschaft*. Tübingen.

Noelle-Neumann, E. & Schulz, W. & Wilke, J. (Hrsg.) (1994): *Publizistik Massenkommunikation*. Frankfurt am Main.

Schanze, H. (1976): *Literaturgeschichte als Mediengeschichte?* In: Knilli, F. & Hickethier, K. & Lützen, W.D. (Hrsg.) (1976): 189–199.

Scheunemann, D. (1991): *Dokumente–Fiktionen*. In: Elm, T. & Hiebel, H. (Hrsg.) (1991): Medien und Maschinen. Freiburg: 128–139.

Zerges, K. (1977): *Literatur in der Massenpresse*. In: Kreuzer, H. (Hrsg.) (1977): Literaturwissenschaft – Medienwissenschaft. Heidelberg: 103–121.

Károly Szabó (Budapest)

Friedrich Dürrenmatt „Frank der Fünfte" – Groteske Vermischung der Gattungen

> Ist die Forderung einmal fallengelassen worden, die Welt des Theaters und die Wirklichkeit müßten übereinstimmen, ist eine neue Freiheit erreicht. (Dürrenmatt 1998a:156)

1. Komödie, Tragikomödie oder Oper?

Nach der traditionellen Deutung des Begriffs (Kayser 1992) ist das ‚Groteske' die Vermischung von Heterogenem, von Unvereinbarem. Ist diese Vermischung jedoch auch bei den Gattungen möglich? Ist die parallele Präsenz von Tragik und Komik in einem Drama möglich bzw. kann das komisch Dargestellte Tragisches zugleich hervorrufen? Die meisten Stücke Dürrenmatts weisen sowohl komische als auch tragische Elemente auf, deren paradoxe Präsenz ihnen die eigenartige Dürrenmattsche Stimmung verleiht. (Dürrenmatt gibt seinen Stücken Etiketten wie „eine ungeschichtliche historische Komödie", „eine tragische Komödie", „eine fragmentarische Komödie", die neue Wege des Komischen aufzeigen und die Frage der Tragfähigkeit der traditionellen Gattungen sensibilisieren wollen.) Dürrenmatts Stück „Frank der Fünfte", das 1959 auf Bestellung zum zwanzigjährigen Bestehen der Zürcher Neuen Schauspielhaus AG geschrieben wurde, und ursprünglich eine Art Ode hätte sein sollen, trägt den Titel „Komödie einer Privatbank", jedoch auch „Oper einer Privatbank" wurde als Titel bei einigen Fassungen des Stückes angeführt.

Bei der Gattungsbestimmung des Stückes machen die Musik von Paul Burkhard sowie die Chansons auf das Operettenhafte aufmerksam. Die Musik gibt somit der Bühnenhandlung einen Rahmen, die Chansons übernehmen die dramaturgische Rolle des Chores, stellenweise des Dialogs oder Monologs und fassen das in der jeweiligen Einzelszene Geschehene zusammen.

Das Stück enthält jedoch zahlreiche Elemente, die durchaus die Richtung zur Tragik hin andeuten: es wird erpresst, gemordet, bestochen, gelogen – es gibt in der zeitgenössischen Dramatik selten mehr Leichen auf der Bühne als gerade in Dürrenmatts Stücken. Das Nebeneinander des Komischen und

Tragischen führt zur Tragikomödie schlechtin, die von Dürrenmatt als die tragfähige Gattung des 20. Jahrhunderts erkannt wird. Nach der oft zitierten Behauptung von Dürrenmatt – „Uns kommt nur noch die Komödie bei" (Dürrenmatt 1998c: 62) – hat die Tragödie keinen Lebensraum mehr, da es in unserer Zeit an tragischen Helden fehlt, ohne die keine Tragödie mehr möglich ist (Dürrenmatt, 1998c: 60): „Kreons Sekretäre erledigen den Fall Antigone."
Dürrenmatts Komödien bzw. Tragikomödien sind jedoch in ihrer Form nicht mehr mit den „klassischen" Komödien identisch, denn der Autor bringt ein neues Element auf die Bühne, das kein reines Lachen mehr ermöglicht. „Der Künstler vollends, der das Komische produziert, kann dem Häßlichen gar nicht ausweichen", schreibt Karl Rosenkranz (1996: 13) in seiner „Ästhetik des Häßlichen". Das gleichzeitige Vorhandensein des Lächerlichen und des Hässlichen macht das Erscheinen des Grotesken möglich, das von Dürrenmatt als neues Stilmittel auf der Bühne eingesetzt wird. Das Groteske – von W. Kayser als „die entfremdete Welt" (Kayser 1957) definiert – stellt eine Vielfalt von Möglichkeiten dar und bildet somit die Bühne für einen Spielplatz, wo der Zuschauer nicht vorgegebene Antworten, wie etwa bei Brecht, bekommt, sondern vielmehr eine Darstellung der möglichen Wendungen (mit dem Zufall als bestimmender Faktor der Handlung). Das Stück „Frank der Fünfte" weist eben in Richtung der Darstellung einer möglichen Welt, eines Modells möglicher menschlicher Beziehungen. „Die 'mögliche Welt' muß auch die 'wirkliche Welt' in sich enthalten", schreibt Dürrenmatt (1998b: 57) in den „Richtlinien der Regie zu Frank der Fünfte", d.h. auch die Darstellung des Möglichen – bei ihm meistens des Schlimmstmöglichen – muss einen Bezug zur Wirklichkeit haben und somit eben durch das Aufzeigen der Alternativen gesellschaftskritischen Anspruch erheben.

2. Shakespeare oder Brecht?

Die Gattung „Oper" lässt die Frage aufkommen, ob es bei Dürrenmatt im Falle des Stückes „Frank der Fünfte" – wie manche Kritiker behaupten – nicht etwa um eine Art „Dreigroschenoper" geht. Der Bänkelsängerton des Stückes, die Chansons, lassen tatsächlich gewisse Ähnlichkeit erkennen, Dürrenmatts Neigung zur Oper datiert jedoch von viel früher (bereits im „Besuch der alten Dame" gibt es eine von Gitarrentönen begleitete Balkonszene, man könnte jedoch auch die Makamenform des Stückes „Ein Engel kommt nach Babylon" hierbei erwähnen).
Es muss allerdings festgehalten werden, dass, im Gegensatz zur klassischen Oper, in der die Musik viel wichtiger ist als der Text, in Dürrenmatts Oper

der Musik weniger Bedeutung zukommt (Brock-Sulzer 1986: 101): „Die Musik ist ja eben hier nichts anderes als ein Filter, ein durchsichtiger, mildernder Vorhang, der den Stoff überhaupt komödienfähig, theaterfähig machen soll." Das heißt, Musik hat hier die Rolle, die Handlung – die ja eigentlich als „ein modernes Räuberunternehmen" (Brock-Sulzer 1986: 100) zu deuten ist und auf der Bühne dementsprechend ständig ermordet, erpresst, gelogen und gestohlen wird – ertragbar zu machen:

> Was vom Text aus als unerträglich erscheinen könnte, wird erträglich, und zwar gerade dadurch, daß die Musik nicht den Gehalt und die Tonart der Sprache unterstützt oder pointiert, sondern daß sie charakterisierend die Härte kontrastiert. (Loetscher 1998: 169)

Oft wurde das Stück von den Kritikern als Dürrenmatts antikapitalistische Stellungnahme gedeutet, wobei als weiterer Schritt folgt, die „Oper" an den Marxismus und damit an Brechts „Dreigroschenoper" anzunähern. Dürrenmatt geht es aber weniger um die Ideologie, sondern um das Aufzeigen von Alternativen. Auch in diesem Stück findet man den „mutigen Menschen", der die eigentliche Moral, den anderen Weg, die Aussage des Stückes trägt, und zwar in der Gestalt des Prokuristen Emil Böckmann, auf den ich später noch zurückkomme.
Der zweite Einfluss auf das Stück stammt von dem großen Vorbild Dürrenmatts, von Shakespeare, der den Autor auch zu einer Umarbeitung von „Titus Andronicus" und von „König Johann" bewegte. Im Fall von „Frank dem Fünften" entsprechen die zwei Hauptfiguren Frank und Ottilie Macbeth und der Lady aus „Richard III.". Die Darstellung des Grauenvollen, des Verbrecherischen, von denen man bei Shakespeare allzuviel findet, ließen ihre Spuren in Dürrenmatts Schaffen zurück: er wollte bloß auf all das eine andere Antwort finden, was nach seiner Meinung auch das Lachen sein könnte – nur die Komödie ist nämlich als Gattung fähig, das Grausame, das Unheimliche, das Groteske schlechthin zu bannen, die Tragödie ist dazu nicht imstande. Deshalb kommt dem Spielerischen, dem Heiteren eine große Bedeutung zu. Mit dem Lachen aus dem Grausamen heraus wird eben die groteske Wirkung des Stückes erzielt, das ist jedoch nach Kayser (1957: 83) „kein reines Lächeln mehr, das uns bei echten Grotesken überkommt".
Falls man die Frage, ob auf Dürrenmatt Brecht oder Shakespeare entscheidender wirkten, beantworten möchte, tut man dies am besten, wenn man den Autor selbst fragt (Dürrenmatt 1998a: 153): „Es ging darum, 'Frank den Fünften' als das zu inszenieren, was das Stück ist: Als eine moderne Anknüpfung an Shakespeare und nicht als eine an Brecht." Auch die erste Szene des Stückes, der Monolog des Personalchefs Richard Egli schließt mit Worten, die auf diese Anknüpfung verweisen:

Stehn wir fürchterlich vor dir
Henker zwar, doch Götter schier
Minder groß und blutig nicht
Als die Helden von Shakespeare.
(Dürrenmatt 1998a: 13)

3. „Das Chaotische zu formen"

„Frank der Fünfte" stellt, wie viele Dramen Dürrenmatts, eine mögliche Wendung auf der Bühne im poetischen Raum dar, auch hier — wie von ihm in den Punkten zu den „Physikern" festgelegt – die schlimmstmögliche Wendung. Vorerst ist festzuhalten, dass der ganze Schreibprozess bei Dürrenmatt oft von einer spielerischen Freude geprägt wird. All das Grauenvolle des Stückes wird eigentlich lächerlich vorgeführt (Loetscher 1998: 164): „Noch lachend erzählte der Komponist [Paul Burkhard], mit welch bubenhafter Freude sich Dürrenmatt auf die Schenkel schlug, wenn sie wieder irgend jemanden textlich und musikalisch umgebracht, verscharrt oder erledigt haben." Dem Lachen wurde nur ein grotesker Beigeschmack gegeben, den es im Weiteren noch zu behandeln gilt.
Das Stück „Frank der Fünfte" berichtet über den Verfall der sich auf die Verbrechen der Ahnen stützenden Frankschen Bank. Frank der Fünfte vertritt bereits die fünfte Generation der Gangster-Familie, der nicht mehr fähig ist die verbrecherische Lebensweise der Vorfahren fortzusetzen. Es werden die Verbrechen eines Kollektivs dargestellt, es gibt im Stück keine einzelnen Helden mehr (Dürrenmatt 1998c: 62).

> In der Wurstelei unseres Jahrhunderts, in diesem Kehraus der weißen Rasse, gibt es keine Schuldigen und auch keine Verantwortlichen mehr. Alle können nichts dafür und haben es nicht gewollt. [...] Wir sind zu kollektiv schuldig, zu kollektiv gebettet in die Sünden unserer Väter und Vorväter.

Das ist eigentlich der Grund, warum die Tragödie als Gattung nicht mehr tragfähig ist, denn sie setzt einen tragischen Helden voraus, solche Helden gibt es jedoch nicht mehr, höchstens den „mutigen Menschen" bei Dürrenmatt, der die wahre Freiheit des Menschen erkennt, „weil wir keine tragischen Helden, sondern nur Tragödien vorfinden, die von Weltmetzgern inszeniert und von Hackmaschinen durchgeführt werden" (Dürrenmatt 1998c: 59).
Wofür steht jedoch das Franksche Bankhaus? Für die Grausamkeit der Welt? Für die Gesellschaft, für den Staat von heute? Besitzt die Kunst die Kraft, diese darzustellen? „Der heutige Staat ist jedoch unüberschaubar, anonym, bürokratisch geworden, und dies nicht nur etwa in Moskau oder Washing-

ton, sondern auch in Bern" (Dürrenmatt 1998c: 60). Unüberschaubares kann nicht dargestellt werden, „doch die Aufgabe der Kunst, soweit sie überhaupt eine Aufgabe haben kann, und somit die Aufgabe der heutigen Dramatik ist, Gestalt, Konkretes zu schaffen" (Dürrenmatt 1998c: 60). Dies vermag jedoch die Tragödie nicht, die ja eine gestaltete Welt mit fester Ordnung darstellt, wohl aber schafft die Komödie die zur Darstellung des Unüberschaubaren nötige Distanz. Bei Dürrenmatt (1998c: 61) findet man erneut eine Begründung für Komödie als tragfähige Gattung für die Darstellung heutiger Verhältnisse, indem er äußert, dass „das Komische darin besteht, das Gestaltlose zu gestalten, das Chaotische zu formen".
Aus diesem Chaotischen entdeckt man vieles in der Frankschen Bank: Dürrenmatt formuliert die Aufgabe des Schriftstellers in seinem Vortrag „Vom Sinn der Dichtung in unserer Zeit" (1956) folgendermaßen (Dürrenmatt 1998d: 67): „Der Schriftsteller gebe es auf, die Welt retten zu wollen. Er wage es wieder, die Welt zu formen, aus ihrer Bildlosigkeit ein Bild zu machen." Das Chaotische, das Bildlose soll also geformt werden, indem der Schriftsteller sich über die Welt ein Bild macht, wobei „die Welt als Materie verwendet wird" (Dürrenmatt 1998c: 67).

4. Die berechtigte Freiheit

Das Stück „Frank der Fünfte" könnte insofern als Modell für die Gesellschaft stehen, als es die Erkennung der regierenden Macht des Geldes nahe legt. Dürrenmatt setzte sich in mehreren Werken mit diesem Problem auseinander („Grieche sucht Griechin", „Besuch der alten Dame"), wobei jedoch immer das Moralische angesprochen wird. Das Stück handelt vom Scheitern der Frankschen Privatbank als Familienunternehmen, als kollektives Privatunternehmen, und erörtert die Frage der Möglichkeit von Freiheit unter diesen sog. „demokratischen" Verhältnissen. Dürrenmatt ging es eben darum, diese Verhältnisse sowie die damit einhergehenden menschlichen Beziehungen zu modellieren.
Es geht also nicht bloß um die Darstellung der finanziellen Verwicklungen in unserer Welt und der daran anknüpfenden Verbrechen (Dürrenmatt 1998a: 157): „Man muß in der Gangsterbank mehr sehen können als nur sie. Der Realität muß im Theater eine Überrealität gegenüberstehen." Im Stück gibt es keine Helden, es wird nur kollektiv gehandelt, alle werden von den selben Motivationen geleitet und somit der Weg in eine gestalt- und gesichtslose Gesellschaft aufgezeigt. Dürrenmatt übernahm in seiner Schrift „An die Kritiker 'Franks des Fünften'" die Aufgabe, das eigene Stück selbst zu deuten und macht dabei auf diese „Überrealität" aufmerksam (Dürrenmatt 1998a: 163): „'Frank der Fünfte' ist nicht nur die Komödie

der unberechtigten Hoffnung, sondern auch der unberechtigten Freiheit." Es geht dabei um die „theaterproblematische" Frage, inwieweit man sich am Bühnengeschehen beteiligt:

> Wir wehren uns, dieser Welt anzugehören; wo wir nicht mitmachen können, bleiben wir kalt, diese Welt geht uns nicht an, es ist nicht unsere Welt, die auf der Bühne betrieben wird. Wir sind keine Verbrecher. (Dürrenmatt 1998a: 163)

In der Sterbeszene des Prokuristen Böckmann werden die berechtigte Hoffnung und die berechtigte Freiheit aufgezeigt und damit der Forderung Genüge getan, dass „die Komödienwelt Franks [...] mit der Wirklichkeit konfrontiert werden [müsse]" (Dürrenmatt 1998a: 164). Damit wird jedoch der Rahmen der Komödie gesprengt und auch die Ruhe des Zuschauers zerstört, der sich nun mal am Bühnengeschehen beteiligt fühlt.
Böckmann erkennt somit auf dem Sterbebett die berechtigte Freiheit:

> In jeder Stunde hätten wir umkehren können, in jedem Augenblick unseres bösen Lebens. Es gibt kein Erbe, das nicht auszuschlagen wäre, und kein Verbrechen, das verübt werden muß. Wir waren frei, falscher Priester, in Freiheit erschaffen und der Freiheit überlassen! (Dürrenmatt 1998a: 92)

Obzwar er von Ottilie und Frank getötet wird, steht hier der unberechtigten, verlogenen Freiheit und den Ausreden von Frank die berechtigte, erkannte Freiheit gegenüber.

5. Das Groteske als Element der Verzerrung

Die Vermischung der Gattungen birgt auch die Präsenz des auf die (Tragi)-Komödien Dürrenmatts charakteristischen Grotesken mit sich, wofür man auch in „Frank der Fünfte" zahlreiche Beispiele finden kann. Es wurde bereits erwähnt, dass das Groteske eine eigenartige Vermischung von Lächerlichem und Grausamem ist, und deshalb auf den Rezipienten eine paradoxe Wirkung hat. All die im Stück „Frank der Fünfte" auf der Bühne vorgeführten Grausamkeiten haben wegen der übertriebenen Darstellungs-weise einen lächerlichen Beigeschmack: „Keine Theatersprache kommt ohne Übertreibung aus, freilich ist es nötig zu wissen, wo man übertreiben muß und vor allem: wie" (Dürrenmatt 1998c: 53).
Die Franksche Bank erweist sich als eine Gangsterbank, ähnlich wie in einer Karikatur werden „Tugenden" gepriesen, die eigentlich gar keine sind:

> DIE EINEN
> Was wir schieben und erraffen

DIE ANDEREN
Was erpressen wir und schaffen
DIE EINEN
Morden, prellen und betrügen

DIE ANDEREN
Wuchern, stehlen, hehlen, lügen

ALLE
Tun wir nur, weil wir es müssen

(Dürrenmatt 1998a: 25)

Das unermüdliche Bestreben nach Unehrlichkeit zeigt eine verkehrte, verzerrte Welt, in der alle Versuche nur die Verwirklichung eines falschen Ideals, das des Lügens, Mordens, Erpressens erzielen. So werden in die Bank nur Angestellte aufgenommen, die bereits ihre „Fähigkeit" und „Verwendbarkeit" in diesem Bereich unter Beweis gestellt haben. Verbrechen als Tugend – mit diesem verkehrten Bild stellt Dürrenmatt die Verkehrtheit, die Verzerrung der Welt dar, und diese Aussage wird durch Chansons, die die Handlung nicht nur umrahmen und illustrieren, sondern durchaus wesentlich ergänzen, noch deutlicher gemacht.
In der Szene „Ihr Fleisch und Blut" – die auch eine biblische Anspielung nicht vermeidet, besonders da Frank der Fünfte in einem Priesterkleid auftritt – werden die Ahnen der Familie hochgepriesen:

Wurdest reich im Sklavenhandel
Deine Flotte stach in See
Blutrot war dein Lebenswandel
Deine Huren weiß wie Schnee.
(Dürrenmatt 1998a: 60)

Die hymnenartigen Chansons erinnern uns an die Chöre der klassischen Tragödien, wo die Taten der echten tragischen Helden noch als Beispiel angeführt wurden, und geben somit wiederum ein Beispiel für die groteske Vermischung der Gattungen bzw. sie machen auf die Komödie als die in modernen Zeiten einzig mögliche Gattung aufmerksam. Denn es löst zweifellos eine eher komische Wirkung aus, wenn angesichts der von ihm begangenen Verbrechen die Hauptfigur Frank sich mit Verweisen auf Moral, Anständigkeit und Familienliebe zu verteidigen versucht („Ich bin ein durch und durch religiöser Mensch"), sowie sein literarisches Interesse an Goethe und Mörike artikuliert. Seine Frau Ottilie stellt sich ebenfalls als sich aufopfernde Mutter dar und erscheint im Lied als tragische Heldin:

Was ich Böses tat auf dieser Erden
Das geschah nur, weil mein Schoß gebar
Denn alle Kinder wollen glücklich werden
Doch diesmal wird es wahr
Und es wird, was niemals war.

(Dürrenmatt 1998a: 69)

Die Chansons haben mit ihrem pathetischen Ton eben die Funktion, das auf der Bühne Geschehene zu kontrastieren und paradoxerweise lächerlich erscheinen zu lassen.

Die Verbrechen selbst, die im Stück auf der Bühne vorgeführt werden, stellen ebenfalls groteske Situationen dar. Der Personalchef Richard Egli muss seine Geliebte Frieda Fürst, die aus der Bank aussteigen will, selbst umbringen, obwohl die beiden die ganze Zeit von Heirat und gemeinsamen Kindern geträumt haben. Der todkranke Prokurist Böckmann wird von Ottilie und Frank auf dem Sterbebett vergiftet, um damit zu verhindern, dass er dem Pfarrer, der mit dem letzten Segen kommt, über die Bankgeschäfte etwas erzählt, wobei Frank der Fünfte sich im Priesterkleid als der beste Freund des Prokuristen zu erkennen geben möchte.

Böckmanns Sterbeszene ist die Kernszene des Stückes; Dürrenmatt (1998a: 165) äußert sich darüber folgendermaßen: „Wer mich hier beim Wort nimmt, zu dem wird das ganze Stück zu sprechen beginnen. Wer mich in dieser Szene nicht versteht, versteht mich überhaupt nicht." Der Prokurist Böckmann erscheint hier als „mutiger Mensch", der als Einziger noch fähig ist, die eigenen Sünden und die Verbrechen überhaupt zu erkennen, denn „Schuld gibt es nur noch als persönliche Leistung, als religiöse Tat" (Dürrenmatt 1998c: 62).

Als sich herausstellt, dass ein Erpresser die Bank bedroht, bricht letztendlich das verbrecherische Kollektiv zusammen und das gegenseitige Misstrauen manifestiert sich in der grotesken Szene bzw. in der Anweisung zu der Szene, wo alle mit Maschinenpistolen und Speisen ausgerüstet vor dem Tresor wachen, damit die anderen das Geld nicht rauben können:

> Sie beginnen das Lied von den vier Himmelsrichtungen zu singen, die Maschinenpistolen bald aufeinander richtend, bald sinken lassend, bald sie schaukelnd, bald den Finger auf der Mündung, bald mit ihnen spielend, als wären sie Gitarren, bald einander die Hände schüttelnd, bald tanzend usw. (Dürrenmatt 1998a: 113)

Am Ende des Stückes kommt es durch das handlungsbestimmende Prinzip, den „Zufall", zu der bei Dürrenmatt gewohnten „schlimmstmöglichen Wendung".

6. Die schlimmstmögliche Wendung und die Frage nach der Freiheit

Dürrenmatt (1998b: 91) legt die Richtlinien seiner Dramaturgie in den „21 Punkten zu den 'Physikern'" folgendermaßen dar: „Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat." Diese Richtlinien gelten auch für seine anderen Stücke. In „Frank der Fünfte" tritt die schlimmstmögliche Wendung – wie immer – durch den Zufall ein. All die Verbrechen, die das Ehepaar Frank begangen hat, verlieren ihren Sinn, als sich herausstellt, dass ihre Kinder, die die Eltern brav und anständig erzogen zu haben glaubten, selbst die Bank erpresst haben und das schändliche Erbe zu übernehmen bereit und fähig sind.
Auch ihr Versuch, die Bank in den Bankrott zu führen, muss scheitern, als der Staatspräsident sie mit einem Scheck rettet. Es scheint im Reich der Mächtigen, unabhängig von Ort und Zeit, keine Freiheit im menschlichen Handeln zu existieren:

> Und dann, ihr lieben Leut
> Ist's wieder Henkerszeit
> Für alle, die wir in Machtsystemen nisten
> Und sich mit Mörderlogik selber überlisten
> Sei's hier, sei's dort, sei's anderswo
> Setzt Namen, Daten, Länder nach Belieben ein
> Es stimmt ja leider sowieso.
>
> (Dürrenmatt 1998a: 129)

Dürrenmatt führt in „An die Kritiker 'Frank des Fünften'" aus, dass die Franksche Bank eigentlich das Symbol eines Machtsystems ist. Das Paradoxe schlechthin ist, dass die Ehrlichkeit, nach der die ganze „Familie" Franks des Fünften – die Mitarbeiter der Bank – strebt, für sie unerreichbar ist, obwohl von seinen Kindern als Mittel des Bösen eingesetzt. Somit gründet sich die Macht seines Sohnes, Franks des Sechsten, auf eine neue Form der Macht, die sich, auf Ehrlichkeit stützend, das Gaunern weiterführt.
Die Freiheit bleibt jedoch im Banne des Geldes ebenfalls unerreichbar:

> Die Freiheit ist schön, ach, das wissen wir alle
> Doch willst du sie greifen, vergeht sie im Nu
> Denn wer am Speck sitzt, sitzt in der Falle
> Und willst du hinaus, klappt die Falle zu.
>
> (Dürrenmatt 1998a: 130)

Die Freiheit existiert als berechtigte Freiheit nur im Sinne des Prokuristen Böckmann, der die Verbrechen als solche erkennt und wenigstens den Schleier der Lügen zerreißt, wobei er zur Erkenntnis gelangt, dass man jederzeit umkehren kann und zu nichts gezwungen ist. Dürrenmatts Kritik

an denen, die „im Speck sitzen", ist offensichtlich, an den Mächtigen schlechthin also. Der Autor selbst gibt zu (Dürrenmatt 1998a: 163), dass „die Franksche Privatbank in Wirklichkeit kein Staat, sondern ein Geschäft" sei und „als Symbol eines Machtsystems" verstanden werden kann.
In „Frank der Fünfte" legte Dürrenmatt einmal mehr Zeugnis über seine Freude am Spiel im Theater ab, er operiert kreativ mit den dramaturgischen Möglichkeiten auf der Bühne (Dürrenmatt 1998a: 160):

> Der Ursprung jeder Dramatik liegt vorerst im Trieb, Theater möglich zu machen, auf der Bühne zu zaubern, mit der Bühne zu spielen. Theater ist eine Angelegenheit der schöpferischen Lebensfreude, der unmittelbarsten Lebenskraft.

Das Spiel bezieht sich jedoch immer auf aktuelle Probleme und will den Zuschauer für diese sensibilisieren, im Falle des vorliegenden Stückes eben für die Problematik der Macht und des damit zusammenhängenden Problemfaktors Geld. Dass dies bei Dürrenmatt über die Kanäle des Lächerlichen und des Grausamen geschieht, beraubt das Stück weder seines Ernstes noch seiner Heiterkeit. Die paradoxe Antwort des Lachens auf das Böse in der Welt, setzt einen eigenartigen Appell und zwingt die Zuschauer zur Wahl zwischen den möglichen Alternativen. Dadurch wird der Dürrenmattsche Aufruf zum „Denken von Welten" statt eines „Denkens über die Welt" verständlich.

Quellenverzeichnis und Literaturhinweise

Quellenverzeichnis

Brock-Sulzer, E. (1986): *Friedrich Dürrenmatt. Stationen seines Werkes*. Zürich.

Dürrenmatt, F. (1998): *Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden*. Zürich.
(1998a): *Frank der Fünfte*. Bd. 6.
(1998b): *Die Physiker*. Bd. 7.
(1998c): *Theater*. Bd. 30.
(1998d): *Literatur und Kunst*. Bd. 32.

Literaturhinweise

Kayser, W. (1957): *Das Groteske. Seine Gestaltung in Malerei und Dichtung*. Oldenburg/Hamburg.

Kayser, W. (1992): *Das sprachliche Kuntswerk*. Tübingen/Basel.

Keel, D. (Hrsg.) (1998): *Über Friedrich Dürrenmatt*. Zürich.

Loetscher, H. (1998): *Frank V. – Oper einer Privatbank.* In: Heinz, L.A. (Hrsg.) (1998): Querfahrt mit Friedrich Dürrenmatt. Zürich: 162–170.

Rosenkranz, K. (1996): *Ästhetik des Häßlichen*. Leipzig.

III.

SPRACHPOLITIK UND GESCHICHTE

Péter Baksy (Budapest)

Sprachplanung als Mittel zur Gestaltung der Nationalsprache

Die Sprache ist immer nur Mittel.
(Wilhelm von Humboldt)

1. Einführung

Die Nationalsprache wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in vielen Ländern als ein Grundstein des freien, demokratischen Staates angesehen. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Beispiel Norwegens besonders interessant, wo die Frage der Schaffung einer Nationalsprache nicht nur eine Angelegenheit der Sprachwissenschaftler und der Politiker war, sondern zur Angelegenheit des ganzen Landes wurde. Das bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts begonnene norwegische Experiment ist das prägnanteste Beispiel für Sprachplanung[1]. Das Land, das 1814 von Dänemark unabhängig wurde,[2] besaß eine stabile Schriftsprache, die jedoch nicht das Norwegische war. Von einer norwegischen Schriftsprache kann zu dieser Zeit noch keine Rede sein, obwohl die in Norwegen gesprochene Sprache[3] durchaus „norwegische" Besonderheiten aufwies und einige davon auch in der Schriftsprache reflektiert wurden. Es darf auch nicht vergessen werden, dass die Siedlungen in dem über 324.000 km² großen Land[4] durch Berge und Fjorde getrennt sind, welche noch im 19. Jahrhundert als Hindernisse für den sprachlichen Kontakt fungierten. Auch der sprachlichen Isolation ist es zu danken, dass es in Norwegen so viele verschiedene Dialekte gab und dass der Einfluss der dänischen Sprache auf einige dieser norwegischen Sprachvarianten trotz der 400jährigen dänischen Herrschaft so schwach blieb.

---

[1] Der Ausdruck ‚Sprachplanung' (language planning) wurde in der linguistischen Literatur erstmals 1959 von E. Haugen verwendet. Ausführliche Darstellung in Cooper (1989).

[2] Bis 1905 war der schwedische König das Staatsoberhaupt von Norwegen, das Land verfügte jedoch schon davor über ein selbständiges Parlament (Storting).

[3] In Norwegen haben eigentlich nur die aus Dänemark nach Norwegen umgesiedelten Beamten und Wirtschaftstreibenden dänisch gesprochen, während sonst andere Sprachvarianten benützt wurden. Eine davon war die mit norwegischer Aussprache gesprochene „dannede dagligtale", die in der alltäglichen Kommunikation der städtischen Intelligenz gängig war.

[4] Diese Angaben umfassen nicht das zu Norwegen gehörende Spitzbergen.

In Norwegen gab es im Mittelalter eine entwickelte Schriftsprache – Norrøn – die bereits ab der Mitte des 14. Jahrhunderts einem bedeutenden deutschen, schwedischen und dänischen Einfluss ausgesetzt war. Ab 1450 wurde sie im Zuge der dänischen Herrschaft stufenweise verdrängt, und nur noch Spuren davon waren in der Literatur und in frühen Dokumenten aufzufinden. Die Reformation, die in den meisten anderen Ländern zu einer Stärkung der Nationalsprache beitrug, führte in Norwegen zur Vorherrschaft der dänischen Sprache. Das Dänische wurde nämlich auch zur Sprache der Kirche. Die Sprache der gemeinsamen dänisch-norwegischen Literatur ist eindeutig das Dänische, jedoch hatten auch die norwegischen Schriftsteller Einfluss auf die Entwicklung der gemeinsamen Sprache. So wurde etwa der bedeutendste dänische Sprachreformer seiner Zeit, Ludvig Holberg, 1684 in Norwegen geboren. Der Wille zur Schaffung einer norwegischen Nationalsprache ist außer der Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit natürlich auch den nationalromantischen Strömungen zu verdanken.
1814 hatte Norwegen also eine einzige stabile Schriftsprache, während das Land heute als Ergebnis der norwegischen Spracherneuerung bzw. in diesem Fall der Sprachplanung zwei offizielle Sprachen besitzt: Nynorsk[5] („Neu-Norwegisch") und Bokmål[6] („Buch-Sprache"). Im Folgenden soll der Hintergrund des Entstehens dieser beiden Sprachen untersucht werden und es soll vor allem die Frage geprüft werden, inwieweit die heutige sprachliche Situation den ursprünglichen Absichten der Sprachreformer entspricht.

2. Nynorsk und Bokmål

Im Jahre 1848, als die Arbeit von Ivar Aasen (1813–1896) mit dem Titel „Det norske Folkesprogs Grammatik" (Die Grammatik der norwegischen Volkssprache) erscheint, können wir noch kaum von einer selbständigen norwegischen Standardsprache sprechen. Als Linguist Autodidakt und von bäuerlicher Abstammung, wurde aus diesem Schullehrer der Begründer der norwegischen Dialektologie. Er bereiste das Land und erforschte vor allem die Dialekte der isolierten Siedlungen. Als Ergebnis dieser Forschungen erschienen seine systematisierte Grammatik und sein

[5] Die Bezeichnung *Nynorsk* hat auch eine sprachhistorische Variante, die ca. ab 1525 dem Alt-Norwegisch und dem Mittel-Norwegisch folgte. In diesem Fall kann es unterscheidend mit Bindestrich geschrieben werden: *ny-norsk*.

[6] Beide Bezeichnungen sind ab 1938 gängig, vorher wurden Nynorsk als „Landsmål" („die Sprache der Provinz o. des Landes") und Bokmål als „Riksmål" („Sprache des Reiches") bezeichnet.

Wörterbuch[7]. Die von Aasen untersuchten Dialekte wiesen natürlich bedeutende Unterschiede auf, und der Linguist hatte daher zu entscheiden, ob eine der gegebenen Varietäten als Standardform angesehen werden oder ob aus verschiedenen Varietäten eine Zwischenform geschaffen werden sollte. Die 1864 erschienene zweite Auflage seiner Grammatik mit dem neuen Titel „Norsk Grammatik" (Norwegische Grammatik) sowie sein 1873 erschienenes Wörterbuch[8] spiegeln die Anwendung der sprachhistorischen Methode wider. Die sprachhistorische Methode, die auch den nationalromantischen Vorstellungen entsprach, griff bis auf die im Mittelalter verwendete norwegische Sprache – Norrøn („Altwestnorwegisch") – zurück. So wurde auch eine gewisse Kontinuität mit der norwegischen Geschichte und dem selbständigen norwegischen Staat des Mittelalters angedeutet. Aasen verwendete diese Methode aber bewusst nur dann, wenn es um die Entscheidung ging, welche Dialektform er vorziehen sollte. Die Anwendung der sprachhistorischen Methode fand jedoch da ihre Grenzen, wo im gegebenen Fall ihre Ergebnisse mit den Absichten des Spracherneuerers Aasen nicht übereinstimmten. Ein Beispiel dafür ist die Wahl Aasens zwischen den Wortformen *hvit* und *kvit* (*„weiß"*). Unter historischem Gesichtspunkt wäre eindeutig die Form *hvit* angemessen gewesen, diese stand jedoch der dänischen Variante *hvid*, und vor allem der damals noch gängigen schwedischen Variante *hvit,* zu nah. Das von Aasen gewählte *kvit* war zwar eine in mehreren Dialekten gängige Aussprache, kam jedoch auch nicht häufiger vor als *vit* oder *vid*. In einigen anderen Fällen berücksichtigte Aasen jedoch die historischen Gesichtspunkte und schlug z.B. die Formen *tid* (*„Zeit"*), *leid* (*„unangenehm"*), *jord* (*„Erde"*) trotz der Tatsache vor, dass bei den meisten Norwegern der *d*-Laut nicht zu hören war. Daneben hatte er auch das Ziel vor Augen, ähnlich wie in den dänischen und schwedischen Nachbarsprachen, eine „vornehme" Rechtschreibform zu schaffen. Einige ostnorwegische Dialekte schloss er von der Probenentnahme überhaupt mit der Begründung aus, dass ihr Normensystem zu sehr von der städtischen Sprache (d.h. vom Dänischen) beeinflusst worden sei. Aasen hatte also bezüglich der dänischen Wörter und einiger norwegischer Dialekte ein vorgefasstes Urteil.

Das von Aasen aus den ursprünglichsten, underfäschten westnorwegischen Dialekten geschaffene „Landsmål"[9] („die auf dem Lande gesprochene

---

[7] Aasen, I. (1850): *Ordbog over det norske Folkesprog*. Kristiania.

[8] Aasen, I. (1873): *Norsk Ordbog med dansk Forklaring*. Kristiania.

[9] Die Benennung *Landsmål* ist auch deshalb interessant, weil dieser Ausdruck auch „Sprache des Landes"/„Landessprache" bedeuten kann. Dies könnte auch eine bewusste Wahl gewesen sein, da der Spracherneuerer Aasen die Sprache der Provinz zu der offiziellen Sprache des Landes machen wollte.

Sprache"), welches in Norwegen 1885 auch offiziell mit der dänischen Sprache gleichgestellt wurde, ist Grundstein des heutigen Nynorsk. Für Aasen gab es zwei Hauptgründe für die Notwendigkeit der Schaffung einer eigenen Nationalsprache: das nationalromantische Identitätsbewusstsein und die Notwendigkeit der demokratischen Kommunikation zwischen den Bürgern und den Staatsorganen. Der Schöpfer der Grundlagen für das heutige Nynorsk arbeitete also an der Schaffung einer vom Dänischen grundsätzlich abweichenden norwegischen Sprache, wobei er sich auf ausgewählte Varianten der gesprochenen Sprache als Grundlage stützte. Die Sprachreform von Aasen begünstigte vor allem jene Menschen, die sich auf Grund des eigenen Dialekts die neue norwegische Schriftnorm besser aneignen konnten, also jene Bewohner der westnorwegischen Dörfer, die bis dahin weder schreiben noch lesen konnten. Es verwundert nicht, dass sein Bestreben unter anderem im Kreise der die dänische Sprache benutzenden Beamten Widerstand auslöste. Mit den Ideen der nationalen Romantik hätten diese noch etwas anfangen können, mit der Sprache des Bauerntums vom Lande konnten sie sich jedoch nur schwer identifizieren.

Die Hauptgestalt der anderen Spracherneuerungsbewegung, die gleichzeitig mit Aasens Richtung begann, war Knud Knudsen (1812–1895), ebenfalls ein Lehrer aus der Provinz. Er vertrat die traditionelle Auffassung der Spracherneuerung, indem er die etablierte dänische Schriftsprache, die die Sprache der Gesellschaftselite und der Intelligenz war, zum Ausgangspunkt nahm. Vielleicht etwas überraschend lösten seine Gedanken aber auch in dieser Schicht der Gesellschaft heftigen Widerstand aus. Knudsen bekannte sich zu den orthophonen Rechtschreibthesen von Rasmus Kristian Rask (1787–1832), nach denen die Schriftsprache die gesprochene Sprache konsequent widerspiegeln soll. Er sah also die Zukunft der Nation in der noch „norwegischeren" gesprochenen Sprache sowie in der Transkription des Dänischen in die norwegische Aussprache. Dafür gab es jedoch nach Meinung vieler keine historische Begründung und die Methode wurde als unwissenschaftlich angesehen. Durch den demokratischen Umbruch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts sah sich die gesellschaftliche Oberschicht jedoch gezwungen, Stellung zu beziehen, und die Alternative zur Methode Knudsens stellte die Volkssprache von Aasen dar. Wir verdanken also Knudsen und seinen Anhängern, die auf Kosten des norwegischen Charakters der Sprache Kompromisse machten und die sprachliche „Zivilisiertheit" betonten, das heutige Bokmål.

Hier muss angemerkt werden, dass in Norwegen zwar zwei sich grundsätzlich unterscheidende Spracherneuerungsbewegungen begannen, das Ziel jedoch auf beiden Seiten die Gründung einer allen Norwegern gemeinsamen nationalen Sprache war. Unterschiede wurden nur in den Methoden gesehen. Die Schwierigkeit der Entscheidung für eine der

beiden Richtungen und die Übereinstimmung ihrer Zielsetzungen waren auch die Ursachen dafür, dass die 1844 an die Regierung gekommene linksliberale nationale Partei (Venstre) die Vorstellungen beider Bewegungen unterstützte. Die Politiker wollten die Verantwortung für die Entscheidung zugunsten einer der beiden Bewegungen nicht übernehmen, da zu beiden Lagern jeweils namhafte Linguisten und Literaten gehörten und da beide Bewegungen auch in der öffentlichen Meinung Unterstützung fanden. Diese Richtungen standen einander natürlich scharf abgegrenzt gegenüber. Der Linguist Einar Haugen sieht in seiner Studie (1959: 8–21) das Entstehen der beiden Sprachvarianten als zwei aufeinanderfolgende Phasen der Sprachplanung: zuerst der Prozess der Standardisierung einer Sprache und dann der Prozess der Neugeburt einer anderen Sprache. Bei genauem Hinsehen wird man jedoch feststellen, dass es sich dabei nicht um ein Nacheinander handelt, sondern dass die Prozesse parallel verliefen. Was die Frage der „Neugeburt" der Sprache angeht, so sprachen auch einige Anhänger von Nynorsk eher von einer sprachlichen Rekonstruktion als von einer Konstruktion und sie betonten, dass sie keine in ihren Elementen neue Sprache schaffen, sondern die einst existierende norwegische Sprache (Norrøn) neu beleben wollten. Die isländische Sprache und die isolierten westnorwegischen Dialekte wurden als ideale lebende Varianten dieser früheren, über eine bedeutende literarische Tradition verfügenden Sprache betrachtet. Haugen drückte in seiner oben erwähnten Studie die Hoffnung der Norweger aus, dass eine dritte Phase der Sprachplanung ermöglichen werde, dass „die zwei miteinander wetteifernden Sprachvarianten in eine nationale Sprache münden, die vollkommener ist als diese beiden". Dies blieb jedoch nur eine Hoffnung und es entstand die eigenartige Situation, dass das Land jetzt zwar zwei offizielle Sprachen hat, Nynorsk jedoch nur als Schriftsprache existiert und diejenigen, die sich des Nynorsk bedienen, beim Sprechen den eigenen Dialekt verwenden. Bokmål blieb als Schriftsprache dominant, doch auch als sprechsprachliche Varietät erweist es sich als durchsetzungsfähig. Ein Hindernis für die weitere Verbreitung von Nynorsk war eben, dass es keine wirklich gesprochene Varietät hatte. Die Urbanisierung der Bevölkerung begünstigte diese Sprachform ebenfalls nicht, während Bokmål im Laufe seiner Entwicklung eine große Flexibilität aufwies.

Die in Norwegen entstandene sprachliche Situation ist also das Ergebnis zweier ganz unterschiedlicher Reformbewegungen. Die heutige Lage wäre vermutlich eine andere, wenn die Linguisten kompromissbereiter gewesen wären oder wenn die Politik entschlossener gehandelt hätte. Letzteres hätte allerdings auch als dem demokratischen Ideal nicht ganz entsprechend ausgelegt werden können. Auf jeden Fall kann festgestellt werden, dass die

norwegische Sprachreform die Spielregeln der Demokratie weitgehend berücksichtigte. Die sich mit den Ideen der durchaus leicht nationalistische Züge tragenden Spracherneuerung lange Zeit nur schwer identifizierende sozialistische Arbeiterpartei (Arbeiderpartiet) wurde schließlich eben wegen der demokratischen Bezüge der Sprachreform zur größten bewegenden Kraft dieses Prozesses. Als ein wichtiger Grund für die sprachliche Weiterentwicklung galt nämlich, dass sich auch die Bauern und Arbeiter am politischen Leben beteiligen sollten, wozu die Erhebung ihrer Sprache, der Sprache des Volkes, zur Nationalsprache nötig schien. Die links stehenden politischen Bewegungen betrachteten noch dazu die Volkssprache als ein Mittel zum Abbau von Prestige und Macht der Beamtenschicht. Eine Besonderheit des norwegischen Prozesses besteht darin, dass die heftigen sprachlichen Auseinandersetzungen nicht nur die Angelegenheit der Linguisten und Politiker des Landes waren, sondern dass fast alle Norweger irgendwie an den Diskussionen beteiligt waren. Zugleich war die öffentliche Meinung auch für die Experten ein wichtiger Gesichtspunkt, den sie bei ihrer Arbeit berücksichtigten.

3. Der Hintergrund und die Ergebnisse der Sprachplanung

Man könnte die Frage stellen, ob es unter streng linguistischem Gesichtspunkt begründet war, in einem Land, in dem eine stabile Schriftsprache zur Verfügung stand, die zugleich das sprachliche Modell der gesellschaftlichen Elite darstellte, den sprachlichen Status quo so sehr zu erschüttern. Noch dazu machte die dänische Sprache in der Zeit vor 1814 Reformprozesse durch, die ihren Gebrauch in Norwegen von vornherein erleichterten, weshalb die Generationen nach 1814 die dänische Schriftsprache konsequenter und richtiger benutzten als dies in der Zeit davor der Fall gewesen war. Sprachplanung kann verschiedene Motivationen haben; hier werden nur die bezüglich der Situation in Norwegen relevanten Fälle behandelt. Ein Kriterium für die Notwendigkeit der Sprachplanung kann die Erfolglosigkeit der Kommunikation sein, wie dies vor allem in einer nicht homogenen Sprachgemeinschaft vorkommt. Einar Haugen (1966) unterscheidet grundsätzlich drei Sprachgemeinschaften: eine primäre Sprachgemeinschaft (z.B. Island), wo es keine Kommunikationsprobleme gibt, eine sekundäre Sprachgemeinschaft (z.B. England), die reif ist für eine Nationalsprache und eine dritte Sprachgemeinschaft (z.B. die Schweiz), wo mit Hilfe der Sprachplanung eine internationale oder Hilfssprache in die Kommunikation miteinbezogen werden kann. Am Beispiel Schweiz sieht man sofort, dass die dortige sprachliche Situation sich auch heute nur wenig von den von Haugen damals beschriebenen Verhältnissen unterscheidet. Zur Zeit der

Anfänge der norwegischen Spracherneuerung bekam auch die Schweiz eine neue Verfassung (1848), die drei nationale Sprachen bestimmte: die französische, die deutsche und die italienische Sprache. Ein relevanter Unterschied ist, dass man es hier mit drei relativ unterschiedlichen Nationalsprachen zu tun hat. Da dies die Kommunikation zwischen den drei Sprachgemeinschaften beeinträchtigen kann, bestünde die Möglichkeit, dieses Hindernis mit einer neu festzulegenden gemeinsamen Sprache zu überbrücken, falls man keine der bestehenden Sprachen als dominante Sprache bestimmen kann. Die Unterschiedlichkeit der drei Sprachen von den in den umgebenden Ländern jeweils gesprochenen nationalen Standardsprachen zeigt gleichzeitig Ähnlichkeiten mit den norwegischen Verhältnissen, da das Schweizerdeutsch sich in ähnlichem Maße vom Hochdeutsch unterscheidet wie die einzelnen norwegischen Dialekte vom Dänischen. Allgemein charakteristisch für das Alemannische ist, dass die Vokale [*u*] und [*i*] nicht diphthongiert werden. Ähnliche sprachliche Tendenzen findet man beim in der Schweiz gesprochenen Französischen und Italienischen. Der Einfluss der großen Sprachen verhindert hier eine Tendenz zur Helvetisierung der Schriftsprache und der bedeutende Unterschied zwischen der Schriftsprache und der gesprochenen Sprache kann zu einer sozialen Polarisierung führen.

Die Erfolglosigkeit der sprachlichen Kommunikation scheint im Norwegen des 19. Jahrhunderts kein primäres Problem zu sein. Aus dem Blickwinkel der Schriftsprache war nämlich die große Zahl von Analphabeten ein größeres Problem als das Fehlen einer stabilen Schriftsprache. Die sich aus der sprachlichen Situation ergebende soziale Zweiteilung kann jedoch auch hier als Motivation dienen. Dies ist aber keine in erster Linie linguistische Kategorie. Ein Blick auf die Sprachzustände in Norwegen zeigt, dass in Norwegen zu dieser Zeit zwar ausschließlich auf dänisch geschrieben wurde, die Lage der gesprochenen Sprache jedoch viel komplizierter war. Einar Haugen teilte die im Land damals verwendeten sprachlichen Normen in fünf Gruppen: Die

1. gesprochene dänische Sprache, die von Beamten und Kaufleuten gesprochen wurde, die aus Dänemark nach Norwegen umsiedelten,
2. literarische Standardsprache, die mit norwegischer Aussprache gesprochene dänische Sprache, die von Beamten und Lehrern gesprochen wurde, die in Norwegen geboren wurden,
3. gesprochene Standardsprache, eine mit leichtem Akzent gesprochene Sprachvariante, die z.B. in der alltäglichen Kommunikation der Beamten gängig war,
4. städtische Volkssprache, die im Kreise der Handwerker und Arbeiter gesprochen wurde und lokale Besonderheiten aufwies und schließlich
5. örtlichen Dialekte, die Sprache der Bauern.

Zwischen den obigen Gruppen gab es manchenorts große Unterschiede, die das gegenseitige Verstehen in der Tat verhindern konnten. Die Dialekt sprechenden norwegischen Kinder waren gezwungen, in der Schule eine für sie fremde Rechtschreibung zu erlernen.
Auch in anderen Ländern gab es jedoch unter den Dialekten sehr große Unterschiede und es ist nicht selten, dass die schriftliche Sprachnorm für die Dialektsprecher nicht ihre Muttersprache widerspiegelt. Oft ist die schriftliche Standardsprache ursprünglich eine dem Dialekt einer schmalen Schicht entsprechende Sprachvariante, die wegen der Macht oder des intellektuellen Einflusses dieser Schicht als eine für das ganze Land gültige Norm festgelegt wird. Die Grundlage der heutigen italienischen Sprache ist die Sprachvariante aus der Toskana und die Grundlage der schwedischen Sprache bilden die Dialekte um Stockholm. Auch in Norwegen wurde diskutiert, die neue Nationalsprache auf einem der bestehenden Dialekte aufzubauen, dies war die Idee von Peter Andreas Munch (1810–1863) in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts.
Nach Haugen (1966) „ist die Sprachplanung überall notwendig, wo sprachliche Probleme auftauchen" bzw. „wenn die sprachliche Situation aus irgendeinem Gesichtspunkt nicht befriedigend ist". Diese letzte Formulierung ist weit genug, um sie auf die norwegische Situation zu beziehen. Mit heutigen Augen scheint es jedoch trotzdem so, dass sich die Notwendigkeit der Sprachplanung in Norwegen nicht in erster Linie aus linguistischen Gründen ergab. Die damalige sprachliche Situation in Norwegen kann trotz der Vielfalt der gesprochenen sprachlichen Formen als normal angesehen werden. Wir können sogar die Behauptung riskieren, dass die infolge der Spracherneuerung entstandene Situation absurder ist als die damaligen Sprachzustände. Die Ursachen der Spracherneuerung sind also eher auf historische und politische Gründe zurückzuführen. Die norwegische Verfassung von 1814 sagt aus, dass alle Gesetze in norwegischer Sprache verfasst werden müssen. Gedacht war dabei noch nicht an die Schaffung einer neuen Schriftsprache, sondern man ging davon aus, dass die bis dahin verwendete Schriftsprache einfach umbenannt werden sollte. Diese Absicht löste aber in Dänemark heftige Reaktionen aus. Namhafte dänische Linguisten nannten diese Terminologie lächerlich und unwissenschaftlich, während nach der norwegischen Argumentation die gemeinsame Sprache „genauso sehr norwegisches wie dänisches Eigentum" war.[10] Auch mit der Bezeichnung „dänisch-norwegisch" oder „norwegisch-dänisch" gab es Schwierigkeiten, da sie auf eine Mischsprache hinwies, die es gar nicht gab. Deshalb wurde bis 1830 in den Schulen nur über „Muttersprache" gesprochen und erst

[10] So die Stellungnahme des Akademischen Kollegiums im Jahre 1815.

danach verbreitete sich die Bezeichnung „Norwegisch". Der dänische Linguist Rasmus Kristian Rask bezeichnete die Frage der Benennung der Sprache als eine Diskussion über ein Wort. Schließlich wurde nach kurzer Zeit der Gedanke formuliert, dass man das Recht habe, eine norwegische Sprache zu schaffen, wenn man schon nicht die bestehende Sprache Norwegisch nennen kann.

Die Sprachplanung ist natürlich ein kontroverses Problem der Sprachwissenschaft, da sie von vielen schon wegen ihres präskriptiven Charakters verworfen wird, es gibt jedoch auch in anderen Ländern Beispiele gelungener Sprachreformen. Wenn wir aussagen, dass sich die Sprachplanung in erster Linie auf die formellen sprachlichen Stilebenen und innerhalb dieser auf die schriftlichen Varianten bezieht, dann kann man die Sprachplanung als Mittel der Normschaffung bzw. -modernisierung verstehen. Heute löst eine Rechtschreibreform, die als Teil der Sprachplanung gelten kann, im Allgemeinen keine großen Widerstände aus, auch wenn man im Fall der neuen deutschen Rechtschreibung solche Tendenzen doch beobachten konnte. Damit kehren wir jedoch schon zurück zum Widerspruch, dass es im Norwegen des 19. Jahrhunderts kommunikative Probleme in erster Linie in der gesprochenen Sprache gab, während das Problem bei der Schriftsprache nur darin bestand, dass für Sprecher bestimmter Dialekte die Aneignung der schriftlichen Standardsprache schwieriger war als für andere, z.B. für die städtischen Kinder. Die Sprachplanung in Norwegen beschränkte sich aber nicht nur auf die Schriftsprache, zumindest anfangs wurden auch bezüglich der korrekten Aussprache Hinweise formuliert. Der schulische Gebrauch der gesprochenen Sprache war auch in den späteren Phasen der Spracherneuerung Gegenstand der Diskussion und wurde über Verordnungen geregelt. Offensichtlich hat die Sprachplanung dann die größten Schwierigkeiten, wenn sie in die gesprochenen sprachlichen Formen eingreifen will. Unbestritten ist, dass der Prozess in Norwegen auch auf die gesprochene Sprache großen Einfluss hatte, die Frage ist nur, ob dies ein Ergebnis der Spracherneuerung oder der natürlichen Entwicklung der Sprache ist bzw. inwieweit dies der ursprünglichen Zielsetzung der Spracherneuerer entspricht. Tatsache ist, dass als Schriftsprache die entscheidende Mehrheit der Norweger auch heute noch das mit dem Dänischen verwandte Bokmål verwendet und nicht die sich auf norwegische Dialekte stützende Sprachvarietät Nynorsk. Unter den Norwegern haben auch in der mündlichen Kommunikation die Bokmål-Formen den Vorrang, jedoch verursacht die Benutzung der Dialekte bei der Bevölkerung der Hauptstadt zum Beispiel keine Befremdung. Es ist in Norwegen nicht charakteristisch, dass jemand aus Prestigegründen oder als Folge des städtischen Lebens seinen Dialekt aufgeben würde. Dies ist eindeutig als Erfolg der Sprachreformen zu sehen, da im Gesetz festgehalten ist, dass

man in der Schule den eigenen Dialekt verwenden darf und sich in der mündlichen Kommunikation der Standardsprache nicht anpassen muss. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam den Dialekten ein stetig wachsendes Prestige zu und in den 1980er Jahren wurde der Dialektgebrauch unter den Studenten bereits als „Pluspunkt" bewertet.

Es könnte Gegenstand einer weiteren Diskussion sein, ob es sich im Falle der als Ergebnis der Sprachplanung zustande gekommenen zwei offiziellen norwegischen Sprachen um zwei unterschiedliche Sprachen oder nur um zwei Sprachvarietäten handelt. Bloomfield (1933) und seine Anhänger halten verschiedene sprachliche Formen dann für eine einzige Sprache, wenn die Benutzer dieser Sprachen einander gut verstehen. Im Kreise der norwegischen Linguisten werden die zwei Standardformen als Sprachvarietäten behandelt, wofür sich durchaus linguistische Gründe finden lassen. Problematischer ist jedoch, dass mit denselben linguistischen Begründungen die dänische Sprache gegenüber dem Norwegischen schwer als selbständige Sprache definiert werden kann. Diese Problematik taucht auch im Hinblick auf die schwedische Sprache auf und man findet auch Studien (vgl. Ács 1996: 101f), die auf Grund der Ähnlichkeiten zwischen den drei skandinavischen Sprachen sowie der Verständigungsmöglichkeiten unter den Sprechern dieser drei Sprachen auch hier eher von Sprachvarietäten sprechen. Von den skandinavischen Dialekten kann man sagen, dass sie bedeutende Überschneidungen aufweisen: In Schweden kann man z.B. einen Dialekt finden, der dem Dänischen näher steht als dem Schwedischen. Die Lage des Nynorsk ist eine besondere, denn sie ist die Verkörperung einer sprachlichen Norm, die nur eine schriftliche Norm hat. Es kann natürlich auf Nynorsk gesprochen werden, das ist aber eine seltene Erscheinung und man findet außer einigen Lehrern und Sprachpolitikern – die damit ihre Berufung ausdrücken wollen – kaum Beispiele dafür.

Der Prozess der Sprachplanung erfolgt im Allgemeinen mit der Formulierung einiger Grundprinzipien und die Ergebnisse zeigen sich erst nach verhältnismäßig langer Zeit. Der norwegische Versuch hingegen zeigte bereits nach wenigen Jahrzehnten bedeutende Ergebnisse. Wenn man davon ausgeht, dass die norwegische Sprachreform in erster Linie doch auf politische Gründe zurückzuführen ist und dass das Ziel die Schaffung einer einheitlichen Nationalsprache war, dann kann man nur von einem Teilerfolg sprechen. Norwegen hat zwar seine eigene Nationalsprache, wegen der unterschiedlichen Anwendung der Sprachplanung sind das jedoch eigentlich zwei Nationalsprachen. Diese weisen zwar zahlreiche Ähnlichkeiten auf, auf Grund deren eine Fusion beider Sprachen annehmbar gewesen wäre. Die diesbezüglichen Versuche blieben jedoch ohne Erfolg, obwohl die offizielle Sprachpolitik eine solche Lösung lange Zeit unterstützte. Die zwei Sprachen haben ein gleiches phonetisches Inventar und sie weisen auch

syntaktisch gesehen kaum Unterschiede auf. Ihr Wortschatz ist größtenteils identisch, obwohl Nynorsk besonders am Anfang hinsichtlich der Lehnwörter[11] weniger tolerant war und sich häufiger mundartlicher Ausdrücke bedient. Der Hauptunterschied zeigt sich in der Morphologie der Sprachen, wo Nynorsk mehr zusammengesetzte Formen aufweist. Das Hindernis für eine Fusion der beiden Sprachen sahen viele eben im Widerstand des Nynorsk gegenüber Fremdwörtern und in seiner komplexeren Morphologie. Wenn man die Ähnlichkeiten von Nynorsk und Bokmål untersucht, lohnt es sich auch, die Ähnlichkeiten des Dänischen mit dem sich daraus entwickelnden Bokmål zu betrachten. Man erkennt, dass in diesem Fall die Ähnlichkeiten immer noch leichter zu bemerken sind als im Falle von Nynorsk und Bokmål. Ein Däne könnte etwas böswillig die Ähnlichkeit so charakterisieren, dass die norwegische Schriftsprache dem Dänischen entspricht, bloß mit Fehlern in der Rechtschreibung. Und tatsächlich: Ein Däne kann ohne größere Schwierigkeiten einen sogar komplizierten norwegischen Text lesen und umgekehrt, während er einen Nynorsk-Text nur schwer verstehen wird. Die Norweger und die Dänen verstehen einander sprachlich eigentlich auch sonst recht gut, obwohl die erheblich reduzierende Aussprache des Dänischen ein Hindernis in der mündlichen Kommunikation sein kann. Unterschiede in Grammatik und Wortschatz spielen jedoch für das Verstehen der jeweils anderen Sprache keine große Rolle. Die weitgehende Ähnlichkeit von Bokmål und Dänisch ist bemerkenswert, besonders in Kenntnis der Zielsetzungen der vor 150 Jahren begonnenen Spracherneuerung.

Ab 1905 bis zur deutschen Besetzung stellte die Fusion der beiden norwegischen Sprachen im Zuge der Auswahl der gemeinsamen Formen die größte Herausforderung für die Linguisten dar. 1951 wurde ein Sprachkomitee (Norsk språknemd) gegründet, dessen Ziel die Schaffung einer einheitlichen norwegischen Sprache, des „Samnorsk" war. Die Gesellschaft machte jedoch nach dem Krieg Veränderungen durch, mit denen die Sprachpolitiker nicht rechnen konnten. Die Bevölkerungsverteilung veränderte sich und das früher hauptsächlich von Landwirtschaft und Fischerei lebende Land wurde zu einem urbanisierten Industriestaat. Während der Regierungszeit der Arbeiterpartei wurde der Nationalismus gemäßtiger und als die Partei sich stufenweise zu bürgerlichen Werten bekannte, stellten ihre Mitglieder die Richtung der bisherigen Sprachpolitik in Frage. Die Arbeiterpartei sah 1963 einen günstigen Zeitpunkt dafür, die etwa hundert Jahre andauernde Diskussion um die Sprachreform in irgendeiner Form abzuschließen und gründete einen sogenannten „Sprach-

[11] Nynorsk hat z.B. vom Schwedischen zahlreiche Ausdrücke und Wortbildungselemente übernommen.

friedens-Ausschuss". Auf der Grundlage der Vorschläge dieses Ausschusses wurde 1972 der Sprachrat (Norsk språkråd) gegründet, welcher das frühere Sprachkomitee (Norsk språknemd) ablöste. Im neuen Sprachrat waren alle Richtungen der Sprachbewegung vertreten. Aufgabe des Rates war, einen Vorschlag für die weitere Vorgehensweise auszuarbeiten. Nach dem langandauernden Sprachstreit verzichtete man endgültig auf die sprachliche Vereinigung und bezog für die zweifache Sprachausübung Stellung. Der Gebrauch des Nynorsk war bis in die 1960er Jahre zwar stetig zurückgegangen, danach nahm die Bedeutung der Dialekte vor allem unter den Jugendlichen aber wieder zu, was auch mit den Studentenrevolten der 60er Jahre und mit der damit zusammenhängenden Haltung gegenüber dem gesellschaftlichen Establishment zu tun hatte. In den 80er Jahren wurde der Gebrauch von Nynorsk nicht nur gefestigt, sondern die Sprache hat sich in einem Maße ausgebreitet, für das es im Laufe der bisherigen Entwicklung noch kein Beispiel gab. Aus all dem kann insgesamt geschlossen werden, dass die sprachliche Situation in Norwegen auch weiterhin durch den gleichzeitigen Gebrauch beider Sprachvarianten geprägt sein wird.

4. Die Rolle der Literatur in der Spracherneuerung

Es lohnt sich, die sprachlichen Prozesse in Norwegen auch unter dem Gesichtspunkt der Literatur zu untersuchen, umso mehr, da der Gebrauch von sprachlichen Kodes hier einen kulturellen, sozialen und ideologischen Hintergrund hat. Dies ist auch deshalb relevant, weil man in den Werken norwegischer Schriftsteller auch in den Perioden der gemeinsamen dänisch-norwegischen Literatur „norwegische" Züge entdecken kann, was die Vorstellung unterstützt, dass auch die in Norwegen verwendete literarische Sprache ausgesprochen norwegische Eigenarten bewahrt hatte. In den meisten Ländern gab die Reformation der Literatur starke Impulse, die in der Verstärkung der Nationalsprache eine wichtige Rolle spielten. Demgegenüber war – wie oben erwähnt – die Reformation in Norwegen die Zeit der vollständigen Verfestigung der dänischen Sprache. Die Bibelübersetzung (aus dem Jahre 1550) wurde auch für die Norweger zum Muster für die schriftliche Sprachnorm. Die bei den norwegischen Schriftstellern zu findenden norwegischen Eigenarten (Norwegismen) erscheinen zum Beispiel im Gebrauch der Diphthonge. Es gibt aber auch da Unterschiede im Sprachgebrauch der einzelnen Schriftsteller. Während Absalon Pederssøn Beyer (1528–1575) nicht nur in den ausgesprochen norwegischen Wörtern Diphthonge verwendete, hat Peder Claussøn Friis in erster Linie in den speziell norwegischen Wörtern und vor allem in seinen Saga-Übersetzungen diese verwendet. Petter Dass (1647–1707) schrieb in einer formal korrekter-

en und saubereren dänischen Sprache als die früheren Schriftsteller, aber auch bei ihm findet man noch reichlich speziell norwegische Ausdrücke in Verbindung mit dem Leben der Fischer. Auch für das Wetter gibt es speziell norwegische Ausdrücke: Die vom Meer kommende warme Brise nennt man *Havgulle*, den vom Land kommenden Südwind nennt man *Landsønning* etc.

Ludvig Holberg (1684–1754) betrachten die Norweger als norwegischen und die Dänen als dänischen Schriftsteller. Er wurde in Bergen in Norwegen geboren, lebte jedoch ab dem Alter von 24 Jahren in Kopenhagen. Am Beginn seiner Laufbahn war noch die lateinische Sprache die Sprache der Intelligenz und die größte Gefahr für die Nationalsprache stellte zu dieser Zeit die deutsche Sprache dar. Seine Tätigkeit trug entscheidend zur Erneuerung der dänischen Sprache bei und er unterstützte auch die Erhebung des Dänischen zur Kultursprache. Seine charakteristische Schreibweise hat er sein ganzes Leben lang bewahrt. Er begann zum Beispiel, die Substantive mit kleinen Buchstaben zu schreiben, und er vereinfachte die Schreibweise bestimmter Wörter. Die Verwendung der Buchstaben *c* und *z* in dänischen Wörtern hat er vermieden. Die Aufklärung setzte auch in Dänemark den Prozess der Sprachreform und Sprachnormalisierung in Gang, was teilweise die Vermeidung von Fremdwörtern bedeutete.

Bis dahin war in der Literatur trotz der norwegischen Eigenarten die Notwendigkeit der Gründung einer selbständigen norwegischen Sprache nicht aufgetaucht. Der dänische König Christian VII.[12] hob 1770 die Zensur auf, worauf in den norwegischen Schriften immer mehr nationale Ideen auftauchten. Gregers Fougner Lundh (1786–1836) stellte 1806, als er noch in Kopenhagen Student war, die Frage, warum Norwegen eigentlich keine eigene Nationalsprache haben könne. Er begann in seiner Heimat mit der Wortsammlung und gründete 1831 die „Sprachliche und Historische Gesellschaft des Norwegischen Volkes". In den sprachlichen Diskussionen der 1830er Jahre bildeten sich auch unter den Literaten zwei einander gegenüberstehende Gruppen. Die nationale Ideen verkündenden Patrioten scharten sich um Henrik Wergeland (1808–1845), der die Volkssprache als Mittel der Reform der Nationalsprache sah. Wergeland verkündete jedoch nicht das Modell von Aasen, sondern er unterstützte das Programm von Knudsen und nahm als Basis der sprachlichen Norm die Alltagssprache der gesellschaftlichen Elite. Er betonte, dass nicht nur die Sprache der isolierten Siedlungen die norwegische Sprache sein kann, sondern auch die der städtischen Bevölkerung entsprechend berücksichtigt werden muss. Auf der anderen Seite verfolgten Johan Sebastian Welhaven (1807–1873) und seine Anhänger eine gemäßigtere, konservativere Richtung. Bei ihnen findet

[12] Regierungszeit 1766–1808.

man natürlich auch Beispiele für den vom Dänischen abweichenden Wortgebrauch, syntaktisch folgen sie jedoch dem dänischen Muster. Die in den Werken von Wergeland erscheinenden norwegischen Züge lösten auf der anderen Seite sofort Widerstand aus. Die Reaktion von Welhaven gibt den Charakter der Diskussion gut wider, er dachte nämlich, dass Wergeland einen erbitterten Kampf gegen alle Regel, Schönheit und gesunde Denkweise führe. Wergeland wurde dadurch natürlich zu noch radikaleren Veränderungen bewegt und er griff neben den norwegischen Dialekten, der Alltagssprache und den Norrøn-Wörtern auch noch auf die schwedische Sprache zurück. Nach seiner Meinung sollte die norwegische Sprache als eine „skandinavische Mittelsprache" zwischen dem Dänischen und dem Schwedischen stehen. Zwischen den zwei Schriftstellern entfaltete sich eine literarische Fehde, in der sich beide ihres Sieges sicher waren.
Peter Christian Asbjørnsen (1812–1885) und Jørgen Moe (1813–1882) folgten dem Wergeland-Modell, als sie 1837 ihre Märchensammlung herausgaben. 1840 nahm Moe offen für das Sprachprogramm von Wergeland Stellung. Die Märchen- und Sagaliteratur eignete sich gut für das Sprachprogramm, denn sie ermöglichte die Vorstellung des völkischen Sprachgebrauchs und Stils. Die Rechtschreibung folgte zwar immer noch dem dänischen Muster, in Syntax und Wortschatz jedoch herrschten schon die Charakteristiken der völkischen norwegischen Sprache vor. Man findet kurze Hauptsätze und unter den Konjunktionen werden nur die einfachsten wie *og*, *men*, *eller* („und", „aber", „oder") verwendet. Die Wiederholung der Personalpronomen in einem Satz ist ebenfalls eine norwegische Eigenart, die man früher bei Holberg fand: *Jeg skal hjœlpe dig en anden Gang, jeg* (Ich werde dir ein anderes Mal helfen, ich). Charakteristisch ist die häufige Verwendung von Füllwörtern wie *vel*, *nok*, *da*, *jo* („wohl", „wohl", „denn", „noch") sowie die zweifache Bestimmtheit und das zurückgeworfene Possessivpronomen: *moren min* anstatt *min mor* („meine Mutter"). Im Falle von im Norwegischen und im Dänischen verschiedenen Substantiv- und Verbpluralformen wurde hingegen die dänische Form verwendet. Die Verwendung der lokalen norwegischen Besonderheiten wurde natürlich durch den Anspruch verhindert, dass die Märchen für einen breiten Kreis lesbar und erbaulich sein sollten – ohne dass der Autor ein Wörterverzeichnis oder andere Erklärungen beifügen musste.
Die linguistische Tätigkeit von Ivar Aasen wurde bereits erwähnt. Er gab zum Beweis der Verwendbarkeit der neuen literarischen Form 1853 einen Gedichtband heraus, der die radikalste Erscheinung der sprachlichen Reformen in der Literatur darstellte. Dieses Modell wurde auch von anderen Schriftstellern übernommen, unter anderen von Aasmund Olavsson Vinje (1818–1870), Arne Garborg (1851–1924) und Olav Duun (1876–1939).

Das Sprachprogramm von Knudsen wurde demgegenüber von Bjørnstjerne Bjørnson (1832–1910) und Henrik Ibsen (1828–1906) unterstützt. Ibsen kam während seiner Theaterarbeiten mit Knudsen in Verbindung. Er selbst sagte, dass diese Begegnung für ihn „das sprachliche Erwachen" gebracht habe. In seinen ersten Werken konnte man in erster Linie die Wirkung der dänischen romantischen Dichtung spüren, später übernahm er eher Wendungen aus der Alltagssprache. In den späteren Ausgaben seiner Werke machte er einige kleinere sprachliche Veränderungen, die eher der realistischen Darstellungsweise entsprachen. Der orthographischen Reform von Knudsen folgend, verwendete Ibsen zum Beispiel anstatt der Form *faae* eher die Form *faa* („bekommen") und schrieb immer öfter Doppelkonsonanten nach den Vokalen. 1867 verwendete er an mehreren Stellen erneut die dänische Form, da er auf die Leser Rücksicht nehmen wollte. Aus dem Alltagsleben übernahm auch er stilistische Formen, wie die Verwendung von Füllwörtern und die Wiederholung der Personalpronomen. Ab 1857 nahm Ibsen auch aktiv auf der Sprachpolitik teil und er war norwegischer Repräsentant auf der Rechtschreibkonferenz 1869 in Stockholm. In seinen späteren Werken berücksichtigte er die Vorschläge der Konferenz bezüglich der „skandinavischen Orthographie" und verwendete anstatt *aa* > *å*, anstatt *x* > *ks* sowie die Diphthonge *ei* und *oj*.

In den Bauernerzählungen von Bjørnson wird die von Asbjørnsen und Moe angefangene Richtung weitergeführt. Bjørnson spielte auch bei der Norwegisierung der Schriftsprache eine Rolle. Bereits in seinen früheren Werken verwendete er konsequent stimmlose Plosive ([*p*], [*t*], [*k*]) anstatt der dänischen stimmhaften [*b*], [*d*], [*g*]. Nach einiger Zeit kehrte er – auch wegen der dänischen Reaktionen – zu der konservativeren Rechtschreibung zurück. Als Anhänger von Knudsen hielt auch er die Ausarbeitung einer skandinavischen Orthographie für wichtig und nahm an den Vorbereitungen für die Stockholmer Konferenz teil. Ab Ende der 1890er Jahre wollte er jedoch schon dem dänischen Muster folgen.[13] Diesen beiden großen norwegischen Schriftstellern, Ibsen und Bjørnson, ist es zu verdanken, dass das Programm von Knudsen überhaupt Unterstützung fand.

Im 20. Jahrhundert machte Nynorsk als literarische Sprache einen großen Modernisierungsprozess durch, in dem die Rechtschreibereformen zwischen 1901 und 1958 eine große Rolle spielten, welche die Annäherung von Nynorsk und Bokmål unterstützen sollten. Ab 1950 entfaltete sich auch in der Literatur Widerstand gegen die sprachliche Vereinheitlichung und sogar die früher die „Samnorsk"-Form benutzenden Schriftsteller kehrten zum

[13] Er schrieb in „Verdens Gang" am 03.05.1900: „Lad os i Retskrivningen holde Lag med Danskerne, saa længe og saa langt som mulig" (Wir sollten uns an die dänischen Rechtschreibregeln halten, solange und so gut es möglich ist).

traditionelleren Sprachgebrauch zurück. Das 1986 erschienene „Nynorsk- und Bokmål-Wörterbuch" schloss dann eindeutig den Normalisierungsprozess der zwei getrennten Sprachvarietäten ab. Das erste in Bokmål geschriebene Buch, das ins Dänische übersetzt wurde, war der 1913[14] erschienene Kriminalroman von Olaf Bull (1883–1933) mit dem Titel „Mit navn er Knoph" (Mein Name ist Knoph). Dieses Ereignis symbolisiert die Trennung von Bokmål und der dänischen Sprache und gleichzeitig den Beginn eines neuen Zeitalters, ab dem Ibsen und Bjørnson ins Norwegische übersetzt werden mussten (!), damit ihre Werke in ihrer Heimat überhaupt gelesen wurden.

5. Vergangenheit und Zukunft der europäischen Spracherneuerung

Wenn man die 1840er Jahre als Ausgangspunkt nimmt, können mehrere Länder erwähnt werden, in denen die nationalen Bewegungen einen bedeutenden Einfluss auf die sprachlichen Prozesse ausübten. Angefangen mit Ungarn, wo 1844 die ungarische Sprache das Lateinische als Amtsprache ablöste, womit man versuchte zu verhindern, dass das Deutsche als Amtsprache die Vorherrschaft übernimmt. Diese Gefahr bestand tendenziell auf dem ganzen Gebiet der Donau-Monarchie. In den 1850er Jahren wurde die serbokroatische Sprache gebildet, die die gemeinsame Sprache von Serben, Kroaten, Bosniaken und Herzegowinern wurde. Zu dieser Zeit verstärkte sich die sprachliche Identität der Flamen in Belgien, die ihre Sprache gegenüber dem Französischen auf der Grundlage des Niederländischen standardisierten. Besonders interessant im flandrischen Prozess ist aus der Sicht der vorliegenden Studie, dass es auch dort zwei Lösungsvorschläge zur Herausbildung der Standardsprache gab. Die „Partikularisten" stellten sich den Prozess der Standardisierung auf den lokalen Dialekt aufbauend vor, während die „Integralisten" den Sieg über die Konkurrenz der französischen Sprache in einer Sprache sahen, die mit der niederländischen Varietät identisch ist. Die flämische Standardisierung erfolgte nach letzterer Vorstellung. Als Ergebnis gibt es zwar zwischen dem niederländischen Standard und der Varietät, die in Belgien benutzt wird, Unterschiede, die aber nicht größer sind als die zwischen dem britischen und amerikanischen Englisch. Falls man in Norwegen auch gegen eine große Weltsprache, zum Beispiel gegen die deutsche Sprache, um die sprachliche Identität hätte kämpfen müssen, dann wäre vielleicht auch dort die Wahl des Dänischen einfacher gewesen mit der möglichen Folge, dass das Dänische heute die Hauptsprache Skandinaviens wäre. Auch die färöische Sprache machte ab den 1840er Jahren bedeutende Reformen durch. In

[14] Die dänische Übersetzung erschien 1919.

diesem Fall wurden die Gesichtspunkte der Sprachreform noch markanter berücksichtigt als das bei der norwegischen Spracherneuerung geschah, und es wurden Veränderungen in Rechtschreibung und Grammatik durchgeführt. In Schweden kann man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ebenfalls sprachliche Reformen beobachten, wobei hier ähnlich wie bei den norwegischen Tendenzen Druck auf die Minderheitensprachen (Sami und Finnisch) entstand. Aus dem Blickwinkel der Finnen war dies eine Zeit der aggressiven Norwegisierung und Schwedisierung, die den Minderheitensprachen oft mehr Schaden zufügte als den einzelnen Dialekten der Nationalsprache. Die Norwegisierung setzte sich auch im 20. Jahrhundert fort. So würde die Frage der Umbenennung der Städte etwa ein Sonderkapitel verdienen. Niemand stellte die Umbenennung der den Namen des dänischen Königs Christian IV[15]. tragenden Stadt Kristiania in „Oslo" in Frage. Die neue Benennung der Stadt Trondheim als „Nidaros" war jedoch nicht langlebig. Außer dem Protest der Bevölkerung gab es auch Linguisten, die darauf hinwiesen, dass Trondheim tatsächlich eine norwegische Benennung ist und nicht das Ergebnis des dänischen Einflusses. Wegen der Ähnlichkeit mit der norwegischen Sprache haben wir hier nur einige kleinere Sprachen als Beispiel aufgeführt. Es kann jedoch auch erwähnt werden, dass das Vordringen der englischen Sprache in Irland ebenfalls im 19. Jahrhundert geschah. Diese Aufzählung wollte darstellen, dass Norwegen eben in einer Zeit seine staatliche Unabhängigkeit errang, als die nationalen Sprachen auch in vielen anderen Ländern bedeutende Veränderungen durchmachten und als die Nationalsprache als der wichtigste Pfeiler der nationalen Identität galt. Mit heutigen Augen muss man eigentlich auch nicht unbedingt in Frage stellen, dass ein Land, das nach Jahrhunderten seine Unabhängigkeit gewann, eine eigene Nationalsprache haben wollte. Es könnte jedoch überlegt werden, ob eine ähnliche nationale Bewegung zur Ersetzung einer befestigten sprachlichen Norm sich auch schon viel früher, z.B. in der Glanzzeit des Skandinavismus (Kalmarer Union), oder viel später, etwa im Zeitalter der Globalisierung, hätte entfalten können. Es gibt vermutlich viele, die in der Globalisierung eben deshalb eine Gefahr für die kleinen Sprachen sehen. Unbestritten ist, dass man heute in Europa das Vordringen einiger großer Sprachen beobachten kann, die nicht nur die kleineren Sprachen sehr beeinflussen, sondern die auch in der alltäglichen Kommunikation eine immer größere Rolle spielen. Es gibt jedoch bisher kein Anzeichen dafür, dass man in der Europäischen Union die Verdrängung der Nationalsprachen befürchten müsste, auch wenn der Status der kleinen Sprachen innerhalb der Union in Zukunft eventuell der jetzigen Praxis nicht mehr ganz entsprechen wird. In manchen Arbeitsbereichen der EU-Verwaltung

[15] Regierungszeit 1588–1648.

werden im Falle von Textentwürfen auch heute nur französische und englische Versionen angefertigt, die endgültigen Dokumente (Entscheidungen) werden jedoch in die Sprachen aller Mitgliedstaaten übersetzt. Fraglich ist, ob es bei einer noch größeren Zahl von Nationalsprachen in der Europäischen Union möglich sein wird, diese Praxis fortzusetzen. Es ist wohl auch davon auszugehen, dass Norwegen im Falle einer Mitgliedschaft nicht zwei offizielle Sprachen in die Union einbringen können wird.

Abschließend kann festgestellt werden, dass als Ergebnis der Sprachplanung in Norwegen eine ganz spezielle Situation entstand, die die Sprachzustände nicht gerade vereinfachte. Eine spezielle Form der Diglossie[16] ist entstanden, was umso merkwürdiger ist, als gemäß der Theorie der Sprachplanung alle Formen von Diglossie ungünstig sind und es das Ziel der Sprachpolitik ist, diese Fälle durch die Verbreitung der einen sprachlichen Varietät oder durch die Fusion beider Sprachen zu beseitigen. Eine weitere Eigenart der entstandenen sprachlichen Situation gegenüber den anderen skandinavischen Sprachen ist, dass die norwegischen Wörterbücher bei vielen Wörtern verschiedene Rechtschreibmöglichkeiten anbieten. Diese Varianten separieren sich nicht an der Nynorsk-Bokmål-Grenze, sondern geben auch innerhalb der jeweiligen Sprachvarietät eine Möglichkeit zur Wahl. Dies widerspricht im Grunde genommen der Absicht der Sprachreformer, da ein relevanter Punkt des Programms von Aasen war, dass alle Wörter nur eine einzige schriftliche Form haben sollten. Als Ergebnis der norwegischen Entwicklung erwähnen aber viele eben diese Wahlmöglichkeit, die für die Dialektsprecher bezüglich der schriftlichen Form gegeben ist. Eine andere Frage ist, dass dies nicht Teil der ursprünglichen Zielsetzungen war und dass es, wie erwähnt, auch der allgemeinen Theorie der Sprachplanung widerspricht. Ob dies ein Ergebnis des Mangels an Kompromissfähigkeit oder gerade des übertriebenen Strebens nach Kompromissen ist, ließe sich ebenfalls diskutieren. Für einen Außenstehenden wird der Mangel an Entscheidungskraft wohl schwer zu verstehen sein. Wenn man zum Beispiel eine norwegische Briefmarke in der Hand hält, könnte man denken, dass es beim Namen des Landes bloß um das Vertauschen von zwei Buchstaben ging: *Norge* (Bokmål) bzw. *Noreg* (Nynorsk). Diese zwei Buchstaben reflektieren aber kulturelle, ideologische und soziale Unterschiede im Tatsächlichen, die den Ablauf eines jeden der beiden Spracherneuerungsprozesse von Beginn an beeinflussten.

[16] Man spricht von Diglossie, wenn in einem Land zwei unterschiedliche Formen der Standardsprache vorhanden sind.

Literaturhinweise

Aasen, I. (1848): *Det norske Folkesprogs Grammatik*. Kristiania.

Aasen, I. (1850): *Ordbog over det norske Folkesprog*. Kristiania.

Aasen, I. (1864): *Norsk Grammatik*. Kristiania.

Aasen, I. (1873): *Norsk Ordbog med dansk Forklaring*. Kristiania.

Ács, P. (1996): *Az interskandináv kommunikáció fonológiai aspektusa*. Budapest.

Bloomfield, L. (1933): *Language*. New York.

Cooper, R.L. (1989): *Language Planning and Social Change*. Cambridge.

Craen, R. & van de Willemyns, P. (1988): *The Standardization of Dutch in Flanders*. In: International Journal of the Sociology of Language (1988): 45–64.

Haugen, E. (1959): *Planning for a Standard Language in Modern Norway*. In: Anthropological Linguistics I/3: 8–21.

Haugen, E. (1966): *Language Conflict and Language Planning. The Case of Modern Norwegian*. Cambridge.

Haugen, E. (1966a): *Linguistics and Language Planning*. In: Bright, W.M. (Hrsg.) (1966): Sociolinguistics. Haag: 50–71.

Haugen, E. (1972): *Construction and Reconstruction in Language Planning: Ivar Aasen's Grammar*. In: The Ecology of Language. Stanford.

Haugen, E. (1983): *The Implementation of Corpus Planning: Theory and Practice*. In: Cobarrubias, J. & Fishman, J.A. (Hrsg.) (1983): *Progress in Language Planning*. Mouton: 269–289.

Johnsen, E.B. (Hrsg.) (1987): *Vårt eget språk*. Oslo. Bd. 1.

Josephson, O. (1998): *Språket samlingspunkt för en fri och demokratisk nation*. In: Svenska Dagbladet vom 25.08.1998.

Masát, A. (1996): *Von Genrebild zu Bauernerzählung. Korrespondierende Formen der Kurzepik in der norwegischen „Volksliteratur" um die Mitte des 19. Jahrhunderts*. Budapest.

Nielsen, N.Å. (1971): *Danskernes syn på norsk sprogudvikling 1814–1890*. In: Magerøy, H. & Venås, K. (Hrsg.) (1971): Mål och namn. Oslo: 215–228.

Seip, D.A. (1914): *Norskhet i sproget hos Wergeland og hans samtid*. Kristiania.

Szépe, Gy. & Derényi, A. (Hrsg.) (1999): *Nyelv, hatalom, egyenlőség. Nyelvpolitikai írások*. Budapest.

Tauli, V. (1974): *The Theory of Language Planning*. In: Fishman, J.A. (Hrsg.) (1974): Advances in Language Planning. Haag: 49–67.

Tolcsvai Nagy, G. (Hrsg.) (1998): *Nyelvi tervezés*. Budapest.

Vince Paál (Budapest)

Nationale Identität und Minderheitenpolitik: Gustav Gratz

Gustav Gratz (1875–1946) wurde als Sohn eines evangelischen Pfarrers in der von Sachsen und Slowaken bewohnten Zipser Stadt Göllnitz/Gölnicbánya/Gelnica, in einer auf dem Wege der Magyarisierung bereits vorangeschrittenen deutschen Bürgerfamilie geboren. Es war noch der größte Schmerz seines Großvaters gewesen, der aus Vaterlandsliebe Gedichte patriotischen Inhaltes gesammelt hatte, dass er die ungarische Sprache nicht vollständig beherrschte, und „deshalb war er sorgfältig darauf bedacht, diesen Mangel bei seinen Söhnen nicht aufkommen zu lassen" (Die Familie Gratz: 10). Die Eltern von Gratz legten Wert darauf, dass sich ihr Sohn auch das Ungarische frühzeitig aneignete, deshalb schickten sie ihn „in Tausch" nach Miskolc, wie es damals zwischen den anderssprachigen Familien in Ungarn so üblich war. Nach dem Aufenthalt in Miskolc stellten die Eltern mit Freude fest, dass Gustav ganz „tüchtiger magyar ember lett". Nachdem der Vater der Einladung der Klausenburger evangelischen Kirchengemeinde nachgekommen war und die Familie nach Klausenburg/Kolozsvár/Cluj umgesiedelt hatte, setzte Gustav Gratz seine Schulbildung im unitarischen Obergymnasium in Klausenburg bzw. im sächsischen Gymnasium in Bistritz/Beszterce/Bistrita fort. Das z.T. sächsische, z.T. ungarische und z.T. rumänische Milieu durfte auf seine politischen Auffassungen bezüglich des Zusammenlebens der verschiedenen Nationen und Nationalitäten nicht unbedeutend eingewirkt haben. (Mit Alexander Vajda-Voevod, dem späteren rumänischen Ministerpräsidenten, verband ihn eine enge Freundschaft.) Er wurde von seinen ungarischen Klassenkammeraden verdächtigt, „schwarzgelb", also kein richtiger ungarischer Patriot zu sein, als er seine Sympathien gegenüber der Regierung von Kálmán Tisza nicht verheimlichte. Von siebenbürgisch-sächsischer Seite warf man ihm vor, die ausgesprochene Notwehrsituation der Siebenbürger Sachsen gegenüber dem ungarischen Staat nicht anerkennen zu wollen.

> Zu den wichtigsten Ergebnissen des Bistritzer Aufenthaltes gehörte die nüchterne Beurteilung des Verhältnisses von Magyaren und Sachsen. War ich in Klausenburg gegen den einseitigen und übertriebenen magyarischen Nationalismus und bin ich

> in dieser Hinsicht manchmal über die vernünftigen Grenzen gegangen, so hatte ich in Bistritz oft Gelegenheit, dem beschränkten sächsisch-deutschen Nationalismus entgegenzutreten und für ein besseres Verständnis des magyarischen Standpunktes einzutreten. [...] Ich war in Igló, also unter Deutschen, ein eingefleischter Magyare, wahrscheinlich nur aus Oppositionslust. In Klausenburg wurde ich, wieder aus Oppositionslust, zu einem Anbeter von Allem, was deutsch ist. Anbeter der Sachsen war ich nie. (Die Familie Gratz: 65f)

Seine politische Karriere begann 1906 mit dem Erlangen des Mandats im kleinsten Wahlbezirk des Landes Leschkirch/Újegyháza mit 482 Wählern. Der junge Mann, der als Journalist bereits einen Namen hatte – er war Berichterstatter des „Pester Lloyd", Budapester Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", der Wiener „Die Zeit" und der „Neuen Freien Presse" – wollte auch direkt am politischen Leben teilnehmen. Zunächst dachte er daran, um die Kandidatur seiner Vaterstadt Göllnitz in den Kampf zu ziehen, wo aber die Wahlkosten wesentlich höher gewesen wären. Dabei ging es für ihn also darum, sich ein Abgerodnetenmandat – ganz egal wo – zu erwerben, und nicht darum, für die Minderheiten einzutreten, obwohl er in der Nationaltätenfrage, die für die Sachsen eine große Bedeutung hatte, immer einen, der herrschenden chauvinistischen Richtung entgegengesetzten Standpunkt vertrat. Aufgrund des in Bistritz zugebrachten Schuljahres und seiner guten Beziehungen zu den Abgeordneten der Sächsischen Volkspartei, die er während seiner journalistischen Tätigkeit in Budapest geknüpft hatte, wurde er als zu ihnen gehörig angesehen. Als die Volksschulgesetzvorlage des Unterrichtsministers Graf Albert Apponyi 1907 im Abgeordnetenhause verhandelt wurde, bekämpfte er in seiner Parlamentsrede in ziemlich rücksichtsloser Weise den Gesetzesentwurf, der eine teilweise Magyarisierung der Volksschulen bezweckte, so dass am Schluss der Rede die rumänischen Abgeordneten Gratz gratulierten, während sich Minister Graf Apponyi beim Leiter der sächsischen Parlamentsgruppe über die Schärfe des Tones der Rede von Gratz beklagte (Die Familie Gratz: 79). Seiner Meinung nach könne das Ziel der Gesetzvorlage bezüglich des ungarischen Sprachunterrichts nicht erreicht werden, so dass die für diesen Fall in Aussicht gestellte Strafe der Volksschullehrer ungerecht sei.

> Ich meine nicht, dass es jemand glauben könnte, dass sich die Schüler, die diese Sprache [Ungarisch] im Leben nie hören, diese Fremdsprache so aneignen würden, um ihre Gedanken mündlich und schriftlich klar ausdrücken zu können. (Képviselőházi Napló: 439)[1]

[1] Die zitierten ungarischen Texte habe ich (V. P.) übesetzt.

Inzwischen war er weiterhin als Berichterstatter von mehreren Zeitungen („Pester Lloyd", „Die Zeit", „Neue Freie Presse") tätig, und ab 1912 übernahm er den Posten eines geschäftsführenden Direktors des Landesverbandes der Fabrikindustriellen. Der Pfarrersohn aus einer deutschen bürgerlichen Familie kam also in ständige Berührung mit der politischen und wirtschaftlichen Elite des Landes. Er konnte am eigenen Leib erfahren, dass der gesellschaftliche Aufstieg im Vielvölkerstaat Unagrn trotz des damals herrschenden, übertriebenen ungarischen Nationalismus, wenn man ihm nicht direkt zuwiderlief, auch für Nichtmagyaren durchaus möglich gewesen war. Er zog diese Lehre aus dem Schicksal seiner Abgeordnetenkollegen, Lutz Korodi und Karl Lurtz, die ihr Deutschtum nachdrücklicher und kompromissloser betont und dem ungarischen Staat gegenüber eine schärfere Tonart vertreten hatten – der eine musste nach Deutschland auswandern, der andere schloss durch Annahme eines einträglichen Notariatspostens einen wenig ehrenvollen Frieden mit der ungarischen Regierung (Erinnerungen: 362).

In diesem Sinne gestalteten sich Gratz' Ansichten über das Verhältnis der staatstragenden Nation und der nationalen Minderheiten. Für ihn galt als Postulat, alles auszublenden, was ein friedliches Zusammenleben stören könnte. In seinem Bericht im Wahlbezirk Leschkirch an seine Wähler befasste er sich ausführlich mit der Frage des Verhältnisses zwischen Sachsen und Magyaren. Er warnte das Sachsentum ausdrücklich davor, sich dem Ungartum gegenüberzustellen. Er wies die Vorwürfe der Berliner und Wiener Presse zurück, dass sich das Sachsentum in seiner Verschlossenheit der anderen deutschsprachigen Bewohner Ungarns nicht annehme, unter ihnen das Rassenbewusstsein zu erwecken nicht bestrebt sei, und sich mit seinen 14 Abgeordnetenmandaten nicht an die Spitze der Nationalitäten-partei stelle, um Ungarn in eine Föderation der verschiedenen Nationalitäten umzuwandeln. Gratz betonte, dass eine derartige Politik nicht im Interesse der Sachsen stehe, und auch wenn sie in ihrem Interesse stehe, was nicht der Fall sei, könnten die Sachsen nichts dazu tun, denn sobald sie mit dem Ungartum in Konflikt geraten würden, hätte die Staatsgewalt zahlreiche Methoden, den politischen Einfluss und die Anzahl der parlamentarischen Mandate der Sachsen zu verringern, und die Agitation unter den ungarländischen Deutschen unmöglich zu machen. Diese Politik, von der in Deutschland die Rettung des Deutschtums erwartet werde, würde also die Existenzgrundlage von 200.000 Sachsen untergraben haben. Die Ungarn und die Sachsen seien auf Zusammenwirkung angewiesen, und beide seien daran interessiert. Dies habe aber zwei Voraussetzungen: Die Sachsen sollten dem Gedanken der Staatseinheit treu bleiben und das Ungartum sollte die kulturellen und sprachlichen Interessen des Sachsentums beachten. Es ginge eben für das Ungartum mit katastrophalen Folgen einher, wenn es die

Sachsen magyarisieren wollte. Es wäre nämlich ganz unmöglich, auch wenn sie es selbst möchten, denn sie berühren sich mit den Magyaren nur sporadisch, während ihre Rumänisierung sehr schnell vonstatten ginge, wenn ihr Rassenbewusstsein gebrochen würde. Eine Politik, die ausschließlich die Aufrechterhaltung des Ungartums bezwecke, sei bisher sowieso nicht fähig gewesen, der allmählichen Rumänisierung Sieben-bürgens Einhalt zu gebieten. In diese Politik müsse auch das Sachsentum einbezogen werden. Wenn in der Vergangenheit von beiden Seiten Fehler begangen worden seien, sollten diese vergessen, und nicht wiederholt werden (Gratz 1907). Gratz blieb ganz bis zum Zusammenbruch der Donau-Monarchie Abgeordneter des Leschkircher Wahlbezirkes.

Im Januar 1917 vollzog sich ein großer Umschwung in seinem Leben, als er auf Vorschlag des ungarischen Ministerpräsidenten István Tisza zum Chef der handelspolitischen Sektion im Ministerium des Äußern ernannt wurde. Nach einigen Monaten wechselte er an die Spitze des Ungarischen Finanzministeriums, um dann, zurückgekehrt in das Ministerium des Äußern, wieder als Sektionsschef die wirschaftspolitischen Verhandlungen in Brest-Litowsk und Bukarest von ungarisch-österreichischer Seite zu führen. So stieg er also in die höchste Beamtenschicht einer supranationalen Monarchie empor. Nach dem Zusammenbruch der Donau-Monarchie nahm er als Mitglied des Antibolschewistischen Komitees an der Vorbereitung der Machtergreifung des gegenrevolutionären Regimes in Ungarn teil. Obwohl er sich wegen seiner liberalen Ansichten mit der neuen Ära nie identifizieren konnte, übernahm er den Wiener ungarischen Gesandtenposten, dann bekleidete er von Januar 1921 an für kurze Zeit das Amt des ungarischen Außenministers, und von Februar desselben Jahres an auch das eines Nationalitätenministers. Gratz galt auch da durchaus als Freund einer kräftigen deutschen Bewegung in Ungarn, hatte auch keine Einwendungen gegen das Bestehen des Nationalitätenministeriums, wenn eine starke deutsche Bewegung mit deutschbewussten Führern tatsächlich vorhanden sei.[2]

Gratz bekannte sich nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns immer als Monarchist, und er betonte bei jeder Gelegenheit, dass er die Wiedereinsetzung des Hauses Habsburg auf den ungarischen Königsthron für eine der wichtigsten Aufgaben halte, deshalb demissionierte er nach dem ersten missglückten Restaurationsversuch König Karls IV. Nach dem zweiten, wiederum erfolglosen Rückkehrversuch von Karl wurde er mit den anderen legitimistischen Führern verhaftet, und erst nach mehreren Wochen Haft wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie wurden wegen „Verbrechens des Aufruhrs"

[2] Bericht des Budapester deutschen Gesandten, Fürstenberg; Budapest, 19. Januar 1921. AA, PA, Gesandtschaft Budapest, Karton 29.

unter Anklage gestellt. Es ist jedoch niemals zum Prozess in dieser Gelegenheit gekommen, weil Reichsverweser Horthy von seinem selten angewandten Abolitionsrecht Gebrauch machte und den Prozess im Jahre 1924 niederschlug. Der unglückliche Ausgang des Rückkehrversuchs König Karls bedeutete natürlich vorläufig das Ende seiner politischen Karriere. Er wurde aus dem Ministerium des Äußern im Jahre 1922 in den Ruhestand versetzt. Erst im Fühjahr 1924 kam er mit Ministerpräsident Bethlen wieder in Berührung, als dieser ihn bat, die Leitung des damals im Entstehen begriffenen Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins (UDV) zu übernehmen.
Gratz hatte wenig Lust zur Übernahme dieser Aufgabe.[3] Er sagte Bethlen:

> Ich sei wohl rassenmäßig ein Deutscher, lege aber auf den Unterschied zwischen deutscher und ungarischer Abstammung kein größeres Gewicht, als auf den Unterschied zwischen blauen und braunen Augen oder blonden und brünetten Haaren, weshalb ich wohl für die mir in der Organisation der ungarländischen Deutschen zugedachten Rolle wenig geeignet bin. (Erinnerungen: 179)

Schließlich konnten ihn aber Bethlen und Jakob Bleyer dazu überreden, und er erklärte sich bereit, die Führung des Vereins zu übernehmen.[4] Der eigentliche Spiritus rector der deutschen Minderheit war zu jener Zeit der Gemanist, Prof. Jakob Bleyer, ein schwäbischer Bauernsohn aus der Batschka, zu dem aber die Regierung nicht das genügende Vertrauen besaß.

> Ich kann wiederholt zum Ausdruck bringen, daß ich die Mehrheit von Bleyers im deutschen Verein auf keinen Fall für wünschenswert halte. [...] Bei der Aufstellung des Vollzugsausschusses muß dafür gesorgt werden, daß Bleyers darin keine Mehrheit haben werden, denn in diesem Fall würde das Vetorecht in der Hinsicht, daß der Verein entsprechend den Intentionen der Regierung geleitet werden kann, gänzlich illusorisch.[5]

Bleyer hatte die Gründung des Vereins veranlasst und konnte dafür Ministerpräsident Bethlen gewinnen. Bethlen erwartete vom Volksbildungs-

---

[3] Der Budapester deutsche Gesandte, Fürstenberg, berichtet am 18. Dezember 1923, es erscheine zweifelhaft, dass Gratz die Präsidentschaft übernehme. Gleichzeitig weist er darauf hin (AA, PA R74174), Bethlen wolle „seinen ehrgeizigen engeren Landsmann durch dieses Anerbieten für sich gewinnen oder ihn kompromittieren, vielleicht sogar beides. Geschickt war es jedenfalls, uns einen Mann wie Dr. Gratz zu präsentieren, der als Außenminister seine deutschen Sympathien offen bekundet hat und gegen den, von seiner ausgesprochen legitimistischen Einstellung abgesehen, eigentlich nichts einzuwenden ist".

[4] Seine Entscheidung ist wohl auch durch die Hoffnung motiviert worden, dass er dadurch in das politische Leben zurückkehren könne.

[5] Ministerpräsident Bethlens Brief an Gratz vom 27. Juni 1924, MTA TTI Nachlass Gratz, (Übersetzung – V. P.).

verein, dass dadurch die Bestrebungen der deutschen Minderheiten in Grenzen gehalten werden konnten. An der Ausarbeitung der Vereinsstatuten nahm er teil, er selbst nahm Änderungen am vorgelegten Entwurf vor (vgl. Gratz: 2001: 203).

> Der Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein hat den Beruf, die sprachlichen und kulturellen Bestrebungen des Deutschtums in Ungarn zu fördern und dabei die besten Beziehungen zu jenem Ungartum zu erhalten, das dem Lande, in dem wir leben, ein Jahrtausend hindurch den Stempel seiner nationalen Individualität aufgedrückt hat und mit dem die ungarländischen Deutschen stets in einer nicht nur äußerlichen und zufälligen, sondern in einer wahren Herzensgemeinschaft gestanden sind. (Gratz 1938: 71)

Gratz sah seine Aufgabe in der Vermittlung zwischen der Regierung und der deutschen Volksgruppe in Ungarn. Er setzte sich für die kulturelle Bestrebungen der Deutschen in Ungarn ein, die den muttersprachlichen Unterricht und die muttersprachlichen Bildungsmöglichkeiten beinhalteten, lehnte aber jegliche Bestrebungen vehement ab, die die deutsche Minderheit politisch zu organisieren trachteten. Das würde nämlich – wie er meinte – das seit Jahrhunderten bestehende friedliche Zusammenleben zwischen Ungartum und Deutschtum in Ungarn zerstören, was unabsehbare Folgen haben werde.

> Angesichts meiner seit meiner frühesten Jugend gehegten Überzeugung von der Sinnlosigkeit jeder Überspitzung der nationalen Gegensätze war natürlich mein ganzes Streben darauf gerichtet, den bisherigen Zustand der gegenseitigen Zufriedenheit des Ungartums mit der deutschen Minderheit und der deutschen Minderheit mit dem Zusammenleben im Kreise des Ungartums von jeder Störung zu bewahren. Das war meiner Ansicht nach im Interesse des Ungartums gelegen, denn erstens reichte seine Kraft zu einer Assimilierung der deutschen Landbevölkerung nicht aus, während in den Städten der Assimilationsprozeß schmerzlos und ohne Zwang, gewissermaßen automatisch von sich ging und zweitens hätte eine unter äußerem Druck erzwungene Assimilierung, wenn man sie trotz ihrer Aussichtslosigkeit dennoch versucht und damit hunderttausenden von Existenzen das Leben unleidlich gemacht haben würde, den Weg für ein vertrauensvolles Beisammenleben der Deutschen und für ihre willige Unterordnung unter die Führung des Ungartums vollständig verrammelt. Es war aber auch im Interesse des ungarländischen Deutschtums gelegen, auch weiterhin im guten Einvernehmen mit den Magyaren zu bleiben, denn es war damit zu rechnen, daß im Falle der Störung des bisherigen Verhältnisses zwischen den beiden der staatliche und offizielle Apparat mit Erfolg darauf ausgehen werden, den Deutschen die Existenz zu erschweren, besonders aber ihnen die Pflege ihrer Muttersprache unmöglich zu machen. Zur Erhaltung des Einvernehmens zwischen Ungartum und Deutschtum waren zweierlei nötig: einerseits im Ungartum die Erreichung der Einsicht, daß es nicht gegen seine Interessen verstößt, wenn man die Deutschen Ungarns in der Benützung ihrer Sprache

> unter einander und im Verkehr mit den Behörden nicht behindert und ihnen auch nicht die Möglichkeit nimmt, daß ihre Kinder sich das Lesen, Schreiben, Rechnen, Beten und die allerelementarsten Kenntnisse in ihrer Muttersprache aneignen und andererseits in der deutschen Minderheit die Erkenntnis wachzurufen, daß es bedenklich und auf die Dauer auch für sie nachteilig wäre, wenn durch ihre Vermittlung und über sie unerwünschte ausländische politische Einflüsse in Ungarn Eingang finden. Damit war den Leitern der deutschen Minderheit eine doppelte Aufgabe gegeben. Ich war mir ihrer von Anfang an bewußt und war bestrebt, nach beiden Richtungen zu tun, was mir notwendig schien. (Erinnerungen: 305)

Diese Grundsätze vor Augen haltend wirkte er auch als Abgeordneter des Bonnharder (Bonyhád) Wahlkreises, dessen Mandat er von 1926 bis 1935 innehatte (vgl. Tilkovszky 2002).

Nach dem Friedensdiktat von Trianon äußerten sich mehrere angesehene ungarische Politiker dahingehend, dass Ungarn eine tolerante Minderheitenpolitik betreiben sollte. Einerseits konnte man nur in diesem Falle für die ins Minderheitenschicksal geratenen Magyaren die ihnen zustehenden Rechte verlangen, andererseits wollte man mit einer vorbildlichen Minderheitenpolitik die Revisionsbestrebungen Ungarns auch für die nichtmagyarischen – vor allem deutschen – Bevölkerung der abgetrennten Gebiete schmackhaft machen (vgl. Gratz 2001: 193ff).

In diesem Sinne erließ man die Nationalitätenverordnung im Jahre 1923[6], die den Eltern in den von Nationalitäten bewohnten Gebieten das Recht einräumte, über den Typ der Schule zu entscheiden: Typ A – der Unterricht erfolgte gänzlich in der Muttersprache, das Ungarische war nur Pflichtgegenstand; Typ B – die Unterrichtssprache war zur Hälfte die Muttersprache und zur Hälfte die ungarische Sprache; Typ C – der Unterricht erfolgte in ungarischer Sprache, die Nationalitätensprache war nur Pflichtgegenstand, sowie den Gesetzartikel 2 im Jahre 1924 (Bellér 1975: 253–276) „über die Sicherstellung der Kenntnis der Nationalitätensprachen bei den öffentlichen Ämtern". Gratz, zu der Vorbereitung der Verordnung hinzugezogen, beanstandete, dass sich der Verordnungsentwurf zu sklavisch an die alte Terminologie des Nationalitätengesetzes von 1868 anschließe, wo doch das Gesetz von 1868 im Auslande stark kompromittiert sei, und er verlangte, dass ein ganz liberales neues Nationalitätengesetz ausgearbeitet werden sollte, welches den durch die Friedensverträge gegebenen neuen internationalen Bezügen der Minderheitenfrage Rechnung trage, und auf die von Ungarn abgetrennten Nationalitäten Anziehungskraft ausüben könne.[7]

---

[6] Die Verordnung des Ministerpräsidiums 4800/1923. M.E. wurde in Bezug auf die Minderheitenschulen durch die Verordnung 110478/1923. VIII. a. VKM sz. präzisiert.

[7] Gratz im Jahre 1932. Aufzeichnung über eine Enquete in der Sache der Minderheitsfrage. AA, PA R74174.

Das nächste Jahrzehnt verging im Zeichen des Kampfes um die Umgestaltung der Volksschulen in den von Deutschen bewohnten Gebieten gemäß der Schulverordnungen. Weder die Regierung Bethlen, noch die nachfolgenden Regierungen traten für die Verwirklichung des Volksschulunterrichtes für die Minderheiten energisch ein, geschweige denn die untergeordneten Behörden, welche deren Durchführung ausgesprochen sabotierten. Die Sache wurde ohnehin dadurch erschwert, dass 80–85% der Volksschulen in den betroffenen Siedlungen konfessionell waren, für die die Schulverordnungen nicht obligatorisch galten. Die Regierung, die die Verordnungen nicht einmal in den staatlichen Volksschulen restlos einhalten ließ, versuchte im Falle der konfessionellen Volksschulen nicht ernsthaft, die Ansprüche der Minderheiten zu erfüllen. Es ist zu bezweifeln, dass sämtliche verantwortlichen ungarischen Regierungskreise ernstlich eine angemessene Lösung des Volksschulunterrichtes für die Minderheiten gewünscht hätten. Die Komitats- und Ortsbehörden hielten es meistens geradezu – oft mit fremdstämmigen Beamten an der Spitze – für eine patriotische Tat, die Magyarisierung der Minderheiten voranzutreiben.

Gratz und Bleyer arbeiteten in der Führung des UDV in Bezug auf den Ausbau des Volksschulunterrichtes für die deutsche Minderheit in völliger Eintracht zusammen. Gratz als „Vermittler" zwischen der deutschen Minderheit und der ungarischen Regierung unterstützte diese Bestrebungen von Bleyer mit voller Überzeugung. Sie waren auch in der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des guten Einvernehmens zwischen dem ungarländischen Deutschtum und dem Ungartum einverstanden. Während aber Bleyer es für notwendig hielt,[8] das nationale Bewusstsein des Deutschtums in Ungarn zu erwecken und sich mit dem Gedanken trug, eine selbständige deutsche Nationalitätenpartei zu gründen, lehnte dies Gratz entschieden ab. Nach Gratz' Meinung würde nämlich eine solche Partei, um nur ihre Existenzberechtigung zu beweisen, fortwährend mit neuen nationalen Forderungen auftreten, was im Ungartum Gegenreaktionen hervorrufen, und schließlich die Existenz des Deutschtums erschweren würde. Unterschiedlich beurteilten sie auch die Frage der Assimilation der Deutschen in Ungarn. Gratz hielt die Bestrebungen für die Assimilierung der deutschen Minderheit für unnütz, und wenn sie mit Gewalt erfolgte, verurteilte er sie geradezu. Er hatte keine Befürchtungen, dass diese je von Erfolg sein könnten. Bleyer befürchtete ständig, dass das Deutschtum in Ungarn verschwinden werde, wenn man sein nationales Bewusstsein nicht erwecke. Gratz fand daran

[8] Bleyer hat es Gratz verheimlicht, dass er und einige seiner Mitarbeiter vom Deutschen Reich finanzielle Unterstützung erhalten haben, die über New York auf das Konto Bleyers überwiesen worden ist. Bericht der Budapester deutschen Gesandtschaft, Budapest, 18. Juni 1925, AA, PA R74175.

nichts auszusetzen, wenn jemand, der aus dem Deutschtum in höhere Gesellschaftsschichten aufstieg, freiwillig seine Zugehörigkeit zum Deutschtum abstreift, auch wenn er es für überflüssig hielt. Für Bleyer galt die Verleumdung des eigenen Volkstums geradezu als Sünde, die zu verurteilen und zu bekämpfen sei. Damit im Zusammenhang wollte Bleyer, dass die Regierung deutsche Mittelschulen einrichtete, damit auch solche Personen einen höhere Qualifikation erfordernden Beruf bekleiden können, die ihre ganze Erziehung in deutscher Sprache erhielten, so dass in Ungarn allmählich eine rein deutsche Intelligenz enstehen könnte. Gratz unterstützte dies – unter Berufung auf auf ihr eigenes Beispiel – nicht; sie wurden doch beide in ungarischen Schulen erzogen, und vergaßen weder die deutsche Sprache, noch verloren sie ihren Anschluss an die deutsche Kultur.

Der Unterschied zwischen ihren Auffassungen, sowie die Tatsache, dass Graf Bethlen im Sommer 1931 vom Posten des Ministerpräsidenten zurückgetreten war, und sein Nachfolger Graf Gyula Károlyi zum UDV eine gleichgültige Haltung eingenommen hatte, veranlasste Gratz im August 1932, die für ihn immer lästigere Präsidentschaft des Vereins niederzulegen. An den Verhandlungen über die Neuregelung der Volksschulen für die Minderheiten nahm er aber auf Wunsch der Regierung weiterhin teil. Während der Verhandlungen forderte ihn die Regierung auf, sich wieder an die Spitze des UDV zu stellen, denn die von der Regierung in Aussicht gestellten Zugeständnisse sollten nur für diesen Fall gelten. Nach Bleyers Tod im Jahre 1933 wurde die Frage der Besetzung der Präsidentschaft noch aktueller. Nachdem er sowohl von der ungarischen Regierung,[9] als auch von den Vertretern der in Bleyers engerem Kreis ins Leben gerufenen Kameradschaft aufgefordert worden war, den Vorsitz zu übernehmen, und ihm auch die reichsdeutschen Organisationen, die sich mit dem Auslandsdeutschtum befassten, ihre Unterstützung zugesichert hatten, wurde im Mai 1934 wieder Dr. Gustav Gratz zum Präsidenten des Vereins gewählt (vgl. Gratz 2001: 287f; Bellér 2000: 29ff).

Von der Mitte der 30er Jahre an fanden die Ideen des deutschen Nationalsozialismus in einer immer breiteren Schicht der ungarischen Gesellschaft, und so natürlich auch im ungarländischen Deutschtum, Widerhall. Die Regierung beobachtete mit ansteigender Ungeduld die durch die reichsdeutschen Organisationen geführten volksdeutschen Agitationen in den von Deutschen bewohnten Dörfern. Auch die Gegensätze innerhalb des UDV spitzten sich immer mehr zu. Die radikalen Elemente in der Kameradschaft, die hinter dem Rücken der ungarischen Regierung und des Präsidenten des Vereins aus Deutschland regelmäßig große Geldsummen bezogen,

[9] Ministerpräsident Gömbös Brief an Gratz, Budapest, 2. Mai 1934, MTA TTI Nachlass Gratz, in: Gratz [o.J., vermtl. 1938]: 185–192.

legten den Akzent im Gegensatz zu Gratz nicht mehr auf die Zusammenarbeit des Ungartums und des Deutschtums in Ungarn, sondern auf die Erweckung des völkischen Bewusstseins der Deutschen in Ungarn und auf den völkischen Zusammenhalt mit dem Reichsdeutschtum. Die ungarische Regierung erwog bereits die Auflösung des UDV, nahm aber auf Gratz' Intervention hin wieder Abstand davon. Statt dessen setzte sie sich zum Ziel, die radikalen Elemente durch Hilfe von Gratz zu verdrängen. Gratz konnte sich die Verwirklichung im Falle der Erfüllung zweier Bedingungen vorstellen: Die ungarische Regierung sollte die Volksschulverordnungen in Bezug auf die Minderheiten tatsächlich durchführen, und die ungarischen Behörden sollten damit aufhören, die Tätigkeit des UDV zu behindern. Ministerpräsident Gyula Gömbös, dessen Mutter ebenfalls eine Schwäbin war, versprach die Erfüllung der Bedingungen. Weitere Forschungen könnten es vielleicht erhellen, dass entweder der Regierung die ernsthafte Absicht fehlte, den auch durch die Regierung anerkannten kulturellen Bedürfnissen der Deutschen in Ungarn nachzukommen, oder sie unfähig war, ihren Willen gegen die ungarisch-nationalistisch gesinnten Beamten der Ortsbehörden durchzusetzen. Es ist jedenfalls Tatsache, dass weder die Durchführung der zu Weihnachten 1935 erlassenen neuen Volksschulverordnung, die statt der drei Minderheitenschultypen die Einführung der einheitlichen Minderheitenschule mit zur Hälfte ungarischer und zur Hälfte deutscher Unterrichtssprache beabsichtigte, befriedigend erfolgte, noch die Behinderung der Vereinstätigkeit der Filialen des UDV durch die Behörden ein Ende nahm. Gratz wies in mehreren Berichten und Memoranda an die ungarische Regierung wiederholt darauf hin, dass dadurch die moralische Grundlage, auf der der Kampf gegen die radikale Gruppe aufgebaut wurde, das heißt, dass die Durchführung der Volksschulverordnung und die freie Tätigkeit des Vereins nur durch die Verdrängung der unter dem Einfluss des deutschen Nationalsozialismus stehenden Elemente gesichert werden könne, weil das Misstrauen der ungarischen öffentlichen Meinung gegenüber den Bestrebungen der Deutschen in Ungarn nur so beheben werden könne, zu verschwinden schien.

> Kann man sich hiernach wundern, wenn in Deutschland ständig geschrieben wird, die Schulverordnung sei eine bloße Augenwischerei, die vom Gesichtspunkt des Deutschtums die bestehende Lage nicht verbessert, sondern verschlechtert habe? Und kann man sich darüber wundern, wenn die mit reichsdeutschen Geldern arbeitende Bewegung unter Hinweis hierauf und mit der Erklärung, die Zusammenarbeit mit dem Ungartum und mit der ungarischen Regierung bringe den Deutschen nicht die Erfüllung der kulturellen Bedürfnisse, diese könne nur durch die Erweckung des nationalen Selbstbewußtseins des Deutschtums und vielleicht mit Unterstützung Berlins erreicht werden, immer breitere Kreise für sich gewinnen kann? Jene, die die Lösung der Schulfrage behindern, sind die erfolgreichsten Pacemaker der Bewegung,

> die sie dann selbst als Pangermanen und als Hakenkreuzler bezeichnen, und als solche für gefährlich erachten [...] Vor einem Jahr habe ich schriftlich erklärt, daß ich, da ich mein Auftreten gegenüber der Gruppe Huß–Basch immer damit begründet habe, daß man auf diese Weise die Lösung der Schulfrage am besten sichern könne, in dem Falle jedoch, da die Schulreform als gescheitert zu betrachten sei, gezwungen wäre, das Versagen meiner Politik einzugestehen und vom Präsidium des Vereins zurückzutreten. Heute muß ich mir bereits die Frage stellen, ob dieser Zeitpunkt nicht unmittelbar bevorsteht?[10]

Dieser Zeitpunkt ist dann im November 1938 unzweifelhaft gekommen, als die ungarische Regierung im Schlepptau des Dritten Reiches diejenige Bewegung legalisierte, die sie bis dahin im Rahmen des UDV unter der Leitung von Gratz zu verdrängen bemüht war. Damit endete Gratz' Tätigkeit in der Minderheitenpolitik mit einem völligen Misserfolg.[11] Gratz nahm vom ersten bis zum letzten Moment in seiner Rolle als „Vermittler" zwischen der ungarischen Regierung und der deutschen Minderheit in Ungarn anderthalb Jahrzehnte hindurch den Standpunkt ein, dass die Sicherstellung der kulturellen Rechte der Minderheit nur mit Zustimmung der Mehrheitnation vorzustellen sei.[12] Bleyer, der die enge seelische und politische Zusammengehörigkeit des Ungartums und des Deutschtums in Ungarn am suggestivsten zu formulieren vermochte, wurde am Ende seines Lebens in dem Glauben wankend, dass das Ungartum dem Deutschtum in Ungarn die Möglichkeit zur vollen kulturellen Entfaltung freiwillig geben werde, deshalb begann er sich an reichsdeutschen Kreisen zu orientieren.[13] Damit ist es zu erklären, dass sich sowohl die Basch-Richtung als auch die Gratz-Richtung gleichermaßen zum geistigen Erbe Bleyers bekannte (vgl. Bellér 2000: 12ff), Letztere in nicht geringem Maße aus taktischen Gründen. Für die jüngere Generation um Franz Basch war dieses für sie altmodische Überbleibsel des „Hungarus-Bewusstseins" nicht mehr zu verstehen, welches die verschiedenen Nationen zu einer politischen Nation

---

[10] Gratz' Memorandum an Ministerpräsident Kálmán Darányi vom 14. September 1937, MTA TTI Nachlass Gratz; Deutsche Übersetzung in: Tilkovszky 1989: 251–260).

[11] Es ist für das Verhalten von Gratz charakteristisch, dass er nach der offiziellen Anerkennung der volksdeutschen Richtung – nachdem er vom Vorsitz des bald danach eingegangenen UDV zurückgetreten war – sie niemals öffentlich bekämpfte, und als er darum ersucht wurde, bei der Gründung eines neuen deutschen Tagesblattes zur Bekämpfung der volksdeutschen Richtung mitzuwirken, insbesondere durch die Beschaffung der für diese Zeitung notwendigen Geldmittel, lehnte er dieses Ansinnen entschieden ab, obwohl es ihn auf Grund seiner guten Beziehungen zum Bankkapital nur ein Wort gekostet hätte (Erinnerungen: 365f).

[12] Gratz gab eine Sammlung seiner Reden und Schriften bezüglich des Ungarndeutschtums heraus (= Gratz 1938).

[13] Bleyers Brief an Gratz, 6. August 1932, MTA TTI Nachlass Gratz; Gratz [o.J., vermutl. 1938]: 17ff.

verband, und statt dessen machte sie sich – größtenteils im Bann des Macht ausstrahlenden und Erfolg versprechenden Nationalsozialismus – die Idee der über die Staatsgrenzen hinausweisenden Volksgemeinschaft[14] zu eigen. Gratz lehnte die Verkündung der Volksgemeinschaft eindeutig ab, vor allem im Bewusstsein der darin verborgenen Gefahren, denn seiner Meinung nach sei sie nur eine feinere, taktvolle, durchdachte und den Realitäten eher Rechnung tragende Ausgabe der alten alldeutschen Bestrebungen. Er bestritt, dass die gemeinsame Sprache in jedem Fall auch eine Kulturgemeinschaft schaffe. Auf die kulturelle Entwicklung der Volksgruppen würden auch von der Sprache unabhängige Faktoren einwirken: in erster Linie die Umgebung, in welcher sie leben. Aber ohne das Vorhandensein der gemeinsamen Sprache könne über keine Kulturgemeinschaft gesprochen werden. Allein die Anerkennung der Volksgemeinschaft steigere – so die Argumentation von Gratz – nicht die Befriedigung einer nationalen Minderheit, deshalb gehöre sie auch nicht zu ihren Wünschen. Die Minderheitenbewegungen können zwei Beweggründe haben. Der eine ist es, zur Mehrheit zu werden. Das sei aber nur mit Grenzänderungen zu erreichen, vorausgesetzt, dass die Minderheit nicht assimiliert werden möchte. Der andere sei die Bestrebung, dass die Minderheit ihre Sprache, die Schätze ihrer Kultur usw. vor dem sie betreffenden Assimilationsdruck, welcher sie darum bringen will, bewahren kann, was für die Minderheit aus seelischen und Bequemlichkeitsgründen Opfer bedeuten würde. Die Verkündung der Volksgemeinschaft, der unzweifelhaft bestehende Verbindungen zugrunde liegen, rufe in der Mehrheitnation Misstrauen hervor, denn sie würde befürchten, dass die Minderheit unter dem Deckmantel der kulturellen Bindungen fremde politische Interessen fördern werde, und unter solchen Umständen würden die berechtigten kulturellen Bedürfnisse der Minderheit in steigendem Maße auf Schwierigkeiten stoßen.

> Ich meinerseits halte im Gegensatz zum Gedanken der Aufstellung und institutionellen Herausbildung der sich auf mehrere Länder erstreckenden Volksgemeinschaft die alte Auffassung für richtiger, welche die Minderheitenfrage direkt zwischen dem Staat und den Minderheiten zu bereinigen bestrebt war. (Gratz 1932: 306, Übersetzung – V. P.)

Die Frage, wer war eigentlich Gustav Gratz: Deutscher, Ungar, Magyarone, kann man vielleicht mit der Terminologie des 20. Jahrhunderts nicht genau beantworten. Er selbst legte einem SS-Offizier nach seiner Verhaftung durch die SS, auf dem Wege ins Konzentrationslager in Mauthausen, Folgendes aus:

> Daß ich aber deutscher Abstammung bin und an meiner deutschen Kultur festhalte, hindert natürlich nicht, daß ich mich politisch durch und durch als Ungar fühle und

[14] Vgl. zur Debatte „Staatsgemeinschaft–Voksgemeinschaft": Isbert (1932) und Mályusz (1932).

> die Interessen dieses meinen Heimatlandes mir mehr am Herzen liegen, als die Interessen des Deutschen Reiches. Wenn die beiden zusamenstoßen, so gebe ich vorbehaltlos den Interessen Ungarns den Vorrang. [...] Man nenne uns ungarländische Deutsche dort [in Deutschland] spöttisch 'ein Volk mit zwei Seelen'. Wir Ungarn deutscher Abstammung sind stolz auf diese Gesinnung. Sie sollte vorbildlich sein für alle Länder, in denen Volksgruppen von verschiedener Abstammung und mit verschiedener Muttersprache beisammenleben. In der Nachahmung dieses Beispiels liegt die einzig mögliche friedliche Lösung der Nationalitätenfrage. Sie bietet den besten Weg zur Beseitigung des Nationalitätenhaders in diesen Ländern. Überall, wo dieses dornige Problem gelöst ist, geschah das auf dieser Grundlage. (Erinnerungen: 359f)

Die Laufbahn von Gustav Gratz repräsentiert eine Alternative für Minderheitenangehörige, ihre Sprache und Kultur zu bewahren und zeigt auch für heute in Europa/der EU anstehende Probleme bei Minderheitenfragen Lösungsansätze auf. Seine Bestrebungen als Vermittler zwischen Minderheit und Mehrheit scheiterten, aber auch die Politik seiner Kontrahenten führten zur Katastrophe. Ob der von Gratz vorgeschlagene Weg für die Deutschen in Ungarn unter günstigeren internationalen Verhältnissen und bei einer toleranten ungarischen Nationalitätenpolitik von Erfolg gewesen wäre, bleibt für immer dahingestellt.

Quellenverzeichnis und Literaturhinweise

Quellenverzeichnis

Gratz, G.: Familiengeschichte mit einer bis zum Jahre 1919 reichenden Autobiographie. Unveröffentl. Handschrift. In: Österreichisches Staatsarchiv, Nachlass-Sammlung, B.u.C/19; bzw. in: Hadtörténelmi Levéltár, Budapest, Gratz Gusztáv hagyatéka [Archiv für Kriegsgeschichte, Budapest, Nachlass von Gustav Gratz]. [Zit. als: Die Familie Gratz]

Gratz, G.: Erinnerungen für die Jahre 1917 bis 1945. Unveröffentl. Handschrift. In: Österreichisches Staatsarchiv, Nachlass-Sammlung, B.u.C/19; bzw. in: Hadtörténelmi Levéltár, Budapest, Gratz Gusztáv hagyatéka [Archiv für Kriegsgeschichte, Budapest, Nachlass von Gustav Gratz]. [Zit. als: Erinnerungen]

Gratz, G. (1907): *A magyarok és a szászok viszonya* [Das Verhältnis zwischen den Sachsen und den Ungarn]. In: Pesti Hírlap, 31. Dezember 1907.

Gratz, G. (1923): *Über die Frage der nationalen Minderheiten in Rumpfungarn.* In: Pester Lloyd, 19. Mai 1923 (Morgenblatt).

Gratz, G. (1932): *Állami közösség és népközösség* [Staatsgemeinschaft und Volksgemeinschaft]. In: Magyar Szemle, August 1932.

Gratz, G. [o.J., vermutl. 1938]: *Deutschungarische Probleme*. Hrsg. vom Neuen Sonntagsblatt. Budapest.

Gratz, G. (2001): *Magyarország a két háború között*. Szerkesztette, a jegyzeteket és az utószót írta Paál Vince [Ungarn zwischen den beiden Kriegen. Hrsg., mit Anmerkungen und Nachwort von Vince Paál]. Budapest. Képviselőházi Napló, 24. April 1907, Band VIII: 438–442 [Protokolle des ungarischen Abgeordnetenhauses].

Gratz-hagyaték. Magyar Tudományos Akadémia, Történettudományi Intézet, Kézirattár [Nachlass Gratz. Ungarische Akademie der Wissenschaften, Institut für Geschichtswissenschaften, Handschriftensammlung]. [Zit. als: MTA TTI Nachlass Gratz]

Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin (= AA, PA). R74174, R 74175, Gesandtschaft Budapest, Karton 29.

Literaturhinweise

Bellér, B. (1975): *Az ellenforradalom nemzetiségi politikájának kialakulása* [Die Herausbildung der Nationalitätenpolitik der Konterrevolution]. Budapest.

Bellér, B. (2000): *Vom Volksbildungsverein zum Volksbund. Geschichte der Deutschen in Ungarn 1933–1938*. (Aus dem Madjarischen von Franz Wesner). Speyer.

Isbert, O.A. (1932): *A magyarországi németség birodalmi német szempont*ból [Das ungarländische Deutschtum von reichsdeutschem Standpunkt]. In: Magyar Szemle, Juli 1932.

Mályusz, E. (1932): *Az új német nacionalizmus történetírása* [Die Geschichtsschreibung des neuen deutschen Nationalismus]. In: Magyar Szemle, Juli 1932.

Tilkovszky, L. (1989): *Teufelskreis. Die Minderheitenfrage in den deutsch-ungarischen Beziehungen 1933–1938*. (Aus dem Ungarischen übersetzt von Johanna Till). Budapest.

Tilkovszky, L. (2001): *Gratz Gusztáv bonyhádi képviselősége (1926–1931, 1931–1935)* [Gustav Gratz als Abgeordneter von Bonnhard/Bonyhád (1926–1931, 1931–1936]. In: Szita-Szőts, Z. (Hrsg.) (2001): A Völgység huszadik százada. Struktúrák és konfliktusok. Előadások a III. Völgységi Konferencián (2000. október 21–22.) [Das zwanzigste Jahrhundert des Talbodens/Völgység. Strukturen und Konflikte. Vorträge auf der III. Konferenz im Talboden/Völgység (21.–22. Oktober 2000)]. Bonyhád: 85–92.

Bibliotheca Academiae Scientiarum
MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA
Hungaricae